KIPPENSAND

Heimatkalender für das Senftenberger Gebiet

2. Jahrgang

2014

radochla verlag

Alte Stadtmaua*

Paul Wilke, Senftenberg

Zeichnung Wilhelm Dilich, 1628, coloriert Rolf Radochla

Uff Gehäffte, uff ne stille Gasse
Stickchen alte Maua mittendrin,
Steene grob, wo jetze nich mehr passen,
Wo heit alle Budchen feina sin.

„Alte Stadtmaua!“ So soan de Leite,
Die doas noch von ihren Poaten hoan.
Alte Stadtmaua, zericke heite,
Welche heemlichen Gedanken goahn.

Alte Stadtmaua de letzten Trimma,
Wie uff Abbruch arm verlassen stehn.
Oaba doarum spielt een Heimatschimma:
Unsre Alten woarn bei dir doarheem.

Woas fier Wesen: Wo de poarchen Steene
Vor vill andre bloß wie Fundament.
Wo mit welcha ganzen Stadtgemeene,
Poarchen Budchen um den Markt gemeent.

Wo de Ackabirga derb Gespoaße
Nach welch schweren Not sich ausedacht,
Groad, wie vun der Salz- und Zuckastroaße.
Botschaft anno Domini gebracht.

Wo das Meißensche, de Sachsenburgen,
Schlesien und Lausitz gor vaderbt,
Wo vun Schwedenplag’, vun wildem Morden
Aller Wohlstand ausgenärbt, zerscherbt.

Oaba ooch vill hibsche Weinberggäste,
Friedensfeian, weeß welch Mauawerk,
Doas umwehrt Jahrhundate so feste,
Ehrsoam Birgaschaft vun Senftenberg –
Alte Stadtmaua, de letzten Trimma,
Wie uff Abbruch arm valassen stehn,
Oaba doarum spielt een Heimatschimma:
Unsre Alten woarn bei dir doarheem.

*Aufgefunden von Carmen Schulze. Im Original wird ein Hinweis auf den Standort der Stadtmauerreste für die Zeit des Verfassers gegeben: „Auf dem Mingauschen Grundstück, Salzmarktstraße“. Bild oben zeigt das Kreuztor von Senftenberg.

Inhaltsverzeichnis

Paul Wilke	Alte Stadtmaua	2
Rolf Radochla	Zum Geleit	5
Anett König/ Hans Hörenz/ Rolf und Edeltraud Radochla	Schau ins Land (Kalenderblätter): Die Heidehöhe, Der Hörlitzer Turm, Das Schaubergwerk F60, Die Steinitzer Treppe; Die Reppister Höhe, Der „Schiefer Turm“, Die Viktoria-Höhe, Der Aussichtsturm „Bucksche Schweiz“, Der „Rostiger Nagel“, Die Biotürme	8
Hans Hörenz	Georg Bredtschneider (1892–2001)	20
Gerhard Hartnick	Von Senftenbergs Weinbergen	23
Torsten Richter	Wo Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen	25
Hans Hörenz	Schon mal gesehn? Wasserturm in Lauchhammer, gebaut vor 60 Jahren	28
Bernd Gork	Der Umbau der Wendischen Kirche von Senftenberg zum Gemeindezentrum	29
Johannes Remenz	Dorfkirche Dörrwalde	32
Regina Domann	Die evangelische Martin-Luther-Kirche Brieske – Grube Marga wird 100!	35
Hans Hörenz	Erinnerung 2014	37
Manfred Kuhnke	Bomben auf die BRABAG	41
Irene Teichmann	„ … an einen unbekannten Ort im Wald gebracht“	45
Torsten Richter	Otto Rindt – Ein Vater des Lausitzer Seenlandes	49
Götz Wendt	Wie das Telefon nach Senftenberg kam und Geschichten drum herum	50
Steffen Kober	Wie die Vogelsiedlung zu ihrem Namen kam	53
Carmen Schulze	Hermann Wolschke – Ein Raunoer erobert mit deutscher Wurst Japan	58
Bernd Lunghard	Der Weihnachtsmann im Sommer	60
Walter Karge	Noch gemerkt und Glück gehabt	61
Hans-Hermann Schneider	Meine Lehrzeit im Kraftwerk Lauta	63
Hans Kober	Die Niederlausitz und ihre 100-jährige Geschichte der öffentlichen Stromversorgung 1898–1998, Teil 2	67
Walter Karge	Unter Bückgen freigelegt	71
Markus Kurth	Kulturhaus Plessa	74
Jan Poppe	Senftenberg, die einstige Bergarbeiterstadt – seit Jahrzehnten auch Fach- und Hochschulstandort	77
Carmen Schulze	Ein Großräschener Haus mit vielen Namen	79
Sandra Mähl	Glück zu! Windmühlen in und um Senftenberg	81
Hans Hörenz	Schon mal gesehn? Die weltgrößte Windenergieanlage ihrer Art	83
Jan Poppe	Schon mal gesehn? Feuerwachturm nahe Sedlitz	84
Hans-Udo Vogler	Alte Wege – Neue Kenntnis	85
Joachim Pendziwiater	Motorsport im Glückauf-Stadion	88

Horst Zenzius	Senftenberger Kinogeschichte	89
Harry Bigalke	Erinnerungen an die Landfilmzeit von damals ...	93
Waltraud Bigalke	Martha und der Landfilm	96
Manfred Kuhnke	Chopin und sein Walzer in cis-Moll	97
Gerhard Hartnick	Die Entstehung des Senftenberger Fußballgaus	99
Irene Teichmann	Die Geschichte vom „Plon“	100
Helmut Ruhland	Aus der Sagenwelt: Die „Blaue Blume“ vom Koschenberg und ähnliche Sagen	102
Brigitte und Bernd Lunghard	Aus dem Schulalltag	105
Rolf Radochla	In Sachen des Stadtmusikus Carl Ernst Schwahn wider die Dorfgemeinde zu Reppist	109
Hans Hörenz	Vom Bergbauhaus zum Kreishaus	111
Rolf Radochla	Radbot oder die Schlacht am Koschenberg / Der Fälscher aus Lauban	115
Jonas Beran	Früheisenzeitliche Siedlung an der Schwarzen Elster vor zweieinhalb Jahrtausenden	121
Hans Hörenz	Schon mal gesehn? Wassertürme in Schwarzheide	127
	Abbildungsverzeichnis	128

Zum Geleit

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit „Kippensand 2014“ legen wir Ihnen ein Buch vor, von dem wir glauben, dass es mit seinen vielen verschiedenen Geschichten, Bildern, Erzählungen und Beiträgen bei Ihnen wiederum Interesse finden wird. Sicherlich wird mancher Leser das eine oder andere Thema vermissen – das ist uns bewusst. Bei aller angestrebten Vielfältigkeit und unterschiedlichen Leserinteressen können nur solche Geschichten in „Kippensand“ enthalten sein, die jemand aufgeschrieben hat und für die wir die unumgänglichen Illustrationen gefunden haben. Deshalb freuen wir uns über jeden, der uns seine Beiträge zuschickt. Der Inhalt ist dabei wichtiger als ein geschliffener Stil, wissen wir doch, dass nicht jeder Autor ein Schriftsteller sein kann. Wenn unbedingt notwendig, können wir versuchen, die Lesbarkeit eines Textes mit ausdrücklichem Einverständnis des Autors zu verbessern, ohne den Inhalt zu entstellen.

So könnte man doch etwas über seine Schule schreiben. Jeder ist wohl irgendwann in eine solche gegangen oder in mehrere. Da gibt es meist Klasssenbilder mit 20, 30 und mehr Kindern drauf, die heute oft im reifen Alter sind und sich freuen würden, wenn sie sich in „Kippensand“ wiederfänden.

Als ich zur Schule kam, 1957, hatte man unsere Dorfschule in Sauo bereits geschlossen. Meine beiden Schwestern sind dort noch zur Schule gegangen. Eine Lehrerin hieß wohl Fräulein Wolf. Vielen Sauoern tat es leid, die 1908 erbaute, mit einer großen Feier eingeweihte Schule zu verlieren, war es doch auch so etwas wie eine Degradierung des Dorfes, wenn es keine Schule mehr besaß. So kam es, dass wir mit dem Schulbus nach Meuro in die Grundschule mit vier Klassenräumen gebracht wurden. Die erste Fahrt der Schulanfänger jedoch, zur Feier der Schuleinführung, fand auf einem mit Pferdekraft betriebenen Pritschenwagen meines Vaters statt. Kinder und Eltern sammelten sich auf dem Meuroer Schulhof. Man ließ uns paarweise in einer Reihe antreten und führte uns so in unseren Klassenraum. Mit Pfeifen versuchte ich dabei wohl meine Aufregung vor dem zu Erwartenden auf diesem Gang zu überspielen. Im dunklen Treppenhaus hörte es der Herr Pfarrer. Ich kannte den Herrn nicht, er aber fühlte sich gemüßigt, dem Bauernlümmel Benehmen beizubringen und raunzte mich wegen Pfeiferei ganz mächtig an. So erhielt meine Freude auf die Schule erst einmal einen Ordnungs-Dämpfer. Doch bald war es vergessen. Die neue zweite Klasse erzählte und zeigte in einem Spiel den Frischlingen, was sie alles gelernt hatten, in ihrem ersten Jahr – das lenkte vom vorherigen unangenehmen Geschehen ab. Und ganz ausgesöhnt war ich, als auch für mich eine Zuckertüte dabei war – an deren Inhalt ich mich jetzt leider nicht mehr erinnere.

Sammlung Rolf Radochla

Die dritte Klasse in der Grundschule Meuro mit Lehrer Dörfer im Jahre 1959

Unser Lehrer hieß Dörfer, drei Jahre lang. Im vierten übernahm Direktor Wall-

witz. Werken und Handarbeit unterrichtete meine Tante Ilse Noack, die zwar keine Lehrerin war, aber künstlerisches Gespür und Geschick im Gestalten hatte. In unserer Klasse saßen neben uns „Sauoschen“ die Jahrgangsgenossen aus Meuro und eine Handvoll Drochower. Vor der fünften Klassenstufe wurden wir wieder auseinander gerissen. Jene besuchten nun die Annahüttsche Schule, wir die III. Senftenberger in der Calauer Straße. Einige Lehrer fallen mir dabei ein: die Klassenlehrer Frau Kirpal (5–7), Herr Kühn (8), Herr Malina (9 und 10 / *Malimo der Knitterfeste*), Deutsch bei Frau Bundesmann und Fräulein Skobowski, Musik bei Herrn Ziegler (*Wandernote*), später auch Astronomie im Planetarium, Russisch zuletzt bei Herrn Gürtler; Baston hieß der Direktor und der Hausmeister Malinowski oder ähnlich. Letzteren fragte ich mal, was mit dem Wackelstuhl im Kartenraum geschehen solle und bekam von ihm den Rat, daraus Feuerholz zu machen, was von mir zwar als Ernst verstanden, aber wohl nicht so gemeint gewesen sein sollte, denn nachdem ich demgemäß handelte, war der Teufel und ich anschließend meinen geliebten Kartenausgabepausenposten los.

Sammlung Georg Fenger

1961/62 - Klasse 5c (oben) und Klasse 5a (unten) der Schule III in Senftenberg

Sammlung Rosel Klepel

Leider kann ich mich nicht mehr an alle Lehrernamen erinnern. Doch denke ich an Herrn Schlosser, unseren Chemielehrer, ist mir beschämt zu Mute. Der erschien uns Schülern als kranker und hilfloser Mann. Dennoch – oder gerade deswegen (?) – stahlen wir hinter seinem Rücken aus dem Chemikalienschrank diese oder jene Substanz, während er sich bemühte, uns in der Arbeitsgemeinschaft Spaß an der Chemie beizubringen.

Wir Sauoer Schüler wurden weniger, da öfter Familien aus dem vom Bergbau bedrohten Ort wegzogen. Das fing schon in der ersten Klasse an. Der eine oder andere blieb sitzen, ein paar durften oder wollten den Schulbesuch nach der Achten nicht mehr fortsetzen. Die besten Schüler waren zum Abitur an der Erweiterten Oberschule (EOS)

erkoren. So kam es an der Schule III erneut zum Schülermix – aus drei Klassen mach zwei in den letzten zwei Jahren der zehnklassigen Polytechnischen Schule (POS).

Ende der Zehnten gab's Prüfungen und davor eine tolle Vorbereitungszeit. Wir lagen am „Grünen Teich", von Sauo aus gesehen hinter der Brikettfabrik Berta/Rosa-Luxemburg, in der Sonne, nahmen nur manchmal ein Lehrbuch oder Heft zu Hand. Zur Unterstützung in der von mir gefürchteten Deutschprüfung, kaufte ich mir in einem Senftenberger Laden ein Christenkreuz, obwohl ich eigentlich gar keine Beziehung zum Christentum hatte und nicht daran glaubte. Dessen Besatz mit dunkelroten Glassteinen würde ich heute für kitschig halten. Und immerhin, es war etwa fünf Zentimeter hoch, und natürlich fiel es den Lehrern auf, auch die Kreuze an den Hälsen von ein paar anderen Schülern – war wohl doch zwischen uns paar „Kreuzträgern" abgesprochen gewesen. Von meiner Deutschlehrerin zur Rede gestellt, hatte ich ein Einsehen, wollte ihr keinen Ärger machen, da ich sie sehr achtete. Das mit dem Kreuz war keine Opposition gegen Staat und Schule, eher eine daneben gegangene, jugendliche Geikelei, und hatte auch keinerlei Folgen.

Über die Sommerferien bekam ich zu meinem Glück auch noch die Chance zum Abitur und das kam so: Der Lehrvertrag mit dem Braunkohlenwerk Großräschen war unterschrieben. Ich wollte als Elektriker ausgebildet werden. Doch einen Monat vor Lehrbeginn flatterte meinem Vater ein Brief ins Haus. Damals kam die Berufsausbildung mit Abitur als neue Form zur Erlangung der Hochschulreife auf. Diese Form der Berufsbildung zielte wahrscheinlich auf die Heranführung an fachtechnische Hochschulberufe. Nun, im Sommer 1967, entschloss man sich eine solche Lehrlingsgruppe auch im Braunkohlenwerk zu bilden, genauer an der Betriebsberufsschule „Walter Ulbricht" mit

Sammlung Rolf Radochla

Lehrlingsgruppe Bergbaubetriebsschlosser mit Abitur in der Betriebsberufsschule „Walter Ulbricht" in Sedlitz des VEB Braunkohlenkombinat Senftenberg auf einem Winterausflug ins Osterzgebirge, Januar 1969

Lehrwerkstatt in Sedlitz und Unterrichtsgebäude in Großräschen-Süd. Wem man von den bereits vertraglich gebundenen Lehrlingen nach Sichtung der Zeugnisse das Abitur zutraute, dessen Eltern bekamen also diesen Brief. Die Lehrzeit wurde jedoch ein Jahr länger. Natürlich wollte ich zugreifen, und drängte meinen Vater zur sofortigen Zusage.

21 Lehrlingskumpel kamen zusammen, alles Jungs. Zwei versetzten sich schon nach einem Jahr in die Normalausbildung zurück, einer kam durch einen autoerotischen Unglücksfall zu Tode, ein anderer wurde in Tschechien bei der Republikflucht geschnappt. Mitten in den Abiturprüfungen wanderte ein weiterer Kumpel in den Knast. Er machte sich über Frauen her, die er bei seinen Motorradfahrten auf einsamen Straßen überholte. 17 erreichten das Ziel und verschwanden in alle Richtungen der DDR-Hochschullandschaft. Zwei blieben wohl, wenn ich richtig informiert bin, nach dem Studium in der Kohle und einer schaffte es bis zum Tagebauleiter. Was so alles passiert auf dieser Welt!

Entschuldigung, liebe Leserin, lieber Leser, nun ist meine Anregung, etwas für „Kippensand" 2015 zu schreiben, fast zur Beichte geraten. Aber vielleicht macht es auch Ihnen Spaß, aufzuschreiben, was sie gesehen und erlebt haben. Wir freuen uns auf ihre Beiträge zu „Kippensand".

Ihr Rolf Radochla

Schau ins Land

Die Heidehöhe in den Grödener Bergen

Als die Saale-Eiszeit zu Ende ging vor etwa 130 000 Jahren, blieben von diesem Naturereignis allerlei Geröllmassen auf riesigen Haufen liegen. Steine aller Art hatte das Eis aus dem Norden an seine Südgrenze geschoben und getragen – in der Geologie nennt man dieses mineralische Sammelsurium daher „Geschiebe“ – und aufgehäuft zu Höhen, die sich aus unserem Flachland erheben. Die dadurch geformten Grödener Berge an der Südgrenze des heutigen Brandenburger Landes zu Sachsen ereichen für unsere Gegend eine stattliche Höhe von bis zu 200 Metern. Höchster Punkt der Kiefern bewachsenen Berge ist die Heidehöhe. Dort hat man mit 201,4 Metern die höchste Stelle Brandenburgs gemessen. Die Fernsicht verstellenden Kiefern kann man auf dem im Jahre 2009 errichteten Heideturm übersteigen. Auf 165 Stufen erreicht man die über den Kiefernwipfeln platzierte Aussichtsplattform auf dem 29. Meter der 34 Meter hohen Lärchenholzkonstruktion. Ein weiter Blick in die Oberlausitz und die Sächsische Schweiz, in guten Tagen auch bis Leipzig belohnt die Mühen des Treppensteigens. Man erreicht den Turm am besten über die beschilderten Wanderwege hinter dem Sportplatz des Ortes Gröden.

Foto Rolf Radochla

JANUAR

1	Mi	Neujahr
2	Do	
3	Fr	
4	Sa	
5	So	
6	Mo	Heil. drei Könige
7	Di	
8	Mi	
9	Do	
10	Fr	
11	Sa	
12	So	
13	Mo	
14	Di	
15	Mi	
16	Do	
17	Fr	
18	Sa	
19	So	
20	Mo	
21	Di	
22	Mi	
23	Do	
24	Fr	
25	Sa	
26	So	
27	Mo	
28	Di	
29	Mi	
30	Do	
31	Fr	

Februar

1	Sa
2	So
3	Mo
4	Di
5	Mi
6	Do
7	Fr
8	Sa
9	So
10	Mo
11	Di
12	Mi
13	Do
14	Fr
15	Sa
16	So
17	Mo
18	Di
19	Mi
20	Do
21	Fr
22	Sa
23	So
24	Mo
25	Di
26	Mi
27	Do
28	Fr

Schau ins Land

Blick ins Seenland – der Hörlitzer Turm

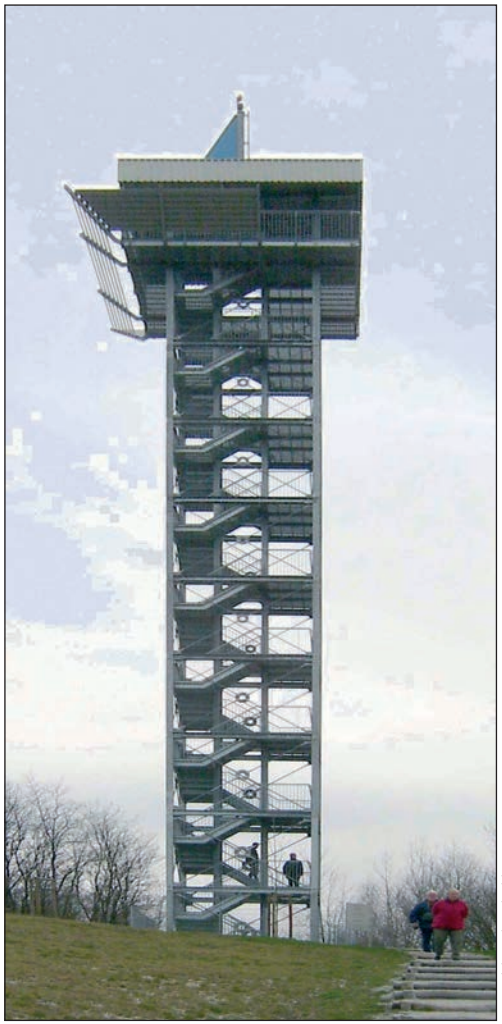


Foto Edeltraud Radochla

Den Paradiesberg mit dem Wasserturm gibt es nicht mehr. Nach dem Auslaufen des Tagebaues Meuro und dem Abriss der Brikettfabrik „Meurostolln“ entstand im Jahre 2004 auf einer Höhe von 137 Meter über Normalnull ein Aussichtsturm in einer Stahlkonstruktion. Der Turm ist 33 ½ Meter hoch und besitzt auf 27 Metern Höhe eine Aussichtsplattform, die einen weiten Blick ins Seenland, zum Lausitzring und über ehemaliges Tagebaugebiet erlaubt. Unweit des Turmes befindet sich das Mundloch vom „Meurostolln“ und im Norden der ausgediente Schaufelradbagger SRS 2000, mit dem einst die Landschaft umgeformt wurde. Zum Ort zu mussten wegen naher Wohnlagen Sichtblenden am Turm angebracht werden.

Foto Rolf Radochla

Schau ins Land

Das Besucherbergwerk Förderbrücke F 60

Gern wird die Förderbrücke F 60 des Besucherbergwerkes bei der Gemeinde Lichterfeld als „liegender Eiffelturm“ bezeichnet. Doch dieser Vergleich hinkt. Gemeinsames mit seinem stehenden Vergleichsbruder in der Weltstadt Paris besteht wohl lediglich darin, dass es sich um Stahlkonstruktionen handelt, deren Kombination bereits wesentlich voneinander abweicht. Kein Wunder: Ist der Pariser doch ein Schauobjekt des Fortschrittsglaubens auf dem Höhepunkt des Industriezeitalters, handelt es sich bei der Förderbrücke um eine riesige Maschine zum Transport von Abraum von der noch kohlehaltigen Seite zur ausgekohlten Seite eines Braunkohlentagebaus. Es werden jene Erdmassen transportiert, die über den Kohleschichten lagern. Tiefer und tiefer musste der Lausitzer Bergmann mit den Jahren des Bergbaus in der Erde graben, um an die Kohle zu gelangen. Mit zwei Eimerkettenbaggern vom Typ ES 3750 kombiniert, konnte mit dem Brückenverband ein Deckgebirge von bis zu 60 Metern abgetragen werden, daher der Typenname der Brücke: F 60. Hergestellt wurde sie im Volkseigenen Betrieb (VEB) TAKRAF in Lauchhammer und hatte bereits vier Vorgänger. Die Lichterfelder F 60

Foto Rolf Radochla

März

1	Sa	
2	So	
3	Mo	Rosenmontag
4	Di	Fastnacht
5	Mi	Aschermittwoch
6	Do	
7	Fr	
8	Sa	
9	So	
10	Mo	
11	Di	
12	Mi	
13	Do	
14	Fr	
15	Sa	
16	So	
17	Mo	
18	Di	
19	Mi	
20	Do	Frühlingsanfang
21	Fr	
22	Sa	
23	So	
24	Mo	
25	Di	
26	Mi	
27	Do	
28	Fr	
29	Sa	
30	So	Sommerzeit
31	Mo	

April

1	Di	
2	Mi	
3	Do	
4	Fr	
5	Sa	
6	So	
7	Mo	
8	Di	
9	Mi	
10	Do	
11	Fr	
12	Sa	
13	So	
14	Mo	
15	Di	
16	Mi	
17	Do	
18	Fr	Karfreitag
19	Sa	
20	So	Ostersonntag
21	Mo	Ostermontag
22	Di	
23	Mi	
24	Do	
25	Fr	
26	Sa	
27	So	
28	Mo	
29	Di	
30	Mi	

Fotos (4) Rolf Radochla

entstand zwischen 1989 und 1991 als letzte der Serie. Sie war für den Tagebau Klettwitz-Nord vorgesehen, den man jedoch bald auf Grund der veränderten ökonomischen Verhältnisse einstellte, sodass der Brücke nach lediglich 13 Monaten im Einsatz die Arbeit abhanden kam. Bergbauseitig war ihre Sprengung vorgesehen, doch pfiffige Lichterfelder Gemeindevertreter im Verbund mit Landschaftsarchitektin Elke Löwe hatten eine Vision. Ihnen gelang es schließlich, die Entscheidungsträger mit ihrem Schaubergwerkskonzept zu überzeugen, das jetzt unleugbar zu einem Besuchermagnet geführt hat und das Lausitzer Tourismusangebot ziert. Die Begehung des Tagebauriesen wird unter anderem mit einem herrlichen Rundblick von der Kanzel in 75 Metern Höhe auf der Hälfte des circa 1,4 Kilometer langen Rundganges belohnt.

Schau ins Land

Die Steinitzer Treppe

Fotos (3) Edeltraud Radochla

Wenn man sich der „Steinitzer Treppe“ nähert, sieht man anfangs noch gar nichts. Die hohen Kiefern der „Steinitzer Alpen“ versperren die Sicht auf das noch junge Bauwerk. Dann jedoch ragt der lange Aussichtsrüssel wie Hals und Kopf eines urtümlichen Brontosaurus hinter einem Hügel zwischen den Bäumen hervor. Errichtet wurde diese Aussichtsplattform von dem Energiekonzern Vattenfall. Im August 2012 wurde sie eröffnet und der Stadt Drebkau, zu der Steinitz gehört, übereignet. Kommt man am Eingangsdrehgitter an, befindet man sich bereits auf einer höheren Kuppe des Geisendorf-Steinitzer Endmoränenzuges. Bequem, wie eben auf einer Treppe, kann man über 110 Stufen die Plattform erklimmen. Für behinderte Menschen ist ein Schrägaufzug angebracht. Der weite Blick in Steigrichtung fällt zu allererst auf das Gelände des Tagebaus Welzow-Süd, und es wird interessant sein, die Veränderungen der Landschaft nach der Kohle von dort aus in Zeitabständen zu beobachten. Auf der rechten Seite erkennt man von oben das Gut Geisendorf. Das Herrenhaus aus dem 17. Jahrhundert, nunmehr am Tagebaurand gelegen, dient als Kulturforum und Begegnungsstätte. Die Steinitzer Treppe wurde nach einem Entwurf des Architekturbüros „archiscape Michael Mackenroth“ (Berlin) ausgeführt.

Mai

1	Do	Maifeiertag
2	Fr	
3	Sa	
4	So	
5	Mo	
6	Di	
7	Mi	
8	Do	
9	Fr	
10	Sa	
11	So	
12	Mo	
13	Di	
14	Mi	
15	Do	
16	Fr	
17	Sa	
18	So	
19	Mo	
20	Di	
21	Mi	
22	Do	
23	Fr	
24	Sa	
25	So	
26	Mo	
27	Di	
28	Mi	
29	Do	Himmelfahrt
30	Fr	
31	Sa	

Juni

1	So	
2	Mo	
3	Di	
4	Mi	
5	Do	
6	Fr	
7	Sa	
8	So	Pfingstsonntag
9	Mo	Pfingstmontag
10	Di	
11	Mi	
12	Do	
13	Fr	
14	Sa	
15	So	
16	Mo	
17	Di	
18	Mi	
19	Do	Fronleichnam
20	Fr	
21	Sa	Sommeranfang
22	So	
23	Mo	
24	Di	Johannis
25	Mi	
26	Do	
27	Fr	Siebenschläfer
28	Sa	
29	So	Peter und Paul
30	Mo	

Schau ins Land

Die Reppister Höhen

Nach 616 Jahren nachweislicher Existenz verließen die letzten Bewohner des Dorfes Reppist 1986 den Ort. Stetig hatte sich der Tagebau Meuro unter Überbaggerung der Dörfer Sauo und Rauno an die Reppister Gemarkung herangearbeitet.

Der Aussichtspunkt Reppister Höhe, der in den 1990er Jahren auf der Tagebaukippe in früherer Reppister Gemarkung entstand, wurde zur Erinnerung an die verschwundenen Orte und auch die vormals lohn- und brotschaffenden Kohlenwerke angelegt.

Neben dem Pavillon auf der 129 Meter hohen Kuppe findet der Besucher einen nachgebildeten Stollen, einen hölzernen Glockenturm, der von Anna-Mathilde stammt, gravierte Steine und richtungweisende Schilder für die untergegangenen Orte und Brikettfabriken.

Der Blick des Wanderers fällt auf die immer grüner werdende Bergbaufolgelandschaft.

Alljährlich treffen sich viele Ex-Reppister zu Himmelfahrt unter der großen Eiche am ehemaligen Kulturhaus.

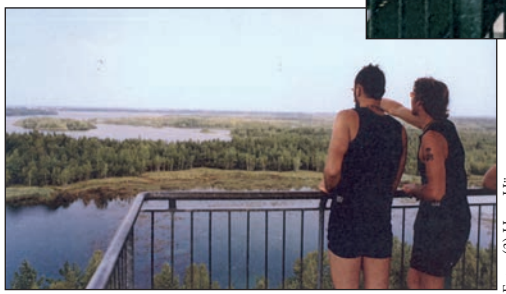
Man erreicht die Höhe am besten vom Süden her. Der Weg aus Nordwesten ist wegen Rutschungsgefahren gesperrt.

Hans Hörenz

Fotos (3) Hans Hörenz

Schau ins Land

Der „Schiefe Turm“ am Seestrand



Fotos (3) Hans Hörenz

Im Jahr 2001 wurde unmittelbar am Rad- und Wanderweg, der zwischen Niemtsch und Großkoschen am Südufer des Senftenberger Sees entlang führt, ein 31,5 Meter hoher Aussichtsturm errichtet. Der wird aufgrund seiner einzigartigen Architektur, einer um zehn Grad geneigten, vorgeschobenen Stahlkonstruktion, im Volksmund als „schiefer Turm“ bezeichnet. Das eigenwillige Design soll Tagebaugeräten nachempfunden sein. 105 Tonnen feuerverzinkter Stahl halten das Bauwerk sicher aufrecht. Nach 176 Stufen erklimmt man die Besucherplattform. Dort oben kann man immer wieder Neues entdecken. So den 2012 in Betrieb genommenen, fast 200 Meter hohe Windenergie-Giganten auf dem Lausitzring, den 2013 eingeweihten Senftenberger Stadthafen und den neuen schiffbaren Koschen-Kanal. Letzterer verbindet den Senftenberger mit dem Geierswalder See über die brandenburgisch-sächsische Grenze hinweg.

Hans Hörenz

Juli

1	Di
2	Mi
3	Do
4	Fr
5	Sa
6	So
7	Mo
8	Di
9	Mi
10	Do
11	Fr
12	Sa
13	So
14	Mo
15	Di
16	Mi
17	Do
18	Fr
19	Sa
20	So
21	Mo
22	Di
23	Mi
24	Do
25	Fr
26	Sa
27	So
28	Mo
29	Di
30	Mi
31	Do

August

1	Fr
2	Sa
3	So
4	Mo
5	Di
6	Mi
7	Do
8	Fr
9	Sa
10	So
11	Mo
12	Di
13	Mi
14	Do
15	Fr
16	Sa
17	So
18	Mo
19	Di
20	Mi
21	Do
22	Fr
23	Sa
24	So
25	Mo
26	Di
27	Mi
28	Do
29	Fr
30	Sa
31	So

Schau ins Land

Die Viktoria-Höhe am Großräschener See

Nachdem das verbliebene Restloch des Braunkohlentagebaus Meuro allmählich zum attraktiven See mutiert, hat nun der künftige Erholungssee bei Großräschen die Stadt auch im Namen, die man beide von der „Viktoria-Höhe“ überblicken kann. Von der Stadt aus ist sie ab der alten „Ilse-Apotheke“ über die „Allee der Steine“ erreichbar. Zwischen dieser und dem östlichen Seeteil sind weitere Attraktionen Großräscher See-Hoffnungen einsehbar: die IBA-See-Terrassen mit vorgebautem und als Steg umfunktionierten Ausleger eines Kippensand-Absetzer aus der Kohlezeit in Ergänzung mit neu angelegten Weinbergen (siehe auch Seite 23). Gleich daneben hat man den künftigen Hafen erdtechnisch vorbereitet, und für die künftigen „Schiffer“ gibt es bereits das „Seehotel“ im Gebäude eines ehemaligen Ilse-Ledigenheims. Im Volksmund sagt man „Fälscherhotel“, da es eine bedeutende Sammlung von Kopien weltberühmter Bilder zeigt, von den fleischigen Damen der Holländer angefangen, über Friedrichs Romantik, Spitzwegs Bibliothekar und Raffaels „Sixtinische Madonna“ sowie einiger anderer Berühmtheiten, so auch die „Mona Lisa“.

Von der Höhe hat man einen herrlichen Seeblick. Auf der gegenüberliegenden Seite, in Senftenberger Richtung geschaut, entdeckt man ein blaues Band, das den Endstand der künftigen Seeauffüllung andeuten soll.

Fotos (3) Rolf Radochla

Schau ins Land

Der Aussichtsturm „Bucksche Schweiz“

Neben dem sich zunehmend entwickelnden Lausitzer Seenland, mit dem über 1300 Hektar großen Senftenberger See sowie der Kanalverbindung zwischen diesem Gewässer und dem sächsischen Geierswalder See, gehört auch die Bucksche Schweiz für Radler, Wanderer und Spaziergänger zu den beliebten Erholungs- und Touristengebieten im Landkreis Oberspreewald-Lausitz.

Unweit der Ortschaft Hohenbocka, die durch den Abbau des Quarzsandes zur Glasherstellung bekannt ist, befindet sich umgeben von ausgedehnten Waldungen ein fast drei Hektar großes Flächennaturdenkmal. Von einem etwas über 25 Meter hohen Aussichtsturm, im Jahre 1998 auf dem Prossenberg errichtet, lässt sich das

Fotos (2) Anett König

oben: Aussichtsturm Bucksche Schweiz
links: Tafel am Aussichtsturm

September

1	Mo	
2	Di	
3	Mi	
4	Do	
5	Fr	
6	Sa	
7	So	
8	Mo	
9	Di	
10	Mi	
11	Do	
12	Fr	
13	Sa	
14	So	
15	Mo	
16	Di	
17	Mi	
18	Do	
19	Fr	
20	Sa	
21	So	
22	Mo	
23	Di	Herbstanfang
24	Mi	
25	Do	
26	Fr	
27	Sa	
28	So	
29	Mo	Michaelis
30	Di	

Oktober

1	Mi	
2	Do	
3	Fr	Tag der Einheit
4	Sa	
5	So	Erntedank
6	Mo	
7	Di	
8	Mi	
9	Do	
10	Fr	
11	Sa	
12	So	
13	Mo	
14	Di	
15	Mi	
16	Do	
17	Fr	
18	Sa	
19	So	
20	Mo	
21	Di	
22	Mi	
23	Do	
24	Fr	
25	Sa	
26	So	Ende der Sommerzeit
27	Mo	
28	Di	
29	Mi	
30	Do	
31	Fr	Reformationstag

Foto Anett König

Schloss Hohenbocka

landschaftlich reizvolle Gebiet weit überblicken. Am Fuße des Turmes liegt der frühere „Heinrichsschacht“, bei dem sich verhärteter Quarzsand den Wanderern als Sandsteinfelsen darstellt. Eine kleine Hütte direkt in Turmnähe bietet den Touristen Aufenthalt und Schutz.

Die 1451 erstmals urkundlich erwähnte, heute zum Amt Ruhland gehörige Gemeinde Hohenbocka ist ebenfalls sehenswert. Bedeutende Bauwerke in der Gemeindemarkung sind die Kirche am Dorfanger sowie das 1897/97 nach den Entwürfen von Hans von Götz errichtete Schloss. Äußerlich zeigt dieses sich seit Jahrzehnten in der bekannten Gestalt, nach einer umfassenden Sanierung und Modernisierung des Inneren zieht jetzt ein Gesundheits-Hotel die Gäste an.

Auch der „Kastanienhof“, eine Pferdepension, die jungen Leuten den Reit- und Pferdesport ermöglicht, ist mit seinem Café und einem kleinen Tiergehege ein Ausflugsziel für Jung und Alt.

Anett König

Schau ins Land

Der „Rostige Nagel“

Für die bedeutende, 30 Meter hohe Landmarke im Lausitzer Land am Sornoer Kanal zwischen Geierswalder und Sedlitzer See hat sich der Spitzname „Rostiger Nagel“ eingebürgert. Dieses ungewöhliche Turmbauwerk, das in seiner Grundform ein rechtwinkliges Dreieck mit Kantenlängen von zwölf und acht Metern bildet, wurde weder aus Steinen noch aus Holzbalken oder Profilstahlstangen errichtet, sondern besteht aus rotbraunen Blechen. Man verwendete dafür Cortenstahl, der diese rostige Patina hervorbringt, die den 111 Tonnen schweren Turmkörper ohne zusätzlichen Anstrich vor Korrosion schützt.

Kinder machen sich öfter den Spaß, beim Auf- oder Abstieg so richtig auf die 162 Stufen zu trampeln, um mit der Schallkraft der Stahlbleche starke Töne zu erzeugen. Mitglieder des Vetschauer Gewerbevereins stiegen 2011 kurz entschlossen mit dem Ausflugsfrühstück und dem Frühstückstisch auf die Turmplattform, um mit dem leiblichen Wohlergehen auch die visuellen Reize der herrlichen Aussicht ins Lausitzer Seenland zu genießen. Der preisgekrönte Turm entstammt einem Entwurf des Architekten Stefan Giers (München).

Foto links: Rolf Radochla

Foros (2) Thomas Radochla

November

1	Sa	
2	So	
3	Mo	
4	Di	
5	Mi	
6	Do	
7	Fr	
8	Sa	
9	So	
10	Mo	
11	Di	Martini
12	Mi	
13	Do	
14	Fr	
15	Sa	
16	So	Volkstrauertag
17	Mo	
18	Di	
19	Mi	
20	Do	
21	Fr	
22	Sa	
23	So	Totensonntag
24	Mo	
25	Di	
26	Mi	
27	Do	
28	Fr	
29	Sa	
30	So	1. Advent

Dezember

1	Mo	
2	Di	
3	Mi	
4	Do	Barbara
5	Fr	
6	Sa	Nikolaus
7	So	2. Advent
8	Mo	
9	Di	
10	Mi	
11	Do	
12	Fr	
13	Sa	
14	So	3. Advent
15	Mo	
16	Di	
17	Mi	
18	Do	
19	Fr	
20	Sa	
21	So	4. Advent
22	Mo	
23	Di	
24	Mi	
25	Do	1. Weihnachtstag
26	Fr	2. Weihnachtstag
27	Sa	
28	So	
29	Mo	
30	Di	
31	Mi	Silvester

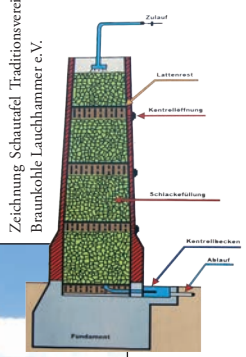
Schau ins Land

Die Biotürme

Die Erhaltung der Biotürme wurde von der zehn Jahre (2000–2010) erfolgreich tätigen Internationale Bauausstellung „Fürst-Pückler-Land“ (IBA) angeregt. Einst zum Industriekomplex Lauchhammer gehörend, zeugen sie von der industriellen Geschichte der 1953 aus den umliegenden Orten gebildeten Stadt.

Ab 1949 entwickelten die Verfahrenstechniker Rammler und Birkenroth den Braunkohlen-Hochtemperatur-Koks (BHT-Koks), der zur Unabhängigkeit der DDR von westdeutschen Steinkohle- und Kokslieferungen beitrug. Seiner Produktion erfolgte in der Großkockerei Lauchhammer. Dabei fielen phenolhaltige, umweltschädliche Abwässer an. Deren biologischen Reinigung erfolgte durch Verrieselung in 24 schornsteinartigen Türmen, jeder durchschnittlich 3,5 Meter dick, 22 Meter hoch und mit Hochofenschlacken als Filter befüllt. Dort angesiedelte Mikroorganismen fanden auf den großen, sauerstoffreichen Oberflächen der Schlacken beste Lebensbedingung und wurden so zum Abbau der Phenole angeregt.

Im jetzigen Zustand tragen die Türme zwei Aussichtkanzeln für Besucher. Außer im Winter sind die Türme sonntags zwischen 10 und 18 Uhr geöffnet.



Zeichnung Schautafel Traditionsverein Braunkohle Lauchhammer e.V.

Fotos (3) Edeltraud Radochla

Georg Bredtschneider (1892–2001)

Jahrelang ältester arbeitender Gärtnermeister Deutschlands, auch ältester Brandenburger

Hans Hörenz

Georg Bredtschneider, Geburtsjahr 1892, war ein Gärtner mit Leib und Seele. In der Region war er bekannter als manche Prominente und vor allem sehr beliebt bei den Gartenfreunden, Kleingärtnern und Kunden. Jahrzehntelang war er in der Gärtnerei seines Schwiegersohnes Walter Vier noch tätig. Mehr als die Hälfte seines 109-jährigen Lebens hat Georg Bredtschneider in der Stadt Senftenberg gewohnt und gearbeitet. Er war der älteste Gärtnermeister Deutschlands, eine Zeit lang auch ältester Brandenburger. Etwas stolz mag der sonst recht bescheidene, aber lebenslustige Mann darauf sicherlich gewesen sein.

Georg Bredtschneiders langer Lebensweg begann am 23. März 1892 im damals oberschlesischen Lipine. Dort wuchs er mit acht Geschwistern auf. Schon als Kind interessierte er sich im elterlichen Garten für Bäume, Pflanzen und Sträucher und äußerte den Wunsch, einmal Gärtner zu werden. Als 14-jähriger begann er dann auch die Lehre in diesem Beruf. Nur wenige Jahre nach seiner erfolgreichen Gesellenprüfung entschloss er sich, auch Gärtnermeister zu werden. Das befähigte ihn, in Ohlau (Oberschlesien) in seiner eigenen Gärtnerei und Baumschule tätig zu werden und sich eines großen Kundenkreises zu erfreuen. Der Zweite Weltkrieg veränderte ebenso wie für Millionen anderer Menschen auch das Leben sowie den Wohn- und Arbeitsort des rührigen Gärtnermeisters. Zunächst verschlug es ihn nach Bernsdorf. Von dort aus fuhr er täglich mit der Eisenbahn zur Arbeit in die Gärtnerei Vier nach Senftenberg. Dann wurde die Stadt im Niederlausitzer Braunkohlerevier auch für Georg Bredtschneider zur neuen Heimat.

In den Nachkriegsjahren, als jedes Fleckchen Land zum Kartoffel- oder Gemüseanbau von der Bevölkerung genutzt wurde und gleichermaßen zahlreiche neue Kleingartensparten in der Senftenberger Region entstanden, war Georg Bredtschneider eine wertvolle, kaum zu ersetzende Stütze des Gärtnermeisters Walter Vier, der hier mit einem Team fleißiger Gärtnerinnen und

Foto Hans Hörenz

Georg Bredtschneider pflegt Blumen im Gewächshaus – das war seine Welt

Gärtner einen bedeutsamen Versorgungsauftrag hatte und den auch zur Zufriedenheit seiner Kunden erfüllte. Immerhin war die Gärtnerei Vier, vormals Neumann, mit einer Fläche von rund 20 000 Quadratmetern, mehreren Gewächshäusern und früher noch mit dem bekannten „Blumenhäuschen“ nahe der jetzigen Kaufhaus-Kreuzung der größte Gartenbaubetrieb in der Stadt. Es waren neben den verschiedensten Gemüsepflanzen vor allem die Tomaten und bei den Blumen beispielsweise die Stiefmütterchen, die bei Vier stets begehrte Artikel waren. Beim Ansturm der Kunden und dem Verkauf der eigens angebauten Erzeugnisse flitzte der doch schon betagte Gärtnermeister nicht nur wie ein Wiesel zwischen Gewächshäusern und Freiland hin und her, sondern war auch für Hinweise über den Anbau, die Pflege und die Ernte ein stets um Rat gefragter Fachmann. In den 1970er Jahren allerdings wurden auf dem Gelände der Gärtnerei Vier ein Verwaltungsgebäude für die Kreisverwaltung sowie Wohnhäusern gebaut. Georg Bredtschneider blieb dennoch auf dem verbliebenen Teil der Gärtnerei tätig, selbst als er das hundertste Lebensjahr überschritten hatte.

Von seinem „100.“ an wurde in jedem Jahr so richtig gefeiert, meist vormittags für die Öffentlichkeit. Der Landrat und Senftenbergs Bürgermeister überreichten Glückwunschschreiben, und Freunde gratulierten dem Jubilar. Am Nachmittag dann feierte man in der Familie, zu der das Geburtstagskind Georg Bredtschneider seine beiden Töchter Veronika aus Dresden und Maria aus Senftenberg/Brieske sowie vier Enkel, acht Urenkel und zwei Ur-Ur-Enkel zählte.

Nicht nur bei den Geburtstagsfeiern erinnerte man sich der vielen Sprüche und Verse, die Deutschlands ältester Gärtnermeister oft zum Besten gab. Dazu gehörten beispielsweise solche, wie „Bete und arbeite, sei nicht faul, zahle fleißig Steuern und halt’s Maul!“ Und oft danach befragt, wie man es mache, um „100“ und noch älter bei geistiger und körperlicher Frische zu werden,

Foto Steffen Rasche

Hans Hörenz, der Autor dieses Beitrages, gratulierte im Auftrage der Lausitzer Rundschau Georg Bredtschneider zu seinem 103. Geburtstag (1995)

Foto Hans Hörenz

Als die ehemalige Senftenbergerin Sigi Winkler (Steuer), die seit Jahrzehnten in den USA lebt, 1992 in ihrer Heimatstadt weilte, stattete auch sie dem bekannten Gärtnermeister einen Besuch ab

hatte er nicht nur „Wer rastet, der rostet“ parat, sondern antwortete auch so: „Der Kaffee recht stark, das Essen recht fett, ein Gläschen Rotwein und seid alle recht nett.“ Ernährungswissenschaftlern mag allerdings dieses Sprüchlein gegraut haben.

Sicher ist wohl, dass ihm sein lieb gewordener Gärtnerberuf, seine Arbeit mit der Natur und oft an der frischen Luft gesund erhalten hat, obwohl in den Gewächshäusern die Temperaturen manchmal die 40 Grad Celsius überstiegen.

Seitdem für Georg Bredtschneider die Geburtstagsjahreszahl dreistellig wurde, ist natürlich das Interesse der Medien für den Mann, der deutschlandweit für Schlagzeilen sorgte, immer größer geworden. Über Neuigkeiten, Episoden und Informationen brauchten sich die Zeitungsredaktion, das Fernsehen oder der Rundfunk nicht beklagen. Da schrieb zum Beispiel anlässlich seines 105. Geburtstages am 23. März 1997 die „Lausitzer Rundschau“ über eine Visite, die Bredtschneider jüngst zuvor in einer Berliner Klinik hatte. Bei den Lebensforschern war Georg Bredtschneider zu dieser Zeit bereits ein bekannter Mann. Menschen in einem solchen Alter bekamen die Berliner Ärzte nicht alle Tage zu Gesicht. So standen in Erwartung des Gastes aus Senftenberg die Ärzte, Schwestern und auch ein Rollstuhl am Eingangsportal der Berliner Klinik bereit, um Georg Bredtschneider zu empfangen und zu den Räumlichkeiten für die Untersuchung zu fahren. „Aber bitte, nicht mit Rollstuhl“ waren die ersten Worte des schon über 90 Jahre als Gärtner arbeitenden Bredtschneider, der lustig und stehenden Fußes zügig an ihm vorbeizog. Nachdem die Berliner Medizin-Experten ihn bei der Untersuchung praktisch mehrmals auf den Kopf stellten, bescheinigten sie ihm ein biologisches Alter von höchstens 84 Jahren. „Da ist man ja noch jung“, so der 104-jährige, als er das Untersuchungsergebnis freudig zur Kenntnis nahm.

Foto Hans Hörenz

Deutschlands ältester Gärtnermeister hat vor allem im hohen Alter viel erlebt und sich auch manchen Wunsch erfüllen können. Beeindruckt war er, als er die Bundesgartenschauen in Dortmund und Cottbus besuchte und dort Ehrengast war.

Besonders erfreut und auch stolz gemacht hat ihn im Alter, dass Enkel und Urenkel dem Gärtnerberuf und dem Gartenbau die Treue gehalten haben.

Zu seinem 109. Geburtstag im Jahre 2001 vereinten sich in einem Senftenberger Restaurant noch einmal die Angehörigen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu einer Geburtstagsfeier. Bundespräsident Johannes Rau und Ministerpräsident Manfred Stolpe hatten ihm erneut Gesundheit und Wohlergehen gewünscht. Für eine Überraschung bei dieser Feier sorgte diesmal der gebürtige Senftenberger Werner Gertler, der ihm mit seiner Drehorgel ein außergewöhnliches Ständchen brachte.

Es war auch am „109.“ gewohnte Praxis, dass nach der Feier bei der Verabschiedung vom Geburtstagskind die Gäste den Wunsch äußerten, sich im nächsten Jahr gesund und zufrieden wiederzusehen. „An mir soll‘s nicht liegen“, antwortete er schlagfertig. Die Wünsche gingen diesmal allerdings nicht in Erfüllung.

Wenige Wochen vor seinem 110. Geburtstag schloss er für immer seine Augen. Vor allem viele ältere Gartenfreunde aus Senftenberg und Umgebung haben auch heute noch den so bekannten Gärtnermeister in guter Erinnerung.

Von Senftenbergs Weinbergen

Gerhard Hartnick

Zur Zeit, da rührige Lausitzer Winzer in Senftenberg und auch in Großräschen dem Weinanbau zu neuer Blüte verhelfen wollen und auch erste Erfolge erzielen, möchte ich Sie, liebe Leser, mit einem Rückblick auf die Weinberge von Senftenberg und Umgebung zum Ende des 19. Jahrhunderts bekannt machen. In der Tageszeitung „Senftenberger Anzeiger“ vom 27. Mai 1927 ist dazu nachfolgenden Artikel zu finden:

Wer hätte das früher für möglich gehalten. Blicken wir doch mal so zwei bis drei Jahrzehnte zurück. Wer kannte nicht auch Senftenberg als Weinbergstadt. Genau so berühmt wie Grünberg in Schlesien. Der schöne Höhenzug von kurz vor Zschipkau bis hinter Reppist war weit und breit als Weinberg bekannt. Dazu gehörten die Hörlitzer Flur, Meuroer Flur, Senftenberger Flur, Raunoer Flur und Reppist.

Die Hörlitzer und Senftenberger Weinbergbesitzer haben wohl am intensivsten sich mit dem Weinbau beschäftigt. Gab es doch auch eine Sektfabrik in den Senftenberger Weinbergen, deren Besitzer der leider so früh verstorbene Vereinsbankdirektor Paul Jurisch gewesen ist. So mancher Gast konnte sich für 1,50 Mark eine gute Flasche Sekt leisten. Für ein Liter Senftenberger [gemeint ist sicherlich Wein, Anm. des Autors] *mußte man 50-60 Pfennig anlegen. Gab es doch mehrere Ausschanklokale, wohin die Senftenberger mit ihren Familienangehörigen und sonstigen Gästen nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern fast täglich hinausströmten. Zu dem guten Nachmittagskaffee, die große Portionstasse für 10 Pfennig oder einen Familienkrug für 50 Pfennig, gab es allerhand Gebäck, auch um das Dreifache billiger als heute. Bei dem vorzüglichen Wein mundete eine um das große, runde Hausbackenbrot gemessene Käseschnitte für 15 Pfennig ausgezeichnet. Am Fuße der Weinberge fand man Unmengen Erdbeeren, die größte Freude der Kinder. Hinzu traten die schönsten Obstbaumanlagen. Die große Zahl von Walnußbäumen machte zur Weihnachtszeit französische Walnüsse entbehrlich. Wehe demjenigen, der das Vergnügen hatte, bei einem Hörlitzer Bauern zu Fastnachten*

Foto Martin Scherzberg

Weinberge – Rauno, Forststr. 24

oder zur Kirmes als Gast geladen zu sein. In den Kellerräumen des Gastgebers harrten seiner mehrere wohlgefüllte Weinfässer. Natürlich mußten in dem anmutigen Dorfe Hörlitz gleichzeitig mehrere liebenswürdige Gastgeber aufgesucht werden, wenn man keinen Anstoß erregen wollte. Da an vorgenannten Stätten lediglich sechs Zehntelliter fassende Gläser präsentiert wurden, wollen wir die nachfolgende Situation der tatsächlich auf das beste bewirteten Gäste übergehen. Die Namen Kläuschen, Kupsch, Richter, Lehmann, Dupka, Bartusch usw. werden vielen alten Senftenbergern unvergeßlich bleiben.

Die herrlichste Baumblüte gab es in den Weinbergen; da konnte man sich gern die Reise nach Guben ersparen. Fand man doch recht gute Aufnahme seinerzeit bei Gotthilf Noack bzw. W. Lehmann in Hörlitzer Flur, bei Vater Killing, später Josef Orschel im „Paradies" Meuroer Flur; in der Sektkelterei von Jurisch, Senftenberger Flur gab es als Nachfolger sogar einen Herrn „Teufel", aber keinen richtigen; es war ein sehr lieber Gastgeber. Auch Gustav Herold, der frühere Kantinenwirt der Hörlitzer Werke, hatte in den Weinbergen ein schönes Cafe mit Weinstuben eröffnet. Auf keinen Fall wollen wir die Totzigmühle mit ihrem Wirt Emil Seidensticker vergessen. Sehr beliebt waren die Gaststätten von Linke, Viktoriastraße und Sprengel, Viktoriagarten. Als einziger Fleischermeister in den Bergen war Paul Just bekannt. Natürlich gab es damals schönes Fleisch für 40-60 Pfennig und prächtige Wurst für 60-80 Pfennig je Pfund. Das waren doch schönere Zeiten als heute.

Foto Rolf Radochla

Mit dem neu angelegten Weinberg südlich der IBA-Terassen versucht man, an die historischen Traditionen anzuknüpfen. 5000 Rebstöcke sind gepflanzt worden. Im Jahre 2014 soll dort der erste Wein geerntet werden. Weinbau gibt es inzwischen auch wieder in Hörlitz, in Senftenberg und in Welzow.

Die Stadt Senftenberg zählte etwa 4 000 Einwohner. Einer kannte den anderen. Heute [gemeint ist 1927, Anm. des Autors] *haben wir ein Senftenberg von etwa 18 000 Einwohnern, die sich fast fremd gegenüberstehen. Die schönen Weinberge fielen der Industrie zum Opfer; nur ein sehr geringer Teil der früheren Reize ist uns verblieben. Die Berge sind uns durch die aufgeschütteten Abraummassen doch erhalten. Durch Anpflanzungen werden die heute noch kahlen Berge in einem gewissen Zeitabschnitt uns wieder einen erhabenen Anblick bieten.*

Nachdem nun fast 90 Jahre seitdem vergangen sind, ist man geneigt, dem letzten Satz zuzustimmen.

Wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen

Im Ruhlander Eichwald wachsen nicht nur Eichen

Torsten Richter

Dort, wo die Oberlausitz und Schlesien ihr westliches Ende erreichen, wächst ein nicht allzu großer Wald. Das wäre an sich nichts besonderes, wäre es nicht der Ruhlander Eichwald. Denn dabei handelt es sich nicht nur um den nordwestlichsten Wald Schlesiens überhaupt, sondern ebenso um die größte Eichenfläche der brandenburgischen Oberlausitz sowie um das einzige Fleckchen Erde dieser Landschaft nördlich der Schwarzen Elster.

Nüchtern betrachtet würde es sich wie folgt lesen: Etwa fünf Kilometer nordwestlich des namensgebenden Städtchens auf der rechten Seite der Elster gelegen, südwestlich von Schwarzheide und südöstlich von Lauchhammer-Süd. Doch diese Nüchternheit scheint beim Betreten des Ruhlander Eichwaldes fehl am Platze. Stattdessen ist die Muße gefragt. Denn wer erstmals den Eichwald besucht, ist fasziniert. Schon die Silhouette beeindruckt, die sich bereits von der nahen Bundesstraße 169 präsentiert, welche von Ruhland nach Lauchhammer führt. Wie ein dunkler schweigender Schatten erscheint der Eichwald. Wer schließlich über den breiten Hauptweg die ersten namensgebenden Bäume erreicht, wähnt sich in einer anderen Zeit. Und zwar in einer Epoche, als die Welt noch in Ordnung erschien. In einer Epoche, in der das Wort „Hektik“ unbekannt war und in einer Epoche, in der das Wünschen noch geholfen haben soll.

Foto Torsten Richter

Ruhlander Eichwald im Winter

Denn der Ruhlander Eichwald könnte durchaus als Kulisse für ein Grimm’sches Märchen dienen: mächtige, teils knorrige Eichen, dichtes Unterholz, Gesänge verschiedenster Vogelarten und eine Weltabgeschiedenheit, in die sich nur selten ein Menschen verirrt und sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen. Besonders abends, wenn die Sonne feuerrot ihren Platz am Himmelsfirmament für Gevatter Mond räumt, scheint die Zeit der Zwerge, Elfen und Feen gekommen. Wer bei einem Besuch nur die entsprechende Portion Fantasie mitbringt, kann durchaus den Waldgeistern begegnen.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass der Ruhlander Eichwald ein reines Kunstprodukt ist. Auf einer Fläche von ungefähr 32 Hektar wurden um das Jahr 1880 Eichen angepflanzt. Zuvor befanden sich an jener Stelle Landwirtschaftsflächen. Vor 1852 wiederum präsentierte sich diese Gegend in einem ganz anderen Aussehen. Denn damals war die Schwarze Elster in diesem Abschnitt noch nicht begradigt worden. Stattdessen gaben ihr gewundener Lauf sowie unzählige Nebenarme der Landschaft ein spreewaldähnliches Antlitz.

Warum nun gerade an dieser Stelle ein Eichenwald gepflanzt wurde, verbirgt sich im Dunkel der Geschichte. Am wahrscheinlichsten scheint aber die Zugehörig-

keit dieser Fläche zur Stadt Ruhland zu sein. Das belegen die entsprechenden Grenzziehungen in alten Karten der Region sowie die Tatsache, dass in unmittelbarer Nähe mehrere Bauern aus den Orten südlich der Schwarzen Elster Ländereien bewirtschafteten. Besonders die Arnsdorfer bauten dort verschiedene Feldfrüchte an.

Wer sich den Ruhlander Eichwald genau anschaut, wird feststellen, dass es sich strenggenommen um einen Eichenmischwald handelt. Neben Trauben- und Stieleichen sowie exotischen Zerr- und Roteichen kommen auch Erlen, Linden, Eschen, Birken, Kiefern und weitere Baumarten vor. In der Strauchschicht dominieren die Naturverjüngung der Baumarten sowie Traubenkirsche, Haselnuss, Faulbaum und Weide. An manchen Stellen wird im Frühjahr der Waldboden von einem Teppich an Maiglöckchen bedeckt. An lichteren Stellen dominieren verschiedene Waldgräser.

Ein schwerer Schicksalstag des Ruhlander Eichwaldes war der 18. Januar 2007. Damals hinterließ Orkan „Kyrill“ besonders in den östlichen Teilen eine Spur der Verwüstung. Mächtige Eichen wurden in Größenordnungen entwurzelt. Der Hauptweg war über Monate unpassierbar. Heute wachsen auf diesen Stellen wieder junge Bäumchen. Längst haben fleißige Hände das Schadholz beräumt und einen jungen Wald gepflanzt. Durch die nunmehr verschiedenen Altersstufen wird das gesamte Ensemble naturnäher, da mehr Arten ideale Lebensbedingungen finden können.

Wer den Eichwald in südöstlicher Richtung verlässt, stößt unmittelbar an der Schwarzen Elster auf Reste einer Brücke. Zu sehen sind noch die gemauerten Pfeiler. Über diese führte einst die sogenannte „Waldbrücke“, über welche die Ruhlander und Arnsdorfer ihre Felder und den Eichwald nördlich des Flusses erreichten. Allerdings brannte die hölzerne Überführung um das Jahr 1958 durch die ungezogenen Hände mehrerer Lausbuben ab. Nach der Kollektivierung der Landwirtschaft wurde

Hier wächst eine neue Eichwald-Generation heran.

Sonnenuntergang am Nordrand des Ruhlander Eichwaldes.

Fotos (2) Torsten Richter

Di

ein Neuaufbau nicht mehr in Betracht gezogen.

So sind die Hauptwege im Eichwald bis heute Sackgassen. Einer endet an der früheren Waldbrücke, der zweite am westlichen Ende des Waldes. Im vergangenen Jahrzehnt entstand im südwestlichen Abschnitt ein kleiner Rundweg, um die dortigen Flächen zur forstlichen Bewirtschaftung besser zu erreichen.

Nach der politischen Wende hatte es Bestrebungen gegeben, den Ruhlander Eichwald unter Naturschutz zu stellen. Der erste Versuch in den 1990er Jahren war allerdings am Veto der Forstwirtschaft gescheitert. Allerdings schwebt den Naturschützern noch immer die Idee der Entwicklung einer Hartholzaue an der Schwarzen Elster vor. Werde in den kommenden Jahrzehnten die Schwarze Elster renaturiert wie geplant, sei ein neuer Anlauf für ein Unterschutzstellungsverfahren nicht ausgeschlossen.

Geschehe dies tatsächlich, stünde einer weiteren Entwicklung des Ruhlander Eichwaldes zu einem „richtigen“ Märchenwald nichts mehr entgegen. Zumindest die Waldgeister würde es sicherlich freuen, wenn die kreischenden Motorsägen für immer aus ihrem Reich verbannt würden.

Foto Torsten Richter

Die einstigen Orkanlöcher sind durch fleißige Forsthände wieder baumbestanden.

Quellen:

Bernading, Bernard: Eichenwald unter Naturschutz, Lausitzer Rundschau, 7. Mai 1998

Richter, Torsten: 1000 Jahre Schwarze Elster, Lausitzer Rundschau, 21. April 2012

Richter, T.: Aufräumen im Ruhlander Eichwald, Lausitzer Rundschau, 12. März 2008

Richter, Torsten: Im Herbst rücken im Ruhlander Eichwald die Sägen an, Lausitzer Rundschau, 14. April 2011

Richter, Torsten: Im vergessenen Zipfel der Oberlausitz, Lausitzer Rundschau, 25. September 2010

Richter, Torsten: Lausejungen zündeten die Waldbrücke am Eichenwald an, Lausitzer Rundschau, 1. Dezember 2007

Richter, Torsten: Ruhlander Eichenforst als Kunstprodukt, Lausitzer Rundschau, 2. April 2011

Richter, Torsten: Ruhlander Eichwald könnte doch noch NSG werden, Lausitzer Rundschau, 29. September 2007

Richter, Torsten: Ruhlander Eichwald wird nicht abgeholzt, Lausitzer Rundschau, 10. November 2008

ohne Autor: Karte des Kreises Hoyerswerda und Umgebung, Verlag Ziehlke, Bad Liebenwerda, um 1925

Schon mal gesehn?

Heimatblicke von Hans Hörenz

Wasserturm in Lauchhammer, gebaut vor 60 Jahren

Seit sechs Jahrzehnten, ein Jahr nach der 1953 erfolgten Verleihung des Stadtrechts an die zuvor als Großgemeinde Lauchhammer zusammengeschlossenen Ortschaften Lauchhammer-Ost, Bockwitz, Dolsthaida und Mückenberg, erhebt sich auf einer Anhöhe am Ende der Wasserturmstraße ein 40 Meter hohes Bauwerk: der Wasserturm in Lauchhammer-Ost. Die rasche Entwicklung der Braunkohlenindustrie, vor allem der Aufbau der Großkokerei sowie des im Territorium seit langem ansässigen Lauchhammerwerkes, auch der Bau hunderter neuer Wohnungen zur Ansiedlung von notwendigen Arbeitskräften, machten es erforderlich, die Wasserversorgung für die Bevölkerung und die Wirtschaft im schnellen Tempo zu verbessern. Zu den wasserwirtschaftlichen Vorhaben zu dieser Zeit gehörte auch der Bau eines großen Wasserwerkes im nahen Tettau, von dem aus eine Trinkwasserleitung nach Lauchhammer-Ost gelegt wurde. Der jetzt unter Denkmalsschutz stehende Wasserturm, der 1993 technisch sowie bauseitig modernisiert und saniert wurde, zählt heute wegen seiner baukünstlerischen, städtebaulichen und industriegeschichtlichen Bedeutung zu den Bauwerken in unserer Region, auf die auch im kulturhistorischen und touristischen Reiseführer „Kugelköpfe und Backsteingotik – Wassertürme in Brandenburg“ von Günter Nagel, erschienen im brandenburgischen Findling Verlag, aufmerksam gemacht wird.

Der Behälter im Turm fasst gegenwärtig 1000 Kubikmeter Trinkwasser.

Eine lange Betriebszeit wird dem Turm allerdings nicht in Aussicht gestellt.

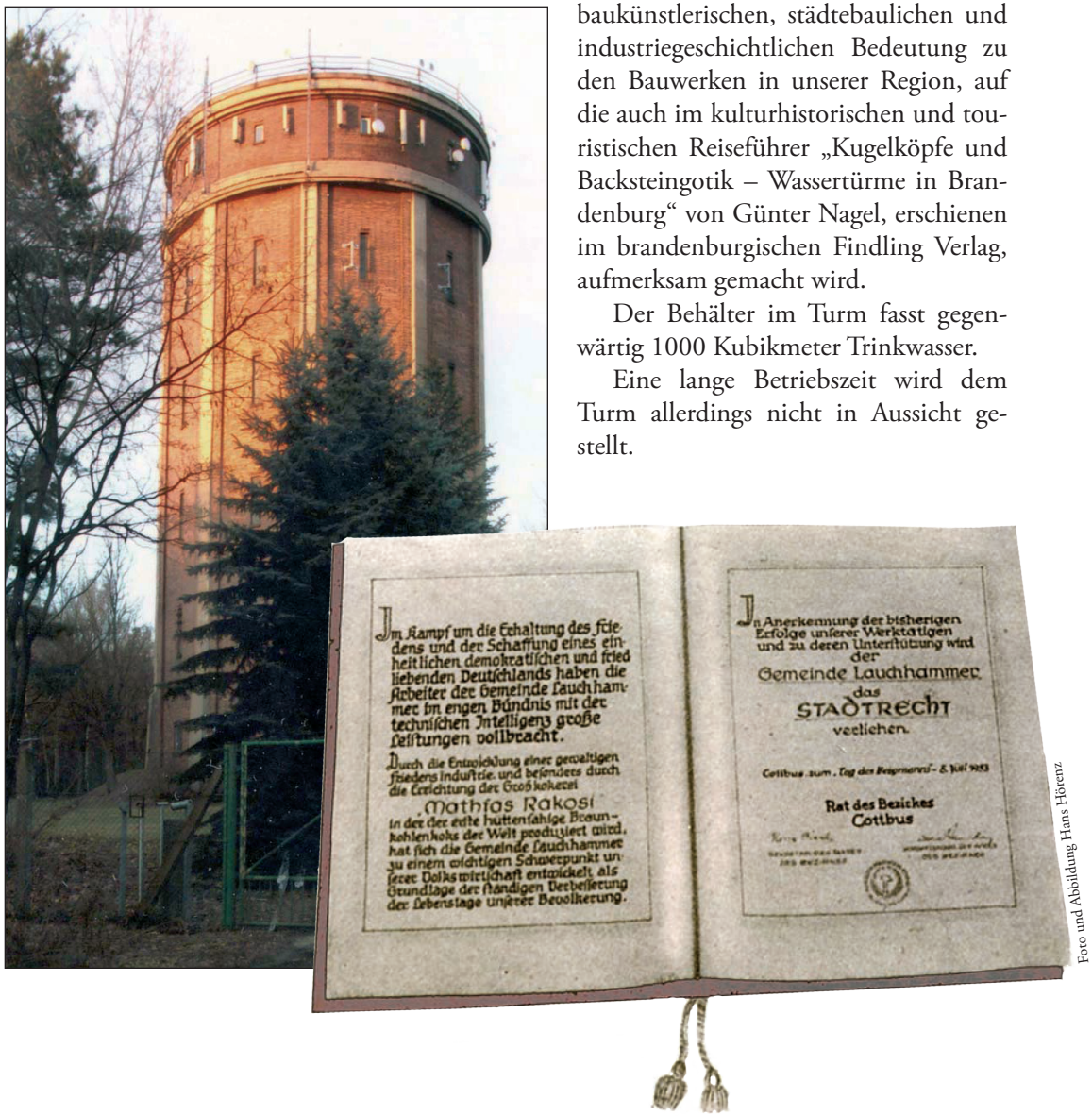


Foto und Abbildung Hans Hörenz

Der Umbau der Wendischen Kirche von Senftenberg zum Gemeindezentrum

Bernd Gork

Zu Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts stand die evangelische Kirchengemeinde von Senftenberg vor der schwierigen Entscheidung, die ungenutzte und baufällige Wendische Kirche abzureißen, was sehr viel Geld gekostet hätte, oder für über 8000 Reichsmark die nötigsten Reparaturen durchführen zu lassen, ohne dass danach eine zweckdienliche Nutzung des Gebäudes möglich gewesen wäre. So kam der Architekt, Stadtrat und Vorsitzende des Bauausschusses des Gemeindekirchenrats, Heinrich Otto Vogel (1898–1994), auf die Idee, das traditionsreiche Gotteshaus zu einem Gemeindezentrum umzubauen, um damit unter anderem einen dringend benötigten Gemeindesaal zu schaffen. Vogel wurde schließlich mit der Planung und Bauleitung beauftragt. Voller Engagement, ideenreich und ehrenamtlich, ohne einen Pfennig Honorar, bewältigte er seine Aufgabe, und so konnte am 2. Dezember 1934, dem 1. Adventsonntag, das Gemeindezentrum Wendische Kirche nach etwa halbjähriger Bauzeit feierlich eingeweiht werden.

Die Wendische Kirche war nach 1555 für die wendische Bevölkerung der umliegenden Dörfer von Senftenberg, dem sächsischen Amt, erbaut worden. Sie fiel wiederholt Bränden zum Opfer. Nach dem zweiten Brand musste sie auf Anweisung des Amtshauptmannes an einem neuen Standort hinter der Stadtkirche „Peter und Paul“ zwischen 1679 und 1681 neu errich-

Foto Museum Senftenberg

Gedenkfeier zum 100. Geburtstag Kaiser Wilhelm I. im März 1897, vorn ist die Storchelster zu sehen, dahinter die Wendische Kirche und die Peter-und-Paul-Kirche

tet werden. 1881 fand in der Kirche der letzte Gottesdienst in wendischer Sprache statt. Die finanziellen Voraussetzungen für den Umbau zum Gemeindezentrum waren 1934 recht günstig, denn es gab staatliche Fördermittel. Bekanntlich hatten sich die nun regierenden Nazis bei der Bevölkerung beliebt gemacht, indem sie durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in der Weltwirtschaftskrise mit Millionen von Arbeitslosen vielen Menschen scheinbar eine neue Perspektive gaben. Der Autobahnbau ist hierbei bekanntestes Beispiel. Durch die Fördermittel war die Kirchengemeinde als Bauherrin nicht gezwungen, die Kirchensteuern zu erhöhen. Planung und Bauleitung lagen also in den Händen von Heinrich Otto Vogel, einem zwar noch jungen, aber bereits erfolgreichen Architekten, der mit einer Reihe von interessanten modernen Bauten bleibende Spuren im Senftenberger Revier hinterlassen hat, bevor er aufgrund politischer Querelen 1935 nach Trier übersiedelte. Dort entstand dann in vielen weiteren Schaffensjahren ein bedeutendes Lebenswerk mit überwiegend sakralen Bauten.

Bauleiter Vogel und Baumeister Pusch als Ausführender waren beim Umbau der Wendischen Kirche mit vielen baulichen Schwierigkeiten konfrontiert. Durch die Absenkung des Grundwasserstandes, besonders im Uferbereich der Storchelster, kam es zu Gefährdungen am Westgiebel und Ostchor, die auch dadurch begünstigt wurden, dass die Kirche in Notzeiten erbaut worden war. Alle Probleme konnten schließlich gelöst werden, und so scheint es wie ein kleines Wunder, dass keinerlei Mehrkosten entstanden waren.

Mit Respekt vor der Historie geschah der Umbau behutsam, jedoch mit reicher Funktionalität im Innenraum. Sichtbarstes Zeichen der Veränderung in der Außenansicht ist eine überlebensgroße Kreuzigungsdarstellung an der Ostwand, die in einer Kombination von Sgraffito- und Mosaiktechnik von Günther Wendt gestaltet wurde. Das expressive Bildwerk ist heute mit allen späteren Beschädigungen sichtbar. Sowohl die Einschusslöcher von den Kampfhandlungen im ZweitenWeltkrieg, als auch ein Setzungsriss im Mauerwerk sind als Zeitzeugnisse bei der letzten Restaurierung erhalten worden. Im Inneren entstand ein großer Saal mit Empore für 400-500 Personen, an dessen Ostseite der

Foto Bernd Gork

Die Kreuzigungsdarstellung von Günther Wendt

Foto Museum Senftenberg

Barockaltar

barocke Altar seinen Platz fand, vor dem sich eine kleine Bühne erstreckte. Für Veranstaltungen neben Gottesdiensten konnte man Altar und Bühne durch einen Vorhang trennen. Seitlich ordnete man die von der Firma Sauer aus Frankfurt (Oder) modernisierte alte Orgel an. An der Westseite war ein kleiner Saal entstanden. Darunter in der geräumigen Halle, von der zwei Treppen zur Empore und zum kleinen Saal führten, war unter anderem Platz für die Kleiderablage. Die Halle kann durch zwei parallel liegende Eingänge an der Nord- und Südseite betreten werden.

Zahlreiche heimische Handwerker waren an dem Bauvorhaben beteiligt. So lagen die Maurer- und Zimmererarbeiten in den Händen der Firma Pusch GmbH. Die Steinmetzarbeiten führten Merkle (Senftenberg) und Menzel (Ruhland), die Eisenbauarbeiten das Senftenberger Eisenwerk aus. Stellvertretend für viele weitere beteiligte Firmen seien hier einige noch heute stadtbekannte Namen genannt: Tischlermeister Graßhoff und Lehmann, Klempnermeister Rothe, Schmiedemeister Ziethe, Schlossermeister Schmiedel, Glasermeister Brattke und die Malerfirmen Kunau und Wendt. An Fuhrdiensten war das Unternehmen Brodack beteiligt und die Vorhänge kamen unter anderem von Max Krüger. Auch die damals beliebten Ilse-Klinker fanden Verwendung.

Eine wunderbare Idee Vogels war die Gestaltung der Umgebung des Gemeindezentrums. Nachdem alte Wirtschaftsgebäude abgerissen wurden, entstand unter Einbeziehung der verlängerten Badergasse ein klosterhofartiger Garten, der durch ein Rundbogenportal betreten werden kann. Dieser befindet sich im rechten Winkel zum neuen Eingang des Gemeindezentrums. In Richtung Osten umschließt eine durch Rundbögen durchbrochene Mauer und ein neues Wirtschaftsgebäude den Hofgarten, der die Verbindung zu der ehemaligen Senftenberger Knabenschule herstellt, an deren Stelle 1839 ein Mehrfamilienwohnhaus für kirchliche Angestellte gebaut wurde. Vor dem Westgiebel entstand ein beschauliches Plätzchen mit Pergola und Granitbänken. Heute sind davon nur noch Relikte erhalten.

Südeingang zur Kirche und Eingang zum Hofgarten

Östlicher Anschluss der Kirche mit Wirtschaftsgebäude, dahinter das Wohnhaus von 1839

Fotos (2) Bernd Gork

Die ehemalige Wendische Kirche ist heute ein Bürgerhaus. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts waren wiederum unter Bewältigung vieler baulicher Probleme umfangreiche Sanierungsarbeiten nötig, um den neuen Nutzungsanforderungen gerecht zu werden. Die feierliche Einweihung des Bürgerhauses Wendische Kirche fand am 28. März 2003 statt, nachdem unter Beachtung denkmalpflegerischer Vorgaben und unter Wahrung des äußeren Erscheinungsbildes der Umbau der Innenräume abgeschlossen war. Das Gebäude und seine Umgebung künden noch heute von der überzeugenden architektonischen Leistung Heinrich Otto Vogels, für die er von der Brandenburgischen Landeskirche mit der Luthermedaille ausgezeichnet worden war.

Quellen:

Maas, Claudia, “Das Werk des Architekten Heinrich Otto Vogel – Neubau und Denkmalpflege unter dem Aspekt des historischen Gedächtnisses”, Saarbrücken 1993

Rösler, Isolde, “Alt-Senftenberg – Eine Bilderchronik”, Horb am Neckar 1992

Senftenberger Anzeiger, 1.Dezember 1934

Dorfkirche Dörrwalde

Eine Kirche der Einkehr und des Verweilens

Johannes Remenz

Am 28. Januar 2000 stand ich zum ersten Mal vor der sich im Wiederaufbau befindlichen Kirche in Dörrwalde. Die Kirche hatte keinen Turm mehr ...

Vor der Kirche standen abgestellt zwei Glocken, zwei schweigende Glocken ... Wer hatte sie zum Schweigen gebracht? – War es ein Krieg? – eigentlich nicht – oder doch? War es nicht ein erbarmungsloser Krieg gegen die Natur und die Heimat der angestammten Bevölkerung als Folge des Kohleabbaus in einem rohstoffarmen Land? Zuerst wurden die Glocken zum Schweigen gebracht, später sollte der gesamte Ort von der Landkarte verschwinden. – Wem sollten die Glocken dann läuten?

Ich habe oft schweigende Glocken in Kirchtürmen gesehen, die im Laufe der Jahrhunderte unbrauchbar wurden und ihrer Instandsetzung harrten. Aber Glocken, die zu Gottesdiensten rufen sollen, einfach so abzustellen? Das wollte mir eigentlich nicht in den Kopf.

Nun gab es schon damals Überlegungen zum Wiederaufbau des Kirchturmes, und auch ich machte mir Gedanken, welche Größe das neue Geläut haben könnte. Gedacht war an ein Zweiergeläut in den Dimensionen des Geläutes bis zum Jahre 1917, als die große Glocke Kriegsopfer wurde. Sie war vom Dresdener Glockengießer Johann Nikolaus Gottlieb La Mar im Jahr 1803 gegossen worde. Von diesem Gießer existiert in der Lausitz nur noch eine Glocke in Zützen bei Luckau aus dem Jahre 1801. Er goss auch Geschütze.

Fotos Michaela Michalke

Die beiden Eisenhartgussglocken für Dörrwalde wurden im Jahre 1919 gegossen, vermutlich zusammen mit dem musikalisch recht guten Geläut der Kirche in Großräschen-Mitte aus gleichem Material. Die Gießerei befand sich in Bockenem am Westharz in der schon 1836 von Johann Friedrich Weule gegründeten, später weitbekannten Turmuhrenfabrik. Die Glocken wurden von der Glockengießerei Ulrich in Apolda verkauft, die auch die Glockenrippen zeichnete. Daher rührt die Firmenbezeichnung ULRICH & WEULE / APOLDA – BOCKENEM.

Durch Umwelteinflüsse haben die Glocken starke Korrosionsschäden, die vor allem an der Haube deutlich sichtbar sind und eine weitere Verwendung verbieten. Dies ist materialbedingt, da es sich nicht um Stahl, wie es in vielen Kirchenakten der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts steht, sondern wie schon erwähnt um Eisenhartguss handelt, der eine wesentlich geringere Haltbarkeit hat. Weitere Erläuterungen würden hier zu weit führen. Der Autor ist zu weiteren Auskünften gern bereit.

Unsere Kirche wurde in den Jahren 1766/67 von den Einwohnern des Dorfes als rechteckiger barocker Putzbau mit dreiseitigem Ostschluss und quadratischem Westturm erbaut. Die schlichte einheitliche

Ausstattung aus Hufeisenempore, Kanzelaltar mit inzwischen freigelegter Bauernmalerei und Taufstein stammt aus der Zeit um 1800.

Im Dezember 1974 stürzte der Kirchturm teilweise ein und wurde dann im Januar des folgenden Jahres abgerissen. Da der Ort der Kohle weichen sollte, wurde zunächst auch nicht an einen Wiederaufbau gedacht.

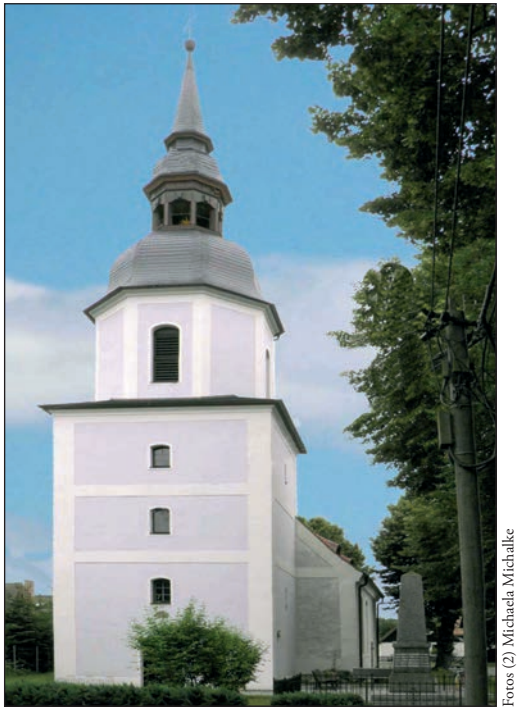
Dann kam 1993 die freudige Nachricht, dass Dörrwalde nicht abgerissen wird. Sanierungs- und Renovierungsarbeiten an der Kirche begannen. 1999 konnten wieder Gottesdienste gehalten werden.

Und nun steht seit 2012 der Kirchturm wieder, der ohne Fördermittel durch ILE und LEADER[1] nicht hätte realisiert werden können. Aber unser Kirchturm ist noch lange nicht bezahlt, da durch den einzubringenden Eigenanteil Schulden auf der Kirchengemeinde lasten.

Und dennoch wünschen wir alle, dass unser neuer „alter“ Kirchturm bald wieder eine Stimme bekommt, denn dank vieler Sonderspenden ausschließlich für die Glocken kann demnächst zumindest der Glockenstuhl errichtet werden – ein Zeichen der Hoffnung!

Aber die Kohle fraß sich weiter durch die Lausitz. 2003 erlebte ich den Abriss von Horno mit, wo die Hoffnung bis zum Schluss war und man alles verlor. Die letzte Fahrt durch den Ort, wo nur noch Fundamente der bereits abgerissenen Häuser aus der Erde ragten, war wohl das furchtbarste Erlebnis, das ich auf meinen vielen Fahrten durch unsere Heimat als Mitarbeiter einer Glockengießerei hatte. – Horno wurde nach Forst umgesiedelt und damit erfolgte auch ein Ersatzbau für die Kirche.

In der Lausitz mußten von 1962 bis 2004 insgesamt 27 Kirchen und Kapellen der Kohle weichen. Das alles blieb uns erspart, wofür wir dankbar sein sollten.



Fotos (2) Michaela Michalke

Unsere Kirche liegt an, beziehungsweise in der Nähe von drei Radwanderwegen: der Seenlandroute, der Niederlausitzer Bergbautour und dem Fürst-Pückler-Weg.

Eine besondere Rarität ist unsere kleine Orgel der Orgelbaufirma Teschner aus Fürstenwalde/Spree aus dem Jahre 1868. Die Firma wurde 1825 von Johann Gottlob Teschner gegründet und erlosch nach dem Tode seines Urenkels Hermann Teschner im Jahre 1965. Aus der Firma Teschner existieren daneben nur noch zwei weitere Orgeln: Steinhöfel bei Fürstenwalde (1871) und Wernsdorf (1900).

1 Programme der Europäischen Union;
ILE: Integrierte Ländliche Entwicklung,
LEADER: Verbindung zwischen Aktionen zur entwicklung der ländlichen Wirtschaft (deutscher Titel, Abkürzung basiert auf französischem Original)

Foto Rolf Radochla

Nähere Informationen zu Veranstaltungen erhalten Sie jeweils

dienstags . . von 9 bis 18 Uhr und
donnerstags . . . von 9 bis 11 Uhr
unter der Telefon-Nummer
035753/5321 oder
dienstags . . von 9 bis 11 Uhr und
donnerstags . . . von 11 bis 12 Uhr
unter der Telefon-Nummer
035753/5083

Hier können Sie gegebenenfalls auch Voranmeldungen für Gruppen vornehmen.

Bereits im Jahre 1837 machte die Firma durch eine sehr gute Kleinorgel für eine Gemeinde bei Königsberg/Neumark auf sich aufmerksam.

Unsere Orgel besitzt sechs klingende Stimmen im Manual und zwei im Pedal und hat 360 Pfeifen, deren längste 2,40 Meter misst. Viele Orgeln dieser Größe haben nur ein Pedalregister, das lediglich eine Verstärkung der tiefen Töne bedeutet. Durch ein zweites Register erhält unsere Orgel ihre spezifische Klangfarbe. Eine Besonderheit ist die 3′-Quinte im Manual, eine Bezeichnung, die in der Renaissance und im Frühbarock verwendet wurde, also im 19. Jahrhundert gar nicht mehr geläufig war – sozusagen ein „Nachzügler“ in der Orgelgeschichte.

Im Jahre 2008 wurde die Orgel mit großem Aufwand durch die weltbekannte Orgelbaufirma Sauer aus Müllrose, früher Frankfurt (Oder), restauriert. Sie musste zu Beginn des Wiederaufbaues des Kirchturmes im Jahre 2010 wieder außer Betrieb genommen werden, da der im Turminneren befindliche Blasebalg im Wege war und zeitweilig rückgebaut werden musste.

Nun erklingt sie wieder und wird auch häufig genutzt. Neben den Gottesdiensten finden von Ostern bis zum Reformationstag jeden Sonnabend um 17 Uhr sogenannte Radlerandachten statt, die natürlich nicht nur Radler zum Verweilen einladen. Außer Orgelmusik sind auch Chormusiken und andere Instrumentalmusiken im Angebot.

Zudem ist unsere Kirche eine „Offene Kirche“. Von Ostern bis zum Reformationstag ist sie mittwochs vom 9 bis 13 Uhr und ansonsten nach vorheriger Anmeldung beziehungsweise Vereinbarung für Besucher geöffnet. Über einen regen Zuspruch, nicht nur von Radfahrern, sondern auch von anderen kulturell interessierten Touristen und Urlaubern in unserer Umgebung freuen wir uns.

Quellen:

F. Woff, Die Glocken der Provinz Brandenburg und ihre Gießer, Berlin 1920

Hans-Georg Eichler, Handbuch der Stück- und Glockengießer auf der Grundlage der im mittleren und östlichen Deutschland überlieferten Glocken, Greifenstein 2003

Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Die Bezirke Cottbus und Frankfurt/Oder, Berlin 1987

Dörrwalde, Ein Kleinod in der Niederlausitz, Dörrwalde 2010

Verlorene Heimat, Der Bergbau und seine Auswirkungen auf Kirchen und Kirchengemeinden der Ober- und Niederlausitz, Horno 2007

Evangelische und katholische Kirchen im Südosten Brandenburgs, Cottbus 2006

Die evangelische Martin-Luther-Kirche Brieske – Grube Marga wird 100!

Regina Domann

Zwischen Mitte bis Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts fand in der Niederlausitz durch Braunkohlenfunde ein wirtschaftlicher Aufschwung statt. Es wurden Tagebaue aufgemacht (getäuft) und Brikettfabriken gebaut. Deshalb mussten Siedlungen und Dörfer weichen. Für die vielen neu zugezogenen Menschen, die hier Arbeit und Brot fanden, mussten nun Unterkünfte geschaffen werden, in denen sie wohnen konnten. So entstanden nach und nach neue Orte: die Bergarbeiterkolonien.

Neben dem Dorf Brieske, dessen Bewohner große Teile ihrer Äcker an die Ilse-Bergbau-AG verkauften, entstand ab 1906 die Bergarbeiterkolonie Grube Marga. Die Ansiedlung wuchs rasch, und die Einwohnerzahl erreichte bald um die 2500. Da viele von ihnen kirchlich gebunden waren, konnte man diese große geschlossene Gemeinde nicht mehr der Senftenberger Kirchengemeinde zuordnen. Also wurde 1912 die Genehmigung zum Bau der Kirche erteilt. Bereits am 1. Juli 1913, zum 25-jährigen Jubiläum der Ilse-Bergbau-Actiengesellschaft, erfolgte die Grundsteinlegung.

Foto Jens Domann

Der Entwurf für das neue Gotteshaus wurde vom Architekten von Mayenburg ausgeführt, nach dessen Plan bereits die Kolonie Marga gebaut wurde. Der Bau stand unter der Leitung des Architekten Kleffel aus Grube Marga und wurde als Jugendstilkirche ausgeführt. Nach Fertigstellung der Kirche sprach man von einem Meisterwerk der Architektur.

Die feierliche Einweihung der evangelischen Kirche zu Grube Marga erfolgte am 18. Dezember 1914. Bereits am 1. Dezember 1914 wurden das Dorf Brieske und die Kolonie Marga aus der evangelischen Kirchengemeinde Senftenberg, der sie seit 1906 angehörten, ausgepfarrt und bildeten nun eine selbstständige Kirchengemeinde.

Um all die Besonderheiten des schönen Ausbaues der Kirche zu beschreiben, bedarf es mehrerer Seiten. Deshalb soll hier nur auf das Altarbild hingewiesen werden. Es zeigt den Bezug des Architekten von Mayenburg zur damaligen Bevölkerung aus Brieske – Grube Marga.

Von Mayenburg hatte das Bild bei einem Dresdener Künstler in Auftrag gegeben und es der Kirchengemeinde geschenkt.Folgende Beschreibung stammt aus der Chronik von Senftenberg, bearbeitet von Hauptlehrer Johann Gottlieb Paulitz:

„Das Altarbild stellt den am Abende der Auferstehung wandelnden Heiland dar, wie er die Emmaus-Jünger trifft, – letztere hier vertreten durch einen alten Bauern als Repräsentanten der alten Zeit und der Landwirtschaft – und einen jungen Fabrik- oder Grubenarbeiter als Vertreter der Industrie in der Gegenwart, beide aus der Kirchengemeinde, der Bauer = Brieske-Dorf, der Fabrikarbeiter = Grube Marga, – und von ihnen eingeladen wird: ‚Herr bleibe bei uns!'

Auch die Landschaft stellt die aktuelle damalige Situation dar. Man sieht noch etwas Grün der Felder, aber der Hintergrund zeigt die Aufhäufung des Abraumes der Tagebaue, den Kippensand.

Für die vorgesehenen Feierlichkeiten hoffen wir auf viele Gäste. Es wird, übers Jahr verteilt, mehrere Veranstaltungen geben, die mit einem Festgottesdienst im Dezember ihren Höhepunkt finden werden.

Möge Gott auch weiterhin seine schützende Hand über diese Kirche halten sowie immer mit seinem Segen bei der Kirchengemeinde sein."

Foto Jens Domann

Foto Edeltraud Radochla

Auf der Luftaufnahme der Gartenstadt Marga kann man die Martin-Luther-Kirche deutlich im Mittelpunkt der Kreisstruktur der Ortsbebauung erkennen.

Erinnerung 2014

Vor 100 und vor 75 Jahren überfielen deutsche Heere die Nachbarn mit Krieg und ernteten am Ende die Katastrophe

Hans Hörenz

Man schrieb das Jahr 1939. Damals 14-jährig begann nach meiner Schulentlassung und mit Beginn der Berufsausbildung für mich ein neuer Lebensabschnitt. Aus der Sicht eines Heranwachsenden betrachtet, war es eine ganz normale Zeit. In meinem Geburts-, Schul- und Wohnort Reppist liefen die Brikettfabriken Henkelswerke, Marie I und Matador auf vollen Touren. Vom Rand des Tagebaues Ilse-Ost schauten wir oft interessiert in das große Grubenloch, wo Förderbrücke, Bagger und anderes bergmännisches Gerät die Erde durchwühlten und das „Schwarze Gold“ förderten. Auch nach Lautawerk und Schwarzheide, in deren Territorien sich die Vereinigten Aluminiumwerke und die „BRABAG“ rasant entwickelten, fuhren Reppister zur Arbeit. Arbeitslose gab es nicht mehr, und auch die Schulabgänger fanden meist eine Lehrstelle bei der Ilse-Bergbau AG, oder den anderen Braunkohlenunternehmen und Industriebetrieben, die im damaligen Kreis Calau ihren Standort hatten.

Obwohl sich im August 1939 auf der seinerzeit durch Reppist führenden Reichsstraße 169 und auch auf dem nahegelegenen ausgedehnten Eisenbahnnetz verstärkt Truppen der Wehrmacht bewegten und etliche Monate zuvor eine ganze Gruppe Reppister Männer im Alter zwischen 40 und 45 Jahren zu einer militärischen Übung im „Regenwurmlager“ einberufen wurde, hatten wohl die wenigsten ernsthaft an einen Krieg gedacht. Dennoch war er ganz nahe. Ich erinnere mich noch gut daran, als es in einer

Einige Monate vor Kriegsbeginn wurden auch Reppister Männer zu einer Übung im „Regenwurmlager“ bei Züllichau-Schwiebus einberufen. Unter den Reservisten unter anderem die Reppister Rzepa, Hörenz, Werner und Würsig

Funker-Gruppe Ausbildungsdienst, darunter Soldaten aus Senftenberg und Umgebung, die mit mir gemeinsam in die Kerserne eingerückt waren

Sammlung (2) Hans Hörenz

Nacht der letzten 1939er-Augusttage an unserer Wohnungstür klopfte und der Gemeindediener und Nachtwächter Emil Meisler meinem Vater einen Gestellungsbefehl überbrachte, wonach er sich am nächsten oder übernächsten Tag in Calau zum Wehrdienst einzufinden habe. Nachdem der Krieg gegen unser Nachbarland Polen, der am 1. September begann und zugleich viele Einschränkungen für die Bevölkerung mit sich brachte, ein schnelles Ende nahm, war die Hoffnung groß, bald wieder ein normales Leben fortsetzen zu können. Das Gegenteil war der Fall. Als 17-jähriger erhielt auch ich den Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst nach Freiwalde im Spreewald, dem ein solcher zur Wehrmacht Anfang 1943 nach Landsberg/Warthe folgte.

Im April 1945 geriet ich in der Festung Königsberg in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Mit der Kapitulation der zum Bollwerk gewordenen ostpreußischen Hauptstadt hatte hier der Festungskommandant General Otto Lasch gegen Hitlers Befehl dem sinnlosen Blutvergießen ein Ende gemacht. Ende 1949, wenige Wochen vor meinem 25. Geburtstag bin ich in meine Heimat zurückgekehrt, nachdem ich rund viereinhalb Jahre in Kriegsgefangenen-Lagern in Jaroslawl und Moskau verbracht hatte. Obwohl seitdem 65 Jahre vergangenen sind, erinnere ich mich heute mehr denn je an die Zeit des Krieges und der schweren und leidvollen Jahre, aber auch wie schön es war, wieder in der Heimat zu sein. Das eigene Erleben während der Kriegsjahre und der Gefangenschaft war recht selten ein Gesprächsthema in der Familie, im Kreise der Freunde und Arbeitskollegen. Vielmehr war interessierte mich, was 1945 und in den ersten Nachkriegsjahren in meinem Wohnort, im damaligen Kreis Calau und in der Niederlausitz geschehen war. Oft lagen bei den Gesprächen Leid und Freud dicht beieinander. Als am 16. April 1945 um 6.15 Uhr an der Oder und Neiße die sowjetischen Armee-Einheiten mit ihrer Großoffensive begannen – ich befand mich zu dieser Zeit schon im Gefangenen-Sammellager im bekannten Trakehner-Gestüt Georgenburg bei Insterburg – war der Krieg in Heimatnähe gerückt. Mehr oder weniger kämpfend hatten zwischen dem 19. und 21. April die sowjetischen Truppen die Städte und Dörfer in der Senftenberger Region erreicht, nachdem aber schon Wochen zuvor die Luftangriffe auf die „BRABAG“ und andere kriegswichtige Objekte vorausgegangen waren. Die Gemeinde Reppist, so erfuhr ich bei meiner Heimkehr, wurde kampflos besetzt. Mutige Reppister, unter ihnen Marie Balzer sowie andere der polnischen Sprache kundige Bürger, gingen mit einer aus Bettlaken gefertigten weißen Fahne den aus Richtung Sedlitz vorrückenden Truppen der 1. Ukrainischen Front entgegen und kamen mit den Soldaten ins Gespräch.

Sammlung (4) Hans Hörenz

1943 – Zur Ausbildung von Landsberg/Warthe nach Russland. Autor links im Bild

Kriegsfolgen: Zerstörungen an Wohnungen, hier in der Bahnhofstraße in Senftenberg.

Weiße Fahnen als Zeichen dafür, den Kampf aufzugeben und der sinnlosen Zerstörung und dem Sterben ein Ende zu bereiten, wie das beispielsweise auch Christen und Antifaschisten vom hohen Kirchturm aus im früheren Bockwitz, dem jetzigen Lauchhammer taten, erinnerten mich an die schweren Kämpfe im April 1945 in der Festung Königsberg, als wir solche Meldungen

über weiße Fahnen aus allen Stadtteilen und Truppeneinheiten in unserer Funkstelle der Nachrichtenzentrale aufzunehmen hatten.

In Reppist sind dennoch Übergriffe, Vergewaltigungen, Erschießungen und Selbstmorde nicht ausgeblieben. Aus Angst und zum Schutz hatten viele Einwohner in diesen Tagen der Besetzung und des Chaos ihre Wohnungen verlassen und Unterschlupf in den Stolln und anderen Betriebsanlagen des Tagebaues Ilse-Ost und anderer ehemaliger Gruben gesucht. Während hier mein Freund Hansi, seine Schwester und sich selbst erschoss und der Schuss auf die Mutter missglückte, brachte eine damals 21-jährige junge Frau, mit der ich jahrelang in einer Schulklasse Bank an Bank saß, ohne Hebamme oder Arzt, geholfen von Eltern und Freunden, ebenfalls im Tagebau eine Tochter zur Welt. Auch in der Stadt Senftenberg hatte der Krieg seine Spuren hinterlassen. Wie aus Chroniken, Dokumentationen und anderen Schriften hervorgeht, lag die Stadt Senftenberg am 20. April 1945 unter starken Artilleriebeschuss. Insgesamt wurden 53 Gebäude durch Kriegseinwirkungen zerstört, vor allem in der Bahnhof- und Kreuzstraße. Stark beschädigt wurde auch die Turmspitze der Peter-und-Paul-Kirche, die sich auch nach dem Wiederaufbau und einer erst jüngst erfolgten umfassenden Sanierung des Kirchengebäudes nicht mehr so zeigt, wie sie einst aus weiter Ferne sichtbar war.

Als ich Anfang Januar 1950 das erste Mal wieder zwischen meinem Wohnort Reppist

Foto Hans Hörenz

Auf dem Waldfriedhof der Kreisstadt Senftenberg hat im Jahre 2012 das Kriegerdenkmal der Gemeinde Reppist für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges einen neuen ehrenden Platz gefunden. Das Denkmal, das bis in die achtziger Jahre nahe der Schule in Reppist seinen Standort hatte, wurde, als sich die Bagger und die Förderbrücke der einst so bekannten Bergarbeitergemeinde näherten, sorgfältig abgebaut und die Teile sicher aufbewahrt. Dafür sorgten ehemalige Einwohner, die Sanierungsarbeiter des Braunkohlenkombinats und auch Senftenberger Stadtväter sowie der damalige Bürgermeister.

Das restaurierte Denkmal ist in seiner Gestalt kaum verändert. Heimatverbundene Reppister bewegt gegenwärtig die Absicht, auf einer weiteren Namenstafel auch der Toten des Zweiten Weltkrieges zu gedenken. Allerdings wurde nach 1945 versäumt, sich einen Überblick über alle Bürger der Ortschaft zu schaffen, die im Zweiten Weltkrieg ihr Leben ließen. Das vollständig nachzuholen, bemühen sich gegenwärtig die Chronisten und Heimatverbundenen.

und dem Arbeitsort Senftenberg täglich zu Fuß oder mit dem Fahrrad hin- und her pendelte und sich das Leben schon normalisiert hatte, machte mich eine Nachricht mit großen Buchstaben und Zahlen an einer Hausfassade in der Bahnhofstraße besonders nachdenklich und traurig. Zu lesen war, dass 861 Senftenberger im Kriege ums Leben kamen, weitere 625 meist junge Männer den Krieg überlebten, aber nach schweren Verwundungen und Kriegsverletzungen nun ihr Leben mit Behinderungen und Einschränkungen fortsetzen mussten. Mehrere Gedenkstätten in der Kreisstadt, so auf dem Alten Friedhof und im Gelände des Klinikums Niederlausitz, erinnern an die zahlreichen Opfer, die durch den Krieg zu beklagen waren und mahnen zum Frieden. Der Gedenkstein am früheren Krankenhaus ist auch dem damaligen Chefarzt Professor Dr. Grauhahn gewidmet, der sich bei der Behandlung der an Gelbsucht, Typhus, Ruhr, Tbc und Scharlach schwer erkrankten Patienten im überfüllten Krankenhaus infizierte und an Fleckfieber verstarb. In diesem Zusammenhang wurde bekannt, dass durch die sowjetische Kommandantur zur Verbesserung der medizinischen Versorgung der Einsatz zusätzlicher Ärzte aus Berlin und die Lieferung von Medikamenten gefordert und realisiert wurde. Im Laufe der zurückliegenden Jahrzehnte ist in den Städten und Gemeinden durch Chronisten, Historiker und Zeitzeugen die so schmerzliche Geschichte des Krieges und der Nachkriegszeit

Herausgegeben vom Präsidium der Provinzialverwaltung der Mark Brandenburg - 1946

„Über die Mark Brandenburg war ja nicht nur der Krieg hinweggezogen. In ihr hatte die Vernichtungswut jener „Helden“ getobt, die auf dem Standpunkt standen, daß mit ihnen das ganze Volk zugrunde zu gehen habe. Nach uns die Sintflut, war ihre Devise. Es genügte ihnen nicht, ein Land zu verwüsten, sie wollten auch noch das Volk ausrotten. Alle Brücken wurden gesprengt, auch die kleinsten und unbedeutendsten. Die Eisenbahnlinien wurden unterbrochen, lebenswichtige Anlagen zerstört, Deiche durchstoßen, Ortschaften niedergebrannt, Proviantlager vernichtet. Die Zivilbevölkerung wurde aus ihren Wohnorten vertrieben oder zu sinnlosestem Widerstand aufgeputscht. Überall wurde verbrannt, zerstört, gesprengt, überflutet, unbrauchbar gemacht. Und als der Krieg dann zu Ende war, war eigentlich alles zu Ende. Es gab keine Verkehrsmöglichkeiten mehr. Es gab keine Produktionsstätten. Es gab keine Versorgung. Es gab keine Verwaltung. Es gab überhaupt nichts mehr. Hunderttausende von Menschen waren ohne Obdach und irrten auf der Landstraße umher. Es war alles geordnete Leben völlig zu Ende. Chaos. Die allgemeine Moral hatte sich dem Absturz angehängt; was noch an Lagern, an Vorräten vorhanden war, wurde geplündert.“

weiter erforscht, erfragt und fortgeschrieben worden. Erst 2012 hat der Wasserverband Lausitz anlässlich seines 20-jährigen Bestehens und rückblickend auf ein Jahrhundert öffentliche Wasserversorgung im Senftenberger Revier in einer umfassenden Chronik dem Gedenken von fünf Wasserwerkern gewidmet, die am 20. April 1945 beim Vormarsch der sowjetischen Truppen im Wasserwerk Buchwalde erschossen wurden. Die Belegschafter der damaligen Niederlausitzer Wasserwerksgesellschaft versahen zu dieser Zeit ihren Dienst in der zweiten Schicht. Rückziehende Truppen der Waffen-SS und der Wehrmacht hatten am Buchwalder Wasserwerk ebenfalls halt gemacht und in der Nähe Stellungen bezogen.

Während im Senftenberger Raum um den 20. April 1945 die Tage der Kampfhandlungen und der Besetzung der Ortschaften waren, am 21. April beispielsweise die Angehörigen des 23. sowjetischen Gardeschützenkorps, in Richtung Elbe vordringend, nordwestlich Senftenberg die Autobahn Berlin-Dresden als eine strategisch äußerst wichtige Verkehrsverbindung durchschnitten, tobte am 6. Mai, wenige Stunden bevor im ganzen Land die Waffen ruhten, noch ein harter kriegerischer Kampf. Genau 50 Jahre danach hatte ich von einer Regionalzeitung den Auftrag, über das Geschehen von damals im Raschützwald an der Straße zwischen Ortrand und Großenhain sowie über die Enthüllung eines Gedenksteines für die Kriegsopfer zu berichten. In Anwesenheit ehemaliger Angehöriger eines dort eingesetzten Fallschirmpanzerkorps hatte die Weißiger Dorfchronistin Anneliese Bennewitz daran erinnert, dass bei den Kämpfen im Raschützwald und seiner Umgebung nur Stunden vor der Kapitulation noch 38 deutsche und 42 russische Soldaten den Tod fanden.

Ein sinnloses Blutvergießen und großes Leid hat es nicht nur in den letzten Kriegswochen auf heimatlichen Boden, sondern alle Jahre zwischen 1939 und 1945 auch in vielen Familien gegeben. Das Ehrenmal für die Gefallenen beider Weltkriege vor der Dorfkirche in Wormlage bestätigt das. Während im Ersten Weltkrieg 30 Dorfbewohner gefallen sind, waren es im Zweiten Weltkrieg 69 Väter und Söhne der Arbeiter-, Bauern- und Gutsarbeiterfamilien, die nicht in ihre Heimat zurückkehrten. Nicht in allen Städten und Dörfern wurde den Gefallenen des Zweiten Weltkrieges ein Denkmal gesetzt. In Wormlage, so schreibt die Chronik, war es der Lehrer Willy Krüger, der dazu die Initiative ergriff und dazu die volle Zustimmung und Unterstützung der Dorfbevölkerung erhielt. Jeder neunte Bewohner des kleinen Dorfes musste in diesem Krieg sein Leben lassen. So sei die Inschrift auf dem Wormalger Denkmal „Die Toten des Zweiten Weltkrieges mahnen zum Frieden“ in diesem Jahr, in dem vor 100 Jahren der Erste Weltkrieg begann und vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg seinen Anfang nahm, Erinnerung, Gedenken und Verpflichtung zugleich.

Bomben auf die BRABAG

Manfred Kuhnke

Vom Schlafzimmerfenster der Eltern konnten wir die Benzinfabrik schon immer gut sehen, ihre interessant gezackte Silhouette mit Gebäuden, einer Reihe von Schornsteinen, Treibstofftanks und Kühltürmen, ihren Wattebäuschen aus weißem Dampf und die farbigen Rauchfahnen. Mit dem Fernglas waren sogar die blitzenden filigranen Hydrieranlagen und mehrere gestreifte Luftsäcke zu erkennen, wie sie im Wind flatterten.

Wenn es an seidenblauen Sommertagen plötzlich in dieser Richtung neblig wurde, kein Frühnebel, kein Abenddunst, sondern manchmal schon um 12.00 Uhr unter der Mittagssonne, verkündeten eine Stunde später die Sirenen: Fliegeralarm! Wenn die Eltern mit uns wegwollten, in die Pilze nach Bronkow oder Blaubeeren sammeln in die Kuscheln hinter Schipkau, in die alten Brüche nach Kostebrau, wo es Blutreizker und Steinpilze gab, wenn wir nach Neu-Petershain zur Oma wollten, guckten wir seit 1944 immer erst mal zum Horizont, ob die BRABAG[1] zu sehen war. War sie es nicht, blieben wir lieber zu Hause.

Die Benzinfabrik wurde zu dieser Zeit eingehüllt in künstlichen Nebel, um sie vor den feindlichen Flugzeugen zu verbergen. Irgendjemand hat sogar geheimnisvoll erzählt, man habe eine fabrikähnliche Pappkulisse in einem alten Tagebaugelände errichtet, um die Amerikaner zu täuschen. Ob das stimmte? Die hatten zu dieser Zeit längst Infrarotgeräte, Zauberaugen, den selbsterzeugten Nebeldunst zu durchschauen und solch billige Tricks, wenn es sie überhaupt gegeben hat.

Als ich nach Pfingsten 1944 aus Drochow, wohin wir mit dem Jungvolk marschiert waren, wieder in die Schule kam, hielt mir ein Klassenkamerad ein Stück bizarres Metall unter die Nase, über und über farbig angelaufen und mit messerscharfen Zacken am Rand. „Na, was ist das?“ fragte er. Ich hatte wieder mal keine Ahnung. „Wir wollten vorgestern zu meiner Tante, es war ja Pfingsten“, erklärte mir mein Freund, „wir waren kaum losgefahren mit den Rädern, erst kurz hinter Brieske, da ging das los, Fliegeralarm. Bei meiner Tante saßen wir nicht im Garten, sondern die ganze Zeit im Keller, und als wir dann nach Hause wollten über Schipkau, war alles gesperrt. Die Autobahn sei ganz verwüstet, sagte ein Feuerwehrmann, dreizehn Trichter und in Schwarzheide hätte es Tote gegeben. Der Wachmann hat mir dann den Bombensplitter gegeben, er hatte noch mehr davon, sogar ein Stück vom Zünder, ein abgerissenes Gewinde und Zahlen drauf, direkt aus Amerika.“

Weil mein Schulfreund aber absolut keine Lust mehr hatte, bin ich mit Martin und Achim aus unserem Ort noch am gleichen Nachmittag die 16 Kilometer in Richtung BRABAG gefahren, solche Bombensplitter wollten wir auch haben, es war natürlich völlig umsonst, alles abgesperrt, die haben uns noch vor Schipkau mit unseren Rädern nicht mehr durchgelassen.

Also bis zum nächsten Angriff warten. Es dauerte wirklich nicht lange, an einem Tag im Juni heulten früh um 7.00 Uhr die Sirenen. Der Angriff galt wieder, wie jetzt andauernd schon, der BRABAG. Wir, die ganze Familie, nur unser Vater war in Meurostolln, saßen im Keller, frühstückten aus der Hand, Stullen und Milchkaffee. Leise

[1] Die Unternehmens-Bezeichnung BRABAG leitet sich vom Vollnamen Braunkohlen-Benzin-Aktiengesellschaft ab. Das Werk stellte Benzin und Schmierstoffe aus Braunkohle her. Daran war unter anderem der berüchtigte IG-Farben Konzern beteiligt. In der DDR firmierte das Werk unter VEB Synthesewerk Schwarzheide – Stammbetrieb des Kombinats Synthese. Heute gehört das Werk der BASF AG.

von fern die Schüsse der Flak, dazwischen die schweren Bombeneinschläge, und ich spürte wieder die Erschütterung im Boden und dachte an den Nachmittag und die Bombensplitter, die wir finden würden.

Dann war der Angriff vorbei. Ich ging nach oben und trat dann auf den Hof raus, schaute zum Himmel. Keine Kondensstreifen mehr, aber mitten über unserem Haus hoch im Blauen sah ich zwei weiße Kreise, schräg segelten sie nach Senftenberg zu runter – Fallschirme! Ich raste in den Keller zurück, und dann hörten wir schon den lang gezogenen Sirenenton für Entwarnung. Als ich das mit den Fallschirmen erzählte, blieb ganz stumm, aber meine Schwester Renate sagte ärgerlich: „Hör auf, du spinnst wie immer, damit macht man keinen Spaß!“ Aber irgendjemand auf dem Fahrrad rief hinter der Fliederhecke übern Zaun: „Ein Flugzeug ist abgeschossen, den Piloten haben wir.“ Ich guckte Renate nur an und rannte los.

Sammlung Rolf Radochla

Nach dem Bombenangriff Pfingsten 1944 auf das BRABAG-Werk. Aus „Wir über uns. Betriebsgeschichte VEB Synthesewerk Schwarzheide“ Teil I 1935/45, Seite 39

Direkt an der alten Brikettfabrik Elisabethsglück lag ein Riesending auf der Chaussee, ein Stück Flugzeugflügel, silbern und zerfetzt. Einem Baum hatte er die halbe Krone abrasiert. Es sah überhaupt alles „toll“ aus. Viele Leute standen herum, schauten zu, wie das frische Eichengrün und dicke Äste und dann auch das glänzende lange Metallstück von der Fahrbahn an die Seite gezerrt wurden. Ich staunte darüber, dass nur ein paar Männer genügend Kraft hatten, das mir riesig erscheinende Stück Tragfläche überhaupt zu bewegen, aber es war natürlich nur die Spitze und leicht und hohl. „Das Flugzeug ist in der Luft auseinandergebrochen“, wusste jemand, „hat unsere Flak ganze Arbeit geleistet!“.

In der Luft zerbrochen? Wo waren die übrigen Teile? Ein paar hundert Meter weiter nach Grube Marga rüber lag in einer Kiefernschonung das andere Stück Tragfläche, aber viel wuchtiger und schwerer als das auf der Straße. Innen hatte es eine dicke Gummihaut, „das ist der Tank, ist noch halbvoll, wird morgen von der Wehrmacht abgepumpt.“ Daneben steckte zwischen den Bäumchen ein Rest vom Fahrgestell mit einem gewaltigen Rad. So einen Reifen, der hoch aus den Kuscheln ragte, hatte ich Zwerg noch nie im Leben gesehen. Ich stand nur da, guckte und hörte zu, worüber die Großen sprachen, deutlich erinnere

ich mich daran, dass von den feindlichen Piloten die Rede war, etwa, dass man sie sofort totschlagen müsste. Und noch Wochen, Jahre später hielt sich irgendwie das Gerücht, dass es dazu auch in einer wütenden Menschenmenge gekommen sei am Kreuzchen, wie die Siedlung an der Bahnstrecke nach Dresden genannt wurde. Dort sei der Pilot mit dem Fallschirm gelandet und sofort ergriffen worden. Ob das alles stimmte? – Es wurde ja viel erzählt damals, stimmen konnte es schon.

Nach dem Mittagessen nahm mich mein Vater mit in den Tagebau, wo jetzt seit zwei Jahren die neue Förderbrücke stand.

Hätte Vati gewusst, was wir dort zu sehen bekommen würden, er wäre gewiss ohne mich losgegangen. So aber dachte er, für seinen zehnjährigen müsste es interessant sein, ein abgeschossenes Flugzeug anzusehen, das da im Tagebau lag. Es handelte sich nicht um die zweite Flugzeugtragfläche, die, so hieß es, wäre viel weiter hinten runtergekommen, fast unerreichbar im frischen Kippengelände, das die Förderbrücke erst in letzter Zeit aufgetürmt hatte. Da durfte man gar nicht hin.

Was wir hier vorfanden, war die Kanzel und ein Stück vom Flugzeugrumpf. Das in tausend Fasern und Fetzen und zersplittertem Plexiglas und zerdrücktem Blech zermalmte Cockpit, ein heillos verwirrtes Chaos, das da am Boden hingestreckt lag, es ist in den Einzelheiten kaum zu beschreiben. Vati wurde von ein paar Arbeitern und einem Ingenieur erwartet, sie deuteten in dem Wirrwarr auf Dinge, die nicht zu erklären waren. Da gab es noch allerlei Material, Schläuche der Atemmasken, die sich wie geringelte Schlangen aus irgend einem Inneren hervorwälzten, Wochen später sah man sie wieder, als Griffe zurechtgeschnitten an Schubkarren und Fahrrädern oder sogar als Gartenschläuche. Uns fielen würfelförmige Aluminiumschachteln auf, mit einem drehbaren Stift an der Seite zu öffnen. Darin lagen sorgfältig verpackt in Zellophan und exakt den Büchsenraum lückenlos ausfüllend rote und gelbe und grüne quadratische Bonbons, wenn es denn welche waren. Alles genau beschriftet, aber natürlich nicht auf Deutsch. Einer aus dem Tagebau fragte meinen Vater, ob man diese Bonbons essen könnte. Aber Vati konnte die englischen Aufschriften nicht deuten. Wir nahmen zwei von den Metallbehältern mit nach Hause. Von den Propagandalügen der Nazizeit infiziert, überlegten wir ernsthaft, ob es sich um vergiftete Sachen, getarnt als Süßigkeit, handeln könnte. Wie hätte das sein können mit englischen Gebrauchsanweisungen?! Aber wir dachten nicht nach und blieben unsicher. Ahnten wir doch

Sammlung Rolf Radochla

Das BRABAG-Werk im April 1945. Aus „Wir über uns. Betriebsgeschichte VEB Synthesewerk Schwarzheide“ Teil I 1935/45, Seite 42

zunächst nicht, dass wir die sogenannten Eisernen Rationen für den Notfall vor uns hatten. Muttis Fremdsprachenkenntnis, die besser war als unser Schulenglisch, sorgte dafür, dass wir bald einen sehr gut schmeckenden und wie wir nun wussten, auch nahrhaften Vorrat an Vitaminkost in Bonbonform hatten. Der reichte fast bis Weihnachten 1944.

Was Vati und ich aber dann noch sehen mussten, das reichte länger als ein Jahr, es wird mir bis an mein Lebensende genügen. Hinter einem quasi als Sichtschutz aufgestellten Trümmerstück lag eine Pilotenleiche. Ich hatte bis dahin noch nie einen Toten gesehen, der hier steckte ja in seiner Montur, dem dicken Anzug mit Schnüren und Gurten und Schläuchen. Sogar die Hände trugen Handschuhe und um den Hals hing ihm noch eine Maske mit Atemschlauch. Aber der Kopf war frei – und er hatte kein Gesicht mehr. Dort, wo es gewesen war, hing wie eine beschmierte Murmel ein Auge heraus aus der blutigen Masse, alles übrige, das einmal ein menschliches Antlitz gewesen, war durch einen schräg zum Kinn hin geführten furchtbaren Sägeschnitt abgetrennt, ein blutiger Brei. Das ließ mich mein Vater und auch nur aus Versehen, nur eine Sekunde lang anschauen, dann riss er mich weg, aber das Bild war schon eingeätzt in mein Hirn, wo es noch immer vorhanden ist.

„Treffpunkt: Am Wasserturm, 15 Uhr!“ war der Befehl für einen Mittwoch, es war Dienst, befohlen jetzt nicht mehr auf dem Schulhof, sondern in dem Gebiet, das wir die Hörlitzer Alpen nannten. Jetzt ist keine Zeit, sie in der erlebten Vielfalt zu beschreiben, aber es war das unendlich schöne und romantisch verklärte Gefilde unserer Kindheit, Schauplatz und Erlebniswelt ungezählter Abenteuer, ein riesiges Waldgebiet, das hügelig war und seine Entstehung wie später sein Vergehen dem Braunkohlentagebau verdankte. Vor mehr als 100 Jahren hatte man, da hier die Flöze tief lagen, den Abraum hingekippt, der aus den damals aufgeschlossenen Gruben kam. So entstanden Berge und Täler, Mulden und Senken, schroff abfallende Hänge, steil aufgetürmte lange Sanddämme. Einer, von der Straße nach Klettwitz durchschnitten, hieß die Fuchskippe, es gab Quellen, die immer tröpfelten, ein feuchtes Fleckchen voller Lachen – und alles war durchzogen, durchwunden von Wegen und Schneisen, abwechslungsreich, hier Klüfte, fast Abgründe, dort sanfte Hänge einstiger Spülkippen, auch mysteriöse Stellen und verwunschene Waldwinkel. Alles war längst bewachsen mit Kiefern und Birken und Erlen, längst wuchsen hier Pilze in reicher Zahl, im Winter war hier unser Skiparadies – kurz, die Hörlitzer Alpen waren das, was für Wilhelm Tell seine Schweizer Berge gewesen sein mögen, nur ein bisschen kleiner, aber wir wollten ja auch nicht so hoch hinaus wie jener.

Jetzt war sogar hierher unser Dienst verlegt. Die Führer teilten uns ein, immer zwei Mann zusammen wurden wir losgeschickt in alle Richtungen, wir kannten uns aus, nach einer Stunde Meldung an bestimmtem Punkt, vielleicht am Feuerplatz, den Mutti auch Touristenplatz nannte und von wo aus man einen weiten Blick bis nach Klettwitz, nach Annahütte, nach Freienhufen haben konnte, wenn man an seinem steilen Rand saß. Wir zogen los, Lametta sammeln jetzt im Sommer. In letzter Zeit fanden wir immer öfter im Garten, auf den Bäumen, auch mal auf dem Dach seltsam silberne Streifen, 40 cm lang, 2 cm breit, auf der einen Seite dunkles Papier, vorn aber glänzend, dünnes Stanniol oder Aluminium. Bald wurde uns erklärt, dass die Amerikaner diese Streifen in ganzen Wolken ausschütteten, um die deutsche Flak und ihre Suche nach dem Feind am Himmel per Scheinwerfer zu stören – Radar, dem es in Wirklichkeit gegolten hatte, das Wort kannten wir noch nicht. Also zogen wir los, denn keiner wollte sich blamieren, jeder wollte das meiste Feindlametta zum Sammelpunkt bringen, es war immer Wettstreit, in jeder Anordnung. Wir sammelten ganze Beutel voll, die wurden ausgeschüttet, alles wurde gezählt und danach die Auszeichnung vor der Truppe als verbales Lob verteilt. Ganze Nachmittage sind wir durch die Hörlitzer Alpen gezogen, haben dabei auch manchmal gleich Pilze mitgebracht, das gehörte eigentlich nicht zum Dienst, aber es machte jeder. Und nur einmal hörte ich von einem der Großen den Vorwurf: Na, du hast ja mehr Pilze als Lametta!

„ … an einen unbekannten Ort im Wald gebracht“

Erinnerungen an das Konzentrationslager Großkoschen

Irene Teichmann

Buchenwald, Bergen-Belsen (vielleicht auch Auschwitz) – in diesen fernen Orten, das hörte ich schon früh in der Schule und las ich in Büchern, hatten die deutschen Faschisten Lager errichten lassen, in denen Willkür und Tod herrschten. In dem einen starb der Kommunist Ernst Thälmann, in dem anderen die Jüdin Anne Frank. Ein Konzentrationslager sollte es in den letzten Kriegsmonaten auch am Fuße des Koschenberges, also hinter unserem Haus, gegeben haben? Mein Heimatort sollte ein „befleckter Ort“ sein? Ich erschrak darüber, als mein Vater mir davon erzählte. Denn damit wurde mir bewusst, dass diese Lager nichts Fernes waren, dass es in Deutschland zwischen 1933 und 1945 keinen weißen Flecken gegeben haben konnte. Unrecht und Leid waren Menschen auch in unserer Nähe angetan worden.

Ich wollte diesen Ort sehen, den mein Vater im Frühjahr 1946 – er war gerade aus der Gefangenschaft zurückgekehrt – durchstreift hatte. Aber er war nicht bereit, ihn mir zu zeigen. Die Baracken, in denen er noch einzelne Holzpantoffeln und Essgeschirr gefunden hatte, wären abgebaut worden, der Zaun auch, sagte er. Ich gab mich damit zufrieden, und wir sprachen nie wieder darüber.

Noch heute sind vom Konzentrationslager die Säulen des Eingangstores, Reste des Zauns und ein Kranfundament erhalten. Indessen ist auch immer wieder über seine Geschichte geschrieben worden, von Heimatforschern und von Wissenschaftlern. Vor Kurzem gab der Cottbuser Verein Impuls die Broschüre „Das vergessene Lager in Großkoschen“ heraus. Im Band 6 der Reihe „Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager“ findet sich ein ausführliches Kapitel darüber. Trotzdem bleibt unser Wissen über das Lager fragmentarisch. Denn die wichtigsten Unterlagen wurden Anfang 1945 beim Heranrücken der Roten Armee im Stammlager, dem KZ Groß-Rosen (Region Schlesien, heute Republik Polen), vernichtet.

Zeitzeugen aus Großkoschen wurden zum ersten Male erst in den 1970er Jahren befragt. Die fragmentarischen Erinnerungen wie auch die Erinnerungen eines deutschen Häftlings aus Kamenz finden sich bei der „Stasi-Unterlagen-Behörde“, im NS-Archiv des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit. In der Bibliothek der Gedenkstätte Groß-Rosen werden unter anderem die Erinnerungen von drei polnischen Häftlingen aufbewahrt. Ich fuhr nach Polen und bekam in der Gedenkstätte davon Kopien. Ich besorgte mir die Unterlagen aus dem „NS-Archiv“, und ich durchforschte Literatur zur Geschichte der deutschen Konzentrationslager.

Denn die Geschichte des Großkoschener Lagers ist, obwohl es ein Nebenlager von Groß-Rosen war, eng mit der Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz verbunden. Als im Sommer 1944 die Rote Armee noch zirka 200 Kilometer von Ausschwitz entfernt war, und mit dem nahenden Kanonendonner die Hoffnung der Häftlinge wuchs, befreit zu werden, begann die Verlegung der Häftlinge und die Verlagerung der kriegswichtigen Produktion. Der Kommandant folgte damit, wenn auch nicht mit aller Konsequenz, einem Befehl des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, vom 17. Juni 1944. Bei „Feindannäherung“, so hieß es darin, seien die Lager zu räumen, und das so, dass kein Häftling den Siegern in die Hände fallen dürfe. Im Vordergrund stand bei der Verlegung aber erst einmal die Sicherung der Rüstungsproduktion auf dem Territorium des „Deutschen Reiches“. Sie konnte nur noch durch die Ausbeutung der KZ-Häftlinge aufrechterhalten werden. Denn mit dem Vorrücken der alliierten

Armeen in Europa konnte die „Arbeitseinsatzbehörde“ kaum noch Zwangsarbeiter rekrutieren.

Im Herbst 1944 wurde ein Teil des „Kommandos 301B Luftwaffen-Zerlegebetrieb Ost“ von Auschwitz-Birkenau nach Großkoschen verlegt. Die Wahl auf diesen Ort mitten im Wald fiel wahrscheinlich wegen der Nähe zur Aluminiumhütte der Vereinigten Aluminium-Werke AG in Lauta, wegen des vorhandenen Bahnanschlusses und der Abgelegenheit am Fuße des Koschenbergs. In dem Kommando, das Flugzeugwracks demontieren musste, arbeiteten vor allem Polen und Russen. Sie wurden, wie auch die tschechischen Gefangenen, als erste Häftlinge in Güterwagen gepfercht und nach Westen transportiert. Historiker vermuten, dass sich die SS vor einem Aufstand im Lager fürchtete, „und die Rote Armee … auf keinen Fall Häftlinge befreien (sollte), die zum Tragen von Waffen fähig gewesen“[1] und auch hoch motiviert in den Kampf gezogen wären.

Foto Irene Teichmann

Der Senftenberger Bildhauer Ernst Sauer schuf das Ehrenmal für die Häftlinge

Ende des Jahres wurden in Auschwitz-Birkenau auch gerade aufgestellte Baracken abgerissen und mit Baumaterial verladen, um das alles im „Reich“ zum Aufbau neuer „Arbeitslager“, wie die Außenlager offiziell bezeichnet wurden, zu verwenden.

Die ersten Häftlinge, die in offenen Güterwagen über das Anschlussgleis in den Großkoschener Wald transportiert wurden, kamen aber aus dem KZ Groß-Rosen. Ihre Aufgabe war es, ein Lager aufzubauen. Einer von ihnen war der Förster K. J. aus der Wojewodschaft Großpolen. Im Juli 1944 war er mit weiteren 55 Landsleuten von der Gestapo verhaftet und in ein Untersuchungslager in der Nähe von Posen (Poznan) gebracht worden. Im September wurde er ins KZ Groß-Rosen verlegt. Dort musste er im Steinbruch arbeiten.

Über die ersten Tage im Lager Großkoschen schrieb er:

„Mitte November bin ich mit einer Gruppe von 300 bis 400 Personen[2] zum Außenkommando Groß-Koschen gekommen (… mit sowjetischen Kriegsgefangenen und Teilnehmern am Warschauer Aufstand). Wir wurden an einen unbekannten Ort im Wald

gebracht. Zunächst bauten wir eine Umzäunung aus Gittern, Holzstapeln, Ziegeln und schwer zu beschreibenden Baumaterialien. Danach errichteten wir eine große Baracke und in ihr Etagenbetten, in denen wir die erste Nacht verbrachten. Weil der Boden sehr sandig war und jede Bewegung Staub verursachte, sammelten wir jeden Tag während der Rückkehr von der Arbeit Ziegel, mit denen wir eine Unterlage schufen. In der Folge errichteten wir eine weitere, nicht so große Baracke, die als Krankenrevier vorgesehen war."[3]

Dieses Lager war wie alle anderen von einem hohen elektrischen Stacheldrahtzaun umgeben. Es war ein in sich abgeriegelter Kosmos, zu dem die Großkoschener keinen Zugang hatten. Aber es blieb ihnen nicht verborgen, was außerhalb des Dorfes um die stillgelegte Glassandwäsche herum geschah. Eine Frau, die in der Nähe wohnte, erzählte, dass sie beobachten konnte, wie dort Baracken und ein Zaun gebaut wurden. „Über das Lager selbst weiß sie nichts zu sagen, denn alles war stark abgesichert … (sie kam) nie in die äußerste Nähe … heran." Eine andere wusste von „einem hässlichen Geruch" zu berichten. Sie hatte vermutet, „dass man dort Leichen verbrannt" hatte.[4]

Der erste Transport aus Ausschwitz kam am 11. November 1944 an, der zweite wurde am 2. Januar 1945 auf den Weg geschickt. Die Häftlinge arbeiteten unter der Aufsicht von Luftwaffensoldaten im Demontagebetrieb neben dem Lager. Sie bauten aus Flugzeugen noch brauchbare Teile aus wie Motoren, Bordeinrichtungen und Waffen und zerlegten die Überreste, die sie in Waggons verluden. Auch K. J. wurde zu diesen Arbeiten herangezogen. Er schrieb, wie er in das Kommando kam:

„Wir wurden unterteilt in Gruppen nach Berufen. Während der Fahrt zum neuen Aufenthaltsort befreundete ich mich mit einem mitgefangenen Polen aus Z…, dem ich … erzählte, dass ich Förster bin und immer die schwersten und schlechtesten Arbeiten … zugewiesen bekomme, weil mein Beruf im Lager nicht gebraucht wird. Mein Schicksalsgefährte war ein Mensch mit einem großen Herzen

Foto Klaus Hirsch

Überreste aus dem Konzentrationslager Großkoschen: Das Kranfundament am Gleisanschluss.

und flinken Gedanken. Er riet mir, meinen Beruf in Mechaniker zu ändern, und dann würden wir uns bemühen, gemeinsam in eine Gruppe zu kommen. Das tat ich dann auch. Als uns die Deutschen in Arbeitsgruppen entsprechend Beruf einteilten, meldete ich mich zu den Mechanikern. Aber das Schicksal trennte uns, denn er war Schmied und kam zur Gruppe, die in der Schmiede arbeitete."[5]

Die Arbeit war schwer, die Häftlinge hatten ständig Hunger. Dazu kam, dass sie viel zu dünne Kleidung trugen. Die SS-Führung hatte es versäumt, für die mehr als eine Millionen KZ-Häftlinge genügend Winterbekleidung zu besorgen.

Buchempfehlung

Irene Teichmann
Unbehütete Landschaft
Acht Kapitel Lausitzer Heimatkunde

Über
Koschenberg
Sorno
Sedlitz
Bückgen
Werchow
Nardt
Großkoschen

ISBN: 978-3-86558-305-6
Lesung am 24. November 2013 Neue Bühne Senftenberg

Über die Zustände im Lager erfuhr ein Lehrer aus Großkoschen von einem „Polizisten" aus dem Lautawerk: „Er," so erinnerte er sich später, „sagte ihm sehr vertraulich, in dem Lager herrschen schreckliche Zustände. Alle Häftlinge waren schlecht genährt und gekleidet, und alles lag in den Baracken auf dem Erdboden zwischen Stroh und Lumpen. Er sagte, dass alles stärkstens abgesichert war … Er sagte, die Häftlinge wurden auch geschlagen."[6]

Welche Quälereien sich der Lagerführer, der SS-Oberscharrführer Alfred Engst, der bis September 1944 ein Lager in Estland kommandiert hatte, ausdachte, auch davon berichtete K. J.: „Eines Tages, bei Rückkehr von der Arbeit, es war im Januar 1945, hat der Kommandant ein Bad angewiesen. Die Temperatur war höchstens 1°C. Wir mussten uns in der Baracke ausziehen, dann zu dem Platz gehen, wo vor der Baracke Rohre für das tägliche Waschen installiert waren. Jeder musste sich mit dem kalten Wasser waschen, und erst danach konnte er wieder in die Baracke zurückkehren. Ergebnis des Bades – fünf Personen waren bis zum Morgenappell gestorben."[7]

Im Februar war K. J. so entkräftet, dass er ins Krankenrevier kam. Er erholte sich dort, und berichtete, dass er nach einer Woche „schon wieder 42 Kilo wog".

Am 13. Februar wurde das Hauptlager Groß-Rosen von der 70. Motorisierten Infanteriebrigade der 3. Sowjetischen Gardepanzerarmee befreit. Die Leitung des Lagers wurde ins Nebenlager Reichenau bei Gablonz verlegt, das erst Anfang Mai befreit wurde.

Die Arbeiten im Lager Großkoschen wurden Mitte Februar eingestellt. Der erste Zug mit Häftlingen fuhr am 24. Februar in Richtung Buchenwald. Im zweiten Zug, der zwei Tage später beladen wurde, war auch K. J. dabei. Er erinnerte sich auch an diese Zeit:

„Mitte Februar hörten wir auch Artilleriefeuer und möglicherweise Fliegerangriffe, alle dachten, nicht mehr lange … Aber bis zur Freiheit war es noch lang und schwierig, und viele von uns haben sie nicht erreicht."[8]

Im Oktober 1977 wurde in der Nähe des ehemaligen Lagers, gegenüber der Rezeption am Campingplatz Großkoschen, ein Ehrenmal für die Opfer des Außenlagers enthüllt.

Der erste Anstoß dazu kam im April 1970 von einem ehemaligen polnischen Häftling aus Wroclaw.

Quellen:

1 Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Göttingen 1998. S. 1095.
2 In der Literatur ist immer von Ende Oktober und 200 Häftlingen die Rede.
3 Museum Groß-Rosen, Archiv. Dokument Nr. 5758/222/DP (Polnisch, Übersetzung Eberhard Nahly)
4. Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU). MfS, Hauptabteilung IX/11/RWE-West. Nr. 587. Seiten 2 bis 11, 13 bis 22, 53 f.
5 Museum Groß-Rosen, Archiv. A.a.O.
6 BStU. MfS, Hauptabteilung IX/11/. A.aO.
7 Museum Groß-Rosen, Archiv. A.a.O.
8 A.a.O.

Otto Rindt – Ein Vater des Lausitzer Seenlandes

Visionen des Landschaftsarchitekten sind weitgehend verwirklicht

Torsten Richter

In diesem Jahr jährt sich der Todestag von Otto Rindt zum 20. Mal. Der Visionär des Lausitzer Seenlandes verstarb am 3. Januar 1994 im Alter von 87 Jahren. Ohne die kühnen zukunftsweisenden Ideen und Projekte des aus Schleswig-Holstein stammenden Landschaftsarchitekten würde die Gegend zwischen Senftenberg und Hoyerswerda heute wohl ein anderes Gesicht besitzen.

Otto Rindt ahnte bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren, als der Bergbau im Senftenberger Revier auf Hochtouren lief, welch gewaltiges Potenzial die nachbergbauliche Landschaft haben würde. Schon damals zeichnete der Norddeutsche Landkarten der Gegend um die Kohlehauptstadt, die mit dem heutigen tatsächlichen Antlitz erstaunlich detailgetreu übereinstimmen. Die Werke enthalten neben dem Senftenberger auch den Sedlitzer, den Geierswalder, den Partwitzer und den Blunoer Südsee. Selbst die markante Halbinsel im Partwitzer See, die heute als Wahrzeichen des Seenlandes aus der Vogelperspektive gilt, hat Rindt so vorausgesehen.

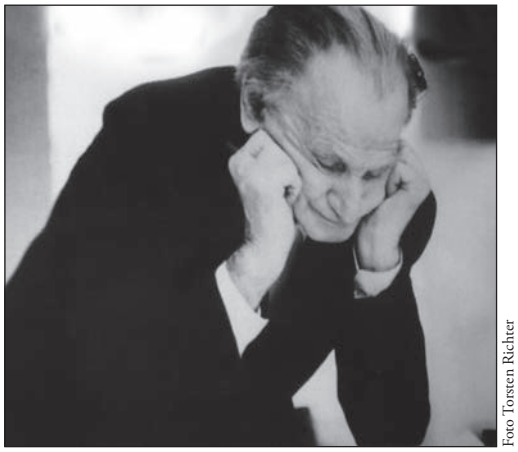


Foto Torsten Richter

Otto Rindt auf einem Bild in der Ausstellung der Otto-Rindt-Oberschule Senftenberg

Nur in einem Gebiet kam es anders, als von Rindt prognostiziert. Und zwar in der Gegend zwischen Senftenberg und Großräschen. Während der Planer dort nur einen fast kreisförmigen wassergefüllten Restschlauch vorsah, befindet sich an gleicher Stelle der seit März 2007 in Flutung befindliche Großräschener See.

Ein weiterer Verdienst Otto Rindts sind die schiffbaren Verbindungen zwischen den gefluteten Tagebaugruben. Inzwischen sind mehrere Kanäle vollendet, einer seit Sommer 2013 bereits in Betrieb. Insgesamt sind im Lausitzer Seenland mittelfristig 13 Überleiter für den Boots- und Schiffsverkehr vorgesehen.

Rindts Meisterwerk war und ist freilich der Senftenberger See. Schon lange vor dem Abschluss der Kohleförderung im Tagebau Niemtsch plante der Landschaftsarchitekt das künftige Erholungsgebiet. Im Herbst 1967 begann die Flutung der ausgekohlten Grube, sechs Jahre später ging der erste Strandabschnitt in Großkoschen in Betrieb.

Otto Rindt war nicht nur ein begnadeter Visionär und Liebhaber von Findlingssteinen, sondern ebenso ein talentierter Zeichner. „Ich habe von jeher gerne gezeichnet, und ich bin auch der Meinung, dass Landschaftsplaner sich ganz anders ausdrücken können, wenn sie möglichst viel durch den Stift zeigen können“, erklärte Rindt. Zahlreiche detailgenaue Zeichnungen mit dem „OR“-Kürzel sind bis heute erhalten geblieben. Im Jahr 2007 erschien sogar ein Kalender des Fördervereins Kulturlandschaft Niederlausitz mit Zeichnungen und Skizzen des Meisters aus sechs Jahrzehnten.

Heute tragen in Senftenberg, seinem Hauptwirkungsort, die Schule in der Calauer Straße sowie eine Straße im Ortsteil Buchwalde den Namen des Lausitzer Visionärs. Noch immer ziehen die Lausitzer vor einem der Väter des Lausitzer Seenlandes ehrfurchtsvoll ihren Hut.

Wie das Telefon nach Senftenberg kam und Geschichten drum herum

Götz Wendt, Heimatverein Senftenberg

Mitte des 19. Jahrhunderts begann ein Wettlauf zur Erfindung eines Apparates, mit dem die Übertragung der menschlichen Stimme möglich werden sollte. Mit der Patentanmeldung vom 14. Februar 1876 setzte sich schließlich der schottische Erfinder Alexander Graham Bell durch. Schnell wurde diese Erfindung populär. Im Deutschen Reich waren bereits Ende 1877 sechzehn Telegrafenämter mit öffentlichen Telefonsprechstellen verbunden. Als es in den USA bereits 20 Ortsämter und einige Fernämter gab, wurde am 12. Januar 1881 das erste deutsche Ortsamt in Berlin mit acht Sprechstellen eröffnet. Ende des Jahres waren es bereits 458 Anschlüsse. Am 18. September 1882 ging in Dresden ein Fernsprechamt mit 59 Teilnehmern in Betrieb. Die Verbindungen wurden handvermittelt durch das „Fräulein vom Amt“ hergestellt.

Wie sah es nun in Senftenberg aus? Die Stadt nahm gerade durch die Braunkohle einen Aufschwung, und so beschloss man, zum 13. November 1897 im Hotel „Zur Sonne“ eine Erhebung zu machen, um Interessenten für einen Fernsprechanschluss zu finden. Es meldeten sich 19 Bewerber, mein Urgroßvater, Robert Wendt, war der zehnte auf der Liste. Am 24. August 1898 war es dann soweit. Das erste Fernsprechamt in Senftenberg nahm seinen Betrieb mit 26 Anschlüssen auf. Verbinden lassen konnte man sich schon mit vielen Teilnehmern zwischen Berlin, Leipzig und Görlitz. Die Leitungen wurden in der Stadt mittels Dachgestänge, also Freileitungen, zu den Teilnehmern geführt. Ältere Bürger werden sich noch daran erinnern. Unser Haus erhielt seinen Anschluss vom Dach der Brauerei in der Brauhausstraße. Durch die Wärmeausdehnung der Drähte im Sommer waren diese nicht mehr so stark gespannt und bei Sturm konnte es passieren, dass die Drähte übereinander schlugen. Dann war es wegen eines Kurzschlusses vorbei mit dem Telefonieren.

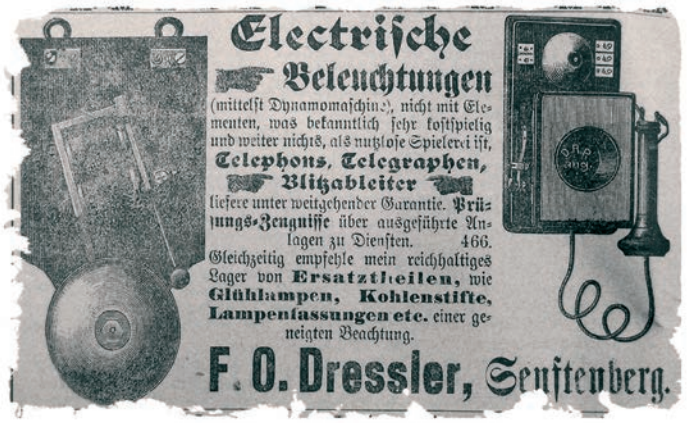
Wie reagierten die Senftenberger auf die neue Technik? Jedenfalls nicht so überspannt, wie in jüngster Zeit, in der Anwohner gegen Handymasten wegen angeblicher gesundheitlicher Beeinträchtigung durch elektromagnetische Strahlung auf die Barrikaden gehen, die im Bereich von ein paar Watt liegen, andererseits ruhig unter Fern-

Sammlung Norbert Jurk

Senftenberg: Kreuzung Bahnhofstraße (quer) – Moritz-Straße/Straße der Jugend – Güterbahnhofstraße (gerade zu). Im Hotel „Baranius“ (rechtes Gebäude) befand sich während der DDR-Zeit das Fernmeldeamt.

sehtürmen schlafen, bei denen Sendeleistungen von vielen hundert Kilowatt in die Luft geblasen werden. Mein Großvater erzählte mir zwei Anekdoten aus den Anfängen der Telefonie in Senftenberg:

Eine Bäuerin aus Jüttendorf kam zu meinem Urgroßvater und wollte sich ihre



Anzeige der Firma Dressler im „Senftenberger Anzeiger“(1893)

Anzeige der Firma Dressler im „Senftenberger Anzeiger“ (1898)

Sammlung (2) Matthias Gleisner

Fenster streichen lassen, dieser telefonierte jedoch gerade. Sie plapperte munter drauf los. Gestikulierend bedeutete ihr der Bürogehilfe doch bitte still zu sein, denn der Meister telefoniere gerade mit einer Firma in Cottbus. „Was, der spricht mit Cottbus? Das ist doch unmöglich! Wollt ihr mich veräppeln?“ keifte sie los. Daraufhin verließ sie kopfschüttelnd das Kontor. Die Bäuerin hatte noch nichts von der neuen Erfindung gehört. Ob sie noch einmal wegen des Auftrages wieder kam, ist nicht überliefert.

Früher machten es sich die Leute abends nicht vor dem Fernseher bequem, denn der war noch nicht erfunden. Sie gingen ins Wirtshaus und saßen in gemütlicher Runde beim Bier und redete über Gott und die Welt und bestimmt auch über die neuesten Erfindungen. Keiner wusste so recht, wie so ein Telefonapparat eigentlich aussieht. Da kam jemand auf die Idee, sich einen Scherz mit einem Zechgenossen zu machen. In der Schankstube gab es einen Ofen, der von einem Nebenraum beheizbar war und gerade vom Ofensetzer gereinigt wurde. Die Reinigungsklappen waren alle noch offen, und es war Feierabend. Der Wirt machte den Spaß mit und rief einem aus der Runde zu, er möge ans Telefon kommen und führte ihn an den Ofen. „Wo ist denn nun das Telefon“ fragte dieser. „Du musst nur dein Ohr an das Loch drücken, der Ofen wird gerade zum Telefonieren umgebaut“. Als er dies tat, wurde ihm vom Nebenraum unter dem Gelächter der anderen Ofenruß ins Gesicht geblasen.

Zweistellige Rufnummern, wie beim Start der Telefonie, waren nach einigen Jahren bereits in Senftenberg passé. Am 19. April 1924 erfolgte die Umstellung auf dreistellige Rufnummern. Das Fernsprechnetz wuchs von Jahr zu Jahr, aber immer noch musste jedes Gespräch erst beim Amt angemeldet werden.

Im Oktober 1925 wurde auch in unserer Stadt das Amt auf den örtlichen Selbstwählverkehr umgestellt. Nun brauchten nur noch die Ferngespräche beim Amt angemeldet und handvermittelt werden. Die Handvermittlung über das Fernamt, um zum Beispiel mit Teilnehmern in Großräschen sprechen zu können, war noch bis Mitte der 1960er Jahre nötig. Anfang der 1970er war es möglich, schon die meisten Städte in der DDR durch Selbstwahl zu erreichen. Man konnte sich sogar schon in einige wenige Länder selbst einwählen, leider aber nicht in den anderen Teil Deutschlands.

Ab Mitte der 1950er Jahre verschwanden nach und nach die störanfälligen Freileitungen von den Dächern der Häuser und wurden durch Erdkabel ersetzt.

Die DDR war auf dem Fernsprechsektor quasi ein Entwicklungsland. Ein Normalbürger musste auf einen Anschluss oft

Sammlung Norbert Jurk

länger warten als bei einer Trabant-Anmeldung. Und so kam es, dass ich beinahe den Telefonanschluss unseres Hauses, der seit 1898 bestand, losgeworden wäre:

1988 hatte ich die Idee, den Anschluss unseres Hauses, der immer noch auf dem Namen meines 1952 verstorbenen Großvaters im Telefonbuch stand, auf meinen umschreiben zu lassen. Ich ging in das Senftenberger Fernmeldeamt und trug mein Anliegen vor. „Also, Sie möchten den Anschluss ummelden, haben Sie überhaupt schon einen Antrag für einen Anschluss gestellt?“ Natürlich nicht, denn der Anschluss war doch schon seit 80 Jahren vorhanden. „Dann müssen Sie erst mal einen Antrag ausfüllen, und dann kommen Sie vorerst auf die Warteliste, und Ihr jetziges Telefon bauen wir bis zum Erteilen des Bescheides erst mal zurück.“ Damit schob man mir einen Zettel über den Tisch, und unter demselben rieb sich die Dame die Hände, denn endlich konnte sie wieder einmal einen langjährigen Antragsteller mit meinem Anschluss glücklich machen, dachte sie. Ich verliess ohne den Antrag eines Blickes zu würdigen, die Dienststelle.

Zur damaligen Zeit war ich im BKK Senftenberg als Fernmeldeingenieur angestellt und hatte durch meine Tätigkeit Verbindungen zur Bezirksdirektion der Post in Cottbus. Ich rief also Günter L. an und sagte zu ihm: „Stell Dir mal vor, was mir gestern beim Versuch der Namensänderung meines Telefonanschlusses passiert ist ...“ „Ich werde mich darum kümmern“, tönte es zurück. Tags darauf erhielt ich einen Anruf von der Anmeldestelle des Senftenberger Fernsprechamtes, ich möge doch mal vorbei kommen. Dort bot man mir, im Gegensatz zu meinem ersten Besuch, höflich einen Stuhl an. „Herr Wendt, wir wussten ja nicht, welche wichtige Funktion Sie beim BKK haben und dazu noch in Zusammenarbeit mit dem Fernmeldeamt der Post der DDR, aber Sie müssen hier diesen Antrag ausfüllen, der bereits genehmigt wurde.“

Nicht sehr lange nach 1990 gab es keinen Mangel mehr an Anschlüssen. Jeder, der es möchte, ist jetzt telefonisch erreichbar, wenn nicht über das gute alte Telefon mit Kabelanschluss, so doch über ein Handy. Dieses ist inzwischen zur Konkurrenz des Telefons geworden. Alle Länder der Erde sind heute durch Selbstwahl erreichbar. Glasfaserkabel und Satelliten machen dies möglich.

An dem Beitrag haben mitgewirkt:
Matthias Gleisner durch Recherchen im Senftenberger Anzeiger und Norbert Jurk, der die Fotos zur Verfügung stellte.

Wie die Vogelsiedlung zu ihrem Namen kam

Steffen Kober

In der heutigen Zeit ist ein Leben ohne Straßennamen kaum noch vorstellbar, und doch gab es eine Zeit, in der die Häuser einer Stadt nach den Besitzern benannt und später durchgängig nummeriert wurden. In einem Verzeichnis des Königlichen Katasteramtes aus dem Jahre 1889 sind für Senftenberg 338 Grundstücke verzeichnet. Lediglich in der Innenstadt gab es Bezeichnungen für die Straßen, die mit der Einführung amtlicher Straßenbenennungen übernommen wurden. Diese Straßen tragen oftmals die Bezeichnungen einzelner Berufsgruppen, die in dieser Straße angesiedelt waren, wie zum Beispiel in der Töpferstraße oder der Baderstraße. Andere deuten auf öffentliche Gebäude hin, die sich in dieser Straße befinden, beispielsweise die Kirchstraße oder aber die Rathausstraße. Um 1900 werden in Senftenberg die ersten amtlichen Benennungen vorgenommen, das heißt durch Beschluss des Magistrats beziehungsweise der Stadtverordnetenversammlung. Nach einem Artikel des Senftenberger Anzeigers aus dem Jahr 1931 sollen 16 Straßen und Plätze in einem amtlichen Straßenverzeichnis der Stadt von 1900 verzeichnet gewesen sein. Mit dem ersten Stadtplan aus dem Jahre 1910 sind es bereits 95, wobei Jüttendorf und Thamm mit erfasst sind. Am 2. Mai 1901 erlässt der damalige Bürgermeister Carl Ziehm eine Polizeiverordnung, nach der die Häuser nunmehr straßenweise zu nummerieren, die Bezeichnungen „Gasse“ in der Innenstadt durch „Straße“ zu ersetzen und Straßennamensschilder aufzustellen sind. Die Nummerierung erfolgt in Senftenberg nach der so genannten sächsischen Zählweise, die erstmals 1806 in Paris zur Anwendung kam. Diese Zählung wird auch als „Orientierungsnummerierung“ beziehungsweise „Zickzackzählung“ bezeichnet. Bei dieser Zählung werden die ungeraden Zahlen auf der rechten Straßenseite und die geraden Zahlen auf der linken Straßenseite fortlaufend von der Seite der Straße beginnend vergeben, die dem Stadtzentrum am nächsten liegt. Dass dies allerdings ein langwieriger Prozess war, belegen Katasterunterlagen aus dem Jahr 1902, nach denen noch die durchgängige Häuserzählung verwendet wurde. Erst nach und nach wurde dieses Prinzip der Straßenbenennung und Hausnummerierung durchgesetzt. Dass die Einführung von Straßennamen und die separate Hausnummerierung unbedingt erforderlich war, zeigt auch ein Bericht des Einwohnermeldeamtes im Zusammenhang der Neuorganisation der Arbeitsweise. Aus diesem Bericht vom 22. April 1902 geht hervor, dass dem Einwohnermeldeamt im ersten Quartal 550 unzustellbare Postsendungen zur Ermittlung der Adressaten übergeben wurden und für das Amt eine zusätzliche Belastung bedeute. Zumal man bedenken muss, dass zu dieser Zeit noch Einwohnerbücher geführt wurden und noch keine alphabetisch geordnete Kartei bestand.

Straßennamen und Hausnummern stellen für uns heutzutage lediglich eine Adresse eines Freundes, eines Bekannten, einer Institution oder eines Geschäftes beziehungsweise unsere eigene Anschrift dar. Aber sie sind auch eine wesentliche Voraussetzung für die Orientierung im Stadtgebiet. Ist das wirklich alles, was sich dahinter verbirgt, oder lässt sich aus dem Straßennamen noch mehr ablesen? Um das herauszufinden, muss man sich auch mit den früheren Bezeichnungen einer Straße befassen. Ein besonders gutes Beispiel ist die Ernst-Thälmann-Straße in Senftenberg und ihre früheren Benennungen. Bis zum Ende der Kaiserzeit war es in Deutschland üblich, Straßen nach dem zurzeit regierenden Monarchen bezie-

hungsweise dessen Vorgängern zu benennen. Mit der Benennung von Straßen in Jüttendorf im Jahre 1910 wird das Teilstück von der Kreuzstraße bis zur August-Bebel-Straße als Kaiser-Friedrich-Straße benannt, das weitere Teilstück bis zur Großenhainer Straße erhält die Straßenbezeichnung Augustastraße und ab der Großenhainer Straße, heißt diese bereits Klettwitzer Straße. Nach dem die Sozialdemokraten im Herbst 1929 im Stadtparlament die Mehrheit erringen, wird die Kaiser-Friedrich-Straße im Frühjahr 1930 in Friedrich-Ebert-Straße umbenannt. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 erfolgt die Rückbenennung in Kaiser-Friedrich-Straße. Unmittelbar nach Kriegsende werden die Kreuzstraße, die Kaiser-Friedrich-Straße und die Augustastraße in Ernst-Thälmann-Straße umbenannt. Im März 1956 beschließt die Stadtverordnetenversammlung, den Teil der Klettwitzer Straße von der Großenhainer Straße bis zur Straße des Bergmanns der Ernst-Thälmann-Straße zuzuordnen und somit umzubenennen. Im Jahre 1992 erhält die Kreuzstraße wieder ihre frühere Bezeichnung. An diesem Beispiel wird deutlich, dass bei Straßenbenennungen auch der Zeitgeist abzulesen ist, der zum Zeitpunkt der Benennung vorherrscht. Dieser Zeitgeist ist vor allem seit der Zeit des Nationalsozialismus bei Straßenbe- und -umbenennungen deutlich erkennbar, dient diese seinerzeit insbesondere der Propaganda und Machtdemonstration. Das spiegelt sich auch bei der Erstbenennung der Straßen in der heutigen Vogelsiedlung wider.

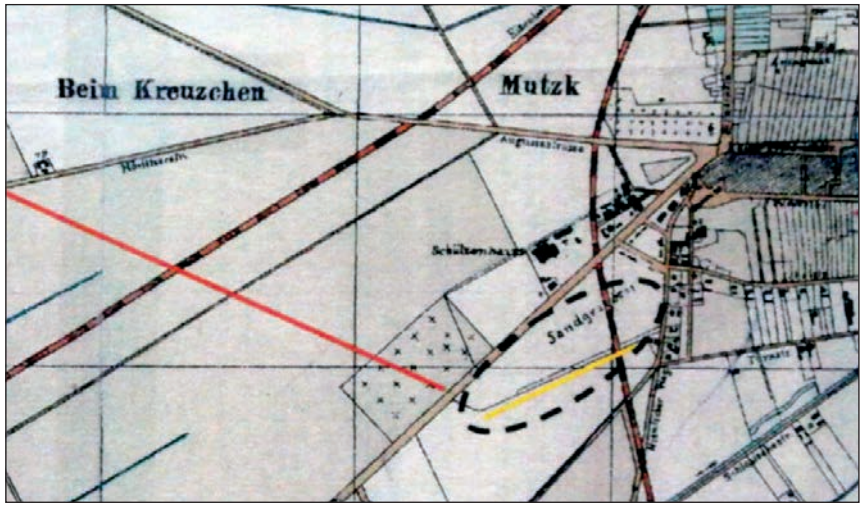
Noch vor der Eingemeindung Jüttendorfs 1924 entstehen in der heutigen Antonienstraße erste Wohngebäude, die als erste Gebäude der späteren planmäßigen westlichen Stadterweiterung betrachtet werden können. Bereits 1901 wird der erste Bauantrag zur Errichtung eines Einfamilienhauses gestellt. Im Adressbuch 1922 ist die Antonienstraße mit zwei Gebäuden erstmals verzeichnet, von denen eines der Ilse Bergbau AG gehört. Im gleichen Adressbuch wird ebenso zum ersten Mal die Sandstraße – heute Rostocker Straße – erwähnt, in der zu diesem Zeitpunkt bereits fünf Wohngebäude verzeichnet sind, davon ein größeres Mehrfamilienhaus.

Die rasch anwachsenden Bevölkerungszahlen führen zu immer größerer Wohnungsnot. Die Weimarer Republik schuf daher Voraussetzungen, die in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre den Wohnungsbau sprunghaft ansteigen ließ. Überall in Deutschland gründen sich eine Vielzahl von Siedlungsgemeinschaften, Beamtenwohnungsvereinen und gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften. Aber auch private Bauherren, insbesondere Baumeister, stiegen im Wohnungsbau mit ein. Neben der Gründung der Bauvereine und Siedlungsgesellschaften gab es auch eine Vielzahl Neugründungen von Bausparkassen. Das Gelände wurde oftmals über Erbpacht, zu günstigen Konditionen oder sogar kostenlos, zur Verfügung gestellt. Für Senftenberg ist eine Vielzahl solcher Siedlungsgemeinschaften bekannt. Im Juni 1929 stellte die Siedlungsgemeinschaft „Eigene Scholle“, die der Gemeinnützigen Baugesellschaft für die Niederlausitz angeschlossen war, einen Bauantrag zur Errichtung von Vierfamilienhäusern des Typ III in der Blankenbergstraße. Mit diesem Antrag begann die planmäßige Entwicklung der ersten westlichen Stadterweiterung Senftenbergs. Die Weltwirtschaftskrise im Herbst des gleichen Jahres ließ eine Weiterentwicklung dieses Siedlungsgebietes vorerst ins Stocken geraten. Mit dem Gleichschaltungsgesetz nach der Machtergreifung Hitlers werden die Siedlungsgemeinschaften dem NSKOV (Nationalsozialistische Kriegsopfervorsorge) unterstellt. Die NSDAP nutzt diesen Siedlungsbau vor allem für propagandistische Zwecke, indem der Gemeinschaftssinn dieser Vereinigungen besonders hervorgehoben wird. Somit ist es auch nicht verwunderlich, dass mit dem Fortgang des Wohnungs- und Siedlungsbaus in der Wolschinka- und Blankenbergstraße die hier entstehende Siedlung auch als „Frontkämpfersiedlung“ bezeichnet wird. Mitte der 1930er-Jahre setzt dann ein regelrechter Bauboom in der gesamten Siedlung ein. In einem Bauantrag aus dem Jahre 1936 wird auch die Anerkennung als vorstädtische Kleinsiedlung beantragt. Die östlich der Blankenbergstraße und westlich der Wolschinkastraße entstehenden Siedlungen werden als Siedlung „Am Schwarzen

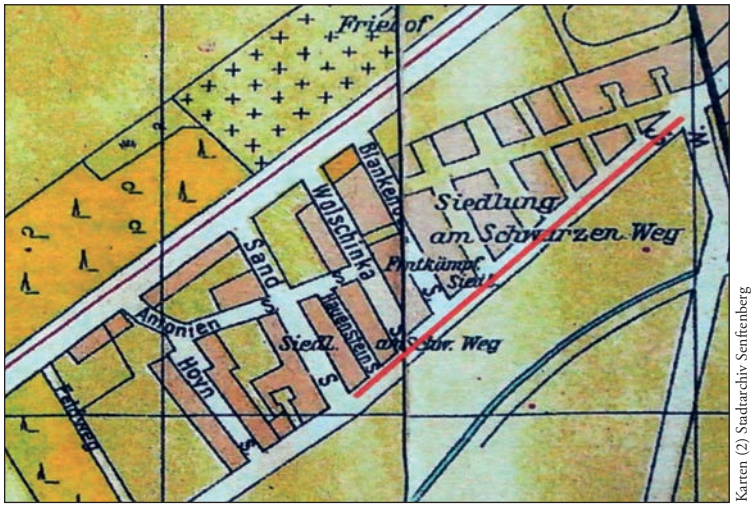
Weg“ bezeichnet. Für die beiden genannten Straßen ist immer wieder die Bezeichnung „Frontkämpfersiedlung“ oder auch „Gemeinnützige Kriegersiedlung“ in den Akten zu finden.

Im Adressbuch aus dem Jahr 1937 wird die Siedlung als „Siedlung am Schwarzen Weg“ mit dem Zusatz „früher Zschipkauer Straße“ angegeben. Insgesamt werden 60 fertiggestellte Grundstücke aufgelistet. Weitere zehn Gebäude sind zu diesem Zeitpunkt noch im Bau. Als Bauherr für die noch nicht fertiggestellten Häuser wird der Senftenberger Baumeister Simon Klöter genannt.

Was hat die Bezeichnung „Am Schwarzen Weg“ und „früher Zschipkauer Straße“ zu bedeuten? Für Zschipkauer Straße gibt es keine plausible Erklärung. Diese endete seinerzeit an der Hörlitzer Straße. War vielleicht um 1900 einmal geplant, diese Straße bis zur Briesker Straße weiterzuführen? Entsprechende Unterlagen konnten bisher nicht ermittelt werden. Spätestens mit der Anlegung des Friedhofes 1903 an der Briesker Straße ist dies auch nicht mehr möglich, wie oben stehende Abbildung zeigt. Ebenso gab anfangs der Recherchen die Bezeichnung „Schwarzer Weg“ Rätsel auf, da diese Bezeichnung erstmals im Adressbuch 1937 erschien. Nach vorliegenden Stadtplänen von 1938 und einem Plan des Stadtbauamtes, der mit der Jahresangabe 1927 datiert ist, war die Polenzstraße bereits benannt. Der Plan des Stadtbauamtes ist allerdings falsch datiert, da in ihm bereits die Heinrichstraße eingetragen ist, die aber nachweislich erst 1929 benannt wurde. Auch findet sich in diesem Plan bereits die Adolf-Hitler-Promenade, die erst 1933 ihren Namen erhielt. Für weitere Verwirrung sorgte der Eintrag im Stadtplan von 1938, nach dem sowohl die östlich der Blankenberg- und westlich der Wolschinkastraße entstehenden Siedlungen als „Siedlung am Schwarzen Weg“ bezeichnet werden und dies, obwohl die Polenzstraße bereits benannt war. Ein weiterer Plan des Stadtbauamtes, ebenfalls mit 1929 datiert, weist die Polenzstraße noch nicht aus. Aber es gibt auch keine Kennzeichnung einer Wegeführung mit „Schwarzer Weg“. An Hand der aufgefundenen Lagepläne in den Bauakten kann eindeutig nachgewie-



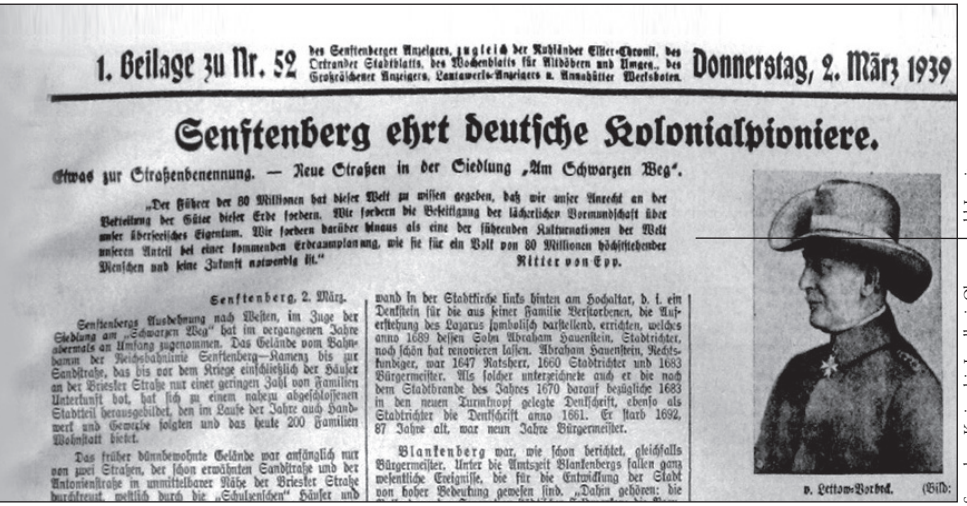
Auszug aus dem Stadtplan 1910. Rot: gedachte Zschipkauer Straße; gelb: anfangs angenommener Schwarzer Weg; ovale Markierung: Sandgruben, Teil der heutigen Vogelsiedlung



Auszug aus dem Stadtplan 1938. Rote Markierung: Polenzstraße, auch als Schwarzer Weg bezeichnet

Karten (2) Stadtarchiv Senftenberg

sen werden, dass hier die Polenzstraße als „Schwarzer Weg“ bezeichnet wird. Aus den vorliegenden Fakten kann geschlussfolgert werden, dass die Polenzstraße Anfang bis Mitte der 1930er-Jahre ihren Namen erhält. Vor der Benennung muss hier wohl der Volksmund den Begriff „Schwarzer Weg“ als Orientierungshilfe geprägt haben. Solche Bezeichnungen finden sich in vielen Orten noch bis heute und sind auf eine dunkle Wegoberfläche zurückzuführen. Die Bezeichnung Polenzstraße hatte sich schlicht und einfach noch nicht endgültig durchgesetzt, sodass für das Baugebiet die frühere Wegebezeichnung gewählt wird. Die Bezeichnung der Polenzstraße hatte auch keine Bedeutung für die Adressierung von Einwohnern, was die Durchsetzung des Namens noch erschwerte. War es für die Zschipkauer Straße nur ein Satzfehler oder aber eine Verwechselung einer anderen entstehenden Siedlung? Auf diese Frage wird uns wohl heute keiner mehr eine eindeutige Antwort geben können.



1. Beilage zu Nr. 52 des Senftenberger Anzeigers, zugleich der Rudländer Elster-Chronik, des Ortsrander Stadtblatts, des Wochenblatts für Altdöbern und Umgeg., des Großräschener Anzeigers, Lautawerks-Anzeigers u. Annahütter Werksboten. Donnerstag, 2. März 1939

Senftenberg ehrt deutsche Kolonialpioniere.

Etwas zur Straßenbenennung. — Neue Straßen in der Siedlung „Am Schwarzen Weg“.

„Der Führer der 80 Millionen hat dieser Welt zu wissen gegeben, daß wir unser Anrecht an der Verteilung der Güter dieser Erde fordern. Wir fordern die Beseitigung der lächerlichen Vormundschaft über unser überseeisches Eigentum. Wir fordern darüber hinaus als eine der führenden Kulturnationen der Welt unseren Anteil bei einer kommenden Erdeaufteilung, wie sie für ein Volk von 80 Millionen höchstehender Menschen und seine Zukunft notwendig ist.“ Ritter von Epp.

Senftenberg, 2. März.

Senftenbergs Ausdehnung nach Westen, im Zuge der Siedlung am „Schwarzen Weg“ hat im vergangenen Jahre abermals an Umfang zugenommen. Das Gelände vom Bahnhann der Reichsbahnlinie Senftenberg—Ruhland bis zur Sandstraße, das bis vor dem Kriege einschließlich der Häuser an der Briesker Straße nur einer geringen Zahl von Familien Unterkunft bot, hat sich zu einem nahezu abgeschlossenen Stadtteil herausgebildet, den im Laufe der Jahre auch Handwerk und Gewerbe folgten und das heute 200 Familien Wohnstatt bietet.

Das früher dünnbewohnte Gelände war anfänglich nur von zwei Straßen, der schon erwähnten Sandstraße und der Antonienstraße in unmittelbarer Nähe der Briesker Straße durchkreuzt, westlich durch die „Schulenschen“ Häuser und

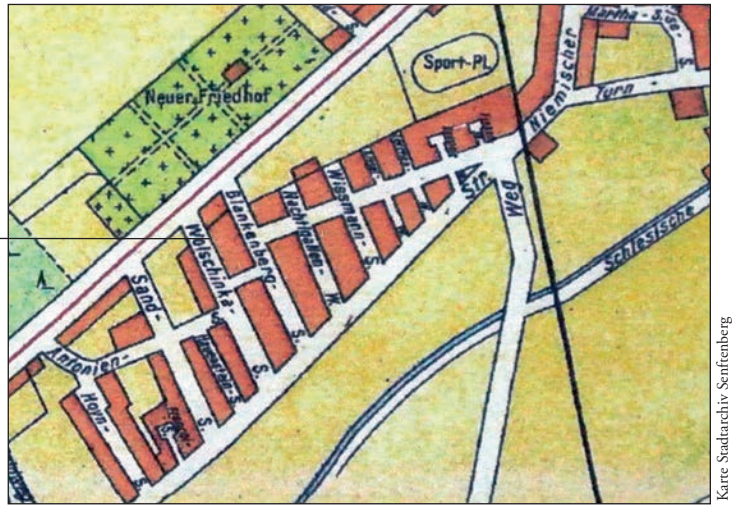
wand in der Stadtkirche links hinten am Hochaltar, d. i. ein Denkstein für die aus seiner Familie Verstorbenen, die Auferstehung des Lazarus sambalisch darstellend, errichten, welches anno 1689 dessen Sohn Abraham Hauenstein, Stadtrichter, noch schön hat renovieren lassen. Abraham Hauenstein, Rechtskundiger, war 1647 Ratsherr, 1660 Stadtrichter und 1683 Bürgermeister. Als solcher unterzeichnete auch er die nach dem Stadtbrande des Jahres 1670 darauf bezügliche 1683 in den neuen Turmknopf gelegte Denkschrift, ebenso als Stadtrichter die Denkschrift anno 1661. Er starb 1692, 87 Jahre alt, war neun Jahre Bürgermeister.

Blankenberg war, wie schon berichtet, gleichfalls Bürgermeister. Unter die Amtszeit Blankenbergs fallen ganz wesentliche Ereignisse, die für die Entwicklung der Stadt von hoher Bedeutung gewesen sind. „Dahin gehören: die

v. Lettow-Vorbeck. (Bild:

Sammlung Kreisarchiv Landkreis Oberspreewald-Lausitz

Auszug aus dem Senftenberger Anzeiger (1939)



Karte Stadtarchiv Senftenberg

Auszug aus dem Stadtplan 1947. Rote Markierung „Schwarzer Weg“

Übrigens ist durch Erlass des Ober-Präsidenten in Berlin vom 23. Oktober 1937 die Schreibweise Schipkau eingeführt worden. Dies erfolgt im Rahmen der Beseitigung von sorbischen Ortsnamen während der NS-Zeit.

Mit der Errichtung der heutigen Vogelsiedlung findet die bis zu dieser Zeit größte westliche Stadterweiterung ihren Abschluss und bietet rund 200 Familien eine neue Wohnstätte. Auch Handwerk und Gewerbe haben sich inzwischen angesiedelt. Wie aus dem nebenstehenden Kartenauszug ersichtlich, gehören auch die Straßen westlich der Sandstraße zur Siedlung „Am Schwarzen Weg“. Im Norden grenzt die Siedlung an die Briesker Straße und im Süden an die Polenzstraße. Mit der Errichtung der Neubauten und dem Ausbau der Hanseatenstraße wird die Polenzstraße in Polenzweg umbenannt. Einige Teilstücke des Polenzweges befinden sich noch heute in ihrem ursprünglichen Zustand.

Nachdem bereits einige Straßen bezeichnet sind, erfolgt 1930 die Benennung der Wolschinkastraße (Flurbezeichnung), der Hauenstein- (einer der ersten evangelischen Pfarrer Senftenbergs) und Hoynstraße (Flurbezeichnung). Im März 1939 erhalten

endlich auch die Straßen in der Vogelsiedlung eigenständige Straßennamen. Die Benennung erfolgt noch vor dem Inkrafttreten der „Verordnung über die Benennung von Straßen, Plätzen und Brücken“ vom 1. April 1939. Wie bereits eingangs erwähnt, haben Straßenbenennungen ab 1933 auch einen propagandistischen Zweck zu erfüllen. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts forderte Deutschland die Rückgabe seiner früheren Kolonien in Afrika, die Beseitigung der Vormundschaft bezüglich des überseeischen Eigentums und seinen Anteil bei der „… Erdraumplanung, wie sie für ein Volk von 80 Millionen … notwendig ist.“ So die Kommentierung im Senftenberger Anzeiger vom 2. März 1939. Passend zu diesen Forderungen wurden in ganz Deutschland Straßen nach Pionieren der Kolonialbewegung und auch Afrikaforschern benannt. Meist erfolgt die Benennung in geschlossenen Wohnquartieren. Diese Wohnviertel nennt man Afrikaviertel. Auch die heutige Vogelsiedlung war seinerzeit ein solches Afrikaviertel. So finden wir seit dem Frühjahr 1939 die Namen von Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1953), Theodor Gotthilf Leutwein (1849–1921), Franz Adolf Eduard Lüderitz (1834–1886), Curt Karl Bruno von Francois (1852–1931), Gustav Nachtigal (1834–1885), Carl Peters (1856–1918) und Hermann Wissmann (1853–1905) bei der Wegebenennung in dieser Siedlung. Abschließend ist in dem erwähnten Artikel des Senftenberger Anzeigers zu lesen: „Diese Art der Straßenbenennung trägt stark den Stempel der Gegenwart“. Dies charakterisiert den Zeitgeist bei Straßenbenennungen nach 1933. Die Straßenschilder erhalten Zusatzschilder mit den Lebensdaten und der Betätigung der Betreffenden.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges werden auf dem Gebiet der damaligen sowjetischen Besatzungszone Straßennamen, die in irgendeiner Weise revanchistischen beziehungsweise militaristischen Charakter tragen, durch Umbenennungen getilgt. In den anderen Besatzungszonen Deutschlands erfolgt dies nur in begrenztem Umfange. So finden wir auch heute noch Afrikaviertel in vielen Großstädten, so zum Beispiel in Köln, Hannover und Kiel.

Aus dem vorliegenden Stadtplan des Jahres 1947 geht hervor, dass zu diesem Zeitpunkt mit Ausnahme der Wissmannstraße und des Francoisweges bereits alle anderen umbenannt sind. Da aber ein Stadtplan kein amtliches Dokument ist, kann es sich hierbei auch um einen Satzfehler handeln. Sollte eine Umbenennung dieser beiden Straßen dennoch nicht im Zuge der anderen Umbenennungen erfolgt sein, so bleibt es weiteren Untersuchungen vorbehalten, einen genaueren Zeitpunkt zu ermitteln. Bei den bisherigen Recherchen konnten auch keine konkreten Anhaltspunkte gefunden werden, warum aus dieser Siedlung die Vogelsiedlung wird. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kann jedoch davon ausgegangen werden, dass hier der bisherige Nachtigalweg entscheidend war. Da diese Siedlung mit Ausnahme des Francoisweges ein in sich schlüssiges Straßennamenskonzept aufweist, sollte ein solches sicherlich auch wieder umgesetzt werden. Aus dem Nachtigalweg wird der Nachtigallenweg, und bei der Vielzahl von Singvögeln finden sich schnell weitere Namensvorschläge. Die weiteren Umbenennungen werden wie folgt vorgenommen:

Francoisweg in Zeisigweg
Lettow-Vorbeck-Straße in Lerchenweg
Leutweinweg in Drosselweg
Lüderitzweg in Finkenweg
Petersweg in Amselweg
Wissmannstraße in Meisenweg

Mit der Umbenennung der Straßen nach Singvögeln bietet sich die Bezeichnung der Siedlung als „Vogelsiedlung“ regelrecht an. Wer prägte diesen Namen zuerst? Waren es die damaligen Amtsträger, die schon in der Diskussion zur Umbenennung diese Bezeichnung verwenden, oder war es der Volksmund, der nach Bekanntmachung der Umbenennungen aus der früheren Afrikasiedlung die Vogelsiedlung machte? Dies endgültig zu klären, bleibt weiteren Recherchen im Archiv vorbehalten. Aber auch Befragungen unter der Bevölkerung könnten hierauf zu einer abschließenden Antwort führen. Der Verfasser ist für jeden Hinweis bezüglich der Senftenberger Straßennamen dankbar.

Hermann Wolschke – Ein Raunoer erobert Japan mit deutscher Wurst

Carmen Schulze

Machen wir zunächst mal einen Spaziergang in das Dorf Rauno, gelegen zwischen Großräschen und Senftenberg, und nach Kostebrau, zweit höchst gelegener Ort im damaligen Kreis Calau.

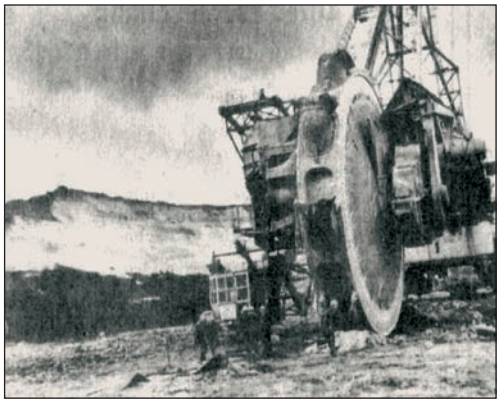
Im Juli 1893 erblickte dort Hermann Wolschke als drittes von sieben Kindern das Licht der Welt. Als Jugendlicher absolvierte er in seiner Heimat eine Fleischerlehre. Mitte der 1920er-Jahre näherte sich der Tagebau so weit dem Dorf, dass ein Teilabriss des Ortes notwendig wurde.

Zurück blieb nur noch die Raunoer Hochebene (Höhe 304), welche etwa 60 Jahre später ebenfalls dem Tagebau weichen musste.

Aber von all dem sollte der junge Hermann Wolschke nicht mehr betroffen werden. Im August 1914, mit Beginn des Ersten Weltkrieges, kam er als Koch bei der deutschen Marine nach Tsingtau/Qingdao in China, ein damals sogenanntes deutsches Schutzgebiet. Schon zwei Monate später geriet er in japanische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er erst 1919 entlassen wurde. Er beschloss, im Land der aufgehenden Sonne zu bleiben, heiratete eine Japanerin und bekam mit ihr einen Sohn.

Sammlung Norbert Jurk

In dieser Straße ist Hermann Wolschke geboren, Schulstraße 33 in Rauno



Stadtarchiv Senftenberg

Im Neuaufschlussbereich des Großtagebaus Meuro… Links die nahezu abgetragene „Höhe 304“ bei Rauno. Lausitzer Rundschau 1984.

Als junger Mann betrieb er in Tokio eine Fleischerei, gründete später in Kurizawa einen Fleischverarbeitungsbetrieb mit eigener Farm und wurde so zu einem sehr erfolgreichen Unternehmer. Ihm haben die Japaner auch den „Hot Dog“ zu verdanken, denn im Jahr 1934 verkaufte er erstmals während eines Basketballspiels heiße Wurst mit Brötchen.

1963 erhielt Wolschke von der japanischen Botschaft einen Brief zugestellt, der 1925 in Deutschland abgeschickt wurde und somit 38 Jahre unterwegs war. Dieser Brief war sicherlich auch der Auslöser dafür, dass er beschloss, noch im selben Jahr nach Deutschland zu reisen, um seine alte Heimat und die Familie zu besuchen.

Aber dazu sollte es leider nicht mehr kommen, denn kurz vor Reiseantritt verstarb Hermann Wolschke ganz plötzlich. Im Jahr 2005 drehte das japanische Fernsehen einen Film über die Lebensgeschichte des Hermann Wolschke und zweier weiterer deutscher Kriegsgefangener. Der Film wurde dann japanweit unter dem Titel „Das haben uns die Deutschen beigebracht“ gesendet. Aus diesem Anlass besuchte das Filmteam auch Senftenberg, um sich auf die Spuren von Hermann Wolschke zu begeben. Im Zuge der Dreharbeiten sprach der Senftenberger Bürgermeister auch eine Einladung an die Familie Wolschke aus, um sich selbst ein Bild über die Heimat

Der in Rauno geborene Hermann Wolschke (Bildmitte), in seinem Fleischverarbeitungsbetrieb in Japan

Hermann Wolschke, der Sohn des verstorbenen Hermann Wolschke, (Mitte) und seine Familie in Begleitung des damaligen Bürgermeisters von Senftenberg, Klaus-Jürgen Graßhoff (rechts außen) und der Stadtarchivarin Ines Jahn (links neben Wolschke) vor dem Restloch des Tagebau Meuro

Fotos (2) Stadtarchiv Senftenberg

ihres Vaters und Großvaters machen zu können. Dieser Einladung folgte die Familie dann auch im Sommer 2006.

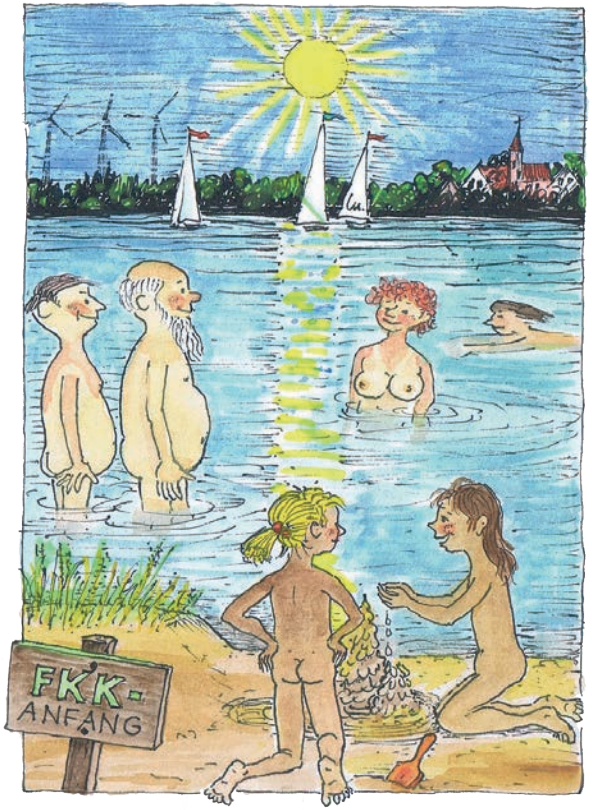
Der Sohn von Hermann Wolschke, Hermann Wolschke jun., welcher seit 1957 das Familienunternehmen fortführte, kam mit seiner Familie nach Senftenberg. Die Gäste wurden herzlichst vom damaligen Senftenberger Stadtoberhaupt, Bürgermeister Klaus-Jürgen Graßhoff, begrüßt.

Anschließend erfolgte im Stadtarchiv eine kleine Reise ins alte Rauno in Wort, Bild und Schrift sowie zu den Spuren der Familie. Danach fuhr man zum Rand des ehemaligen Tagebaus Meuro, um den Blick nach Rauno schweifen zu lassen. Schließlich war es ja auch Rauno, weshalb die Gäste nach Senftenberg kamen, der Ort, an dem ihr Vater und Großvater geboren war und seine Kindheit verbracht hatte. Des weiteren stattete man dem Senftenberger Friedhof noch einen Besuch ab, um den Grabstein der 1972 in Senftenberg verstorbenen Schwester von Hermann Wolschke aufzusuchen.

Aber auch das neue Senftenberg wurde der Wolschke-Familie präsentiert, so unter anderem die Firma „Interfisch“, der Senftenberger See und das „Snowtropolis“.

Und so kehrte nach 92 Jahren Hermann Wolschke in den Gedanken seiner Nachkommen wieder in seine ursprüngliche Heimat zurück.

Eine ihm gewidmete Gedenktafel, wie es sie in Tokio gibt, könnte auch für das Senftenberger Stadtbild eine Bereicherung sein.



Bernd Lunghard

Der Weihnachtsmann im Sommer

„Hast du schon mal drüber nachgedacht,
was der Weihnachtsmann im Sommer macht?“

„Na klar, er macht Urlaub, genau wie wir.
Irgendwo, wo’s schön warm ist.
Auf Feuerland …“

„… oder am Südpol.“

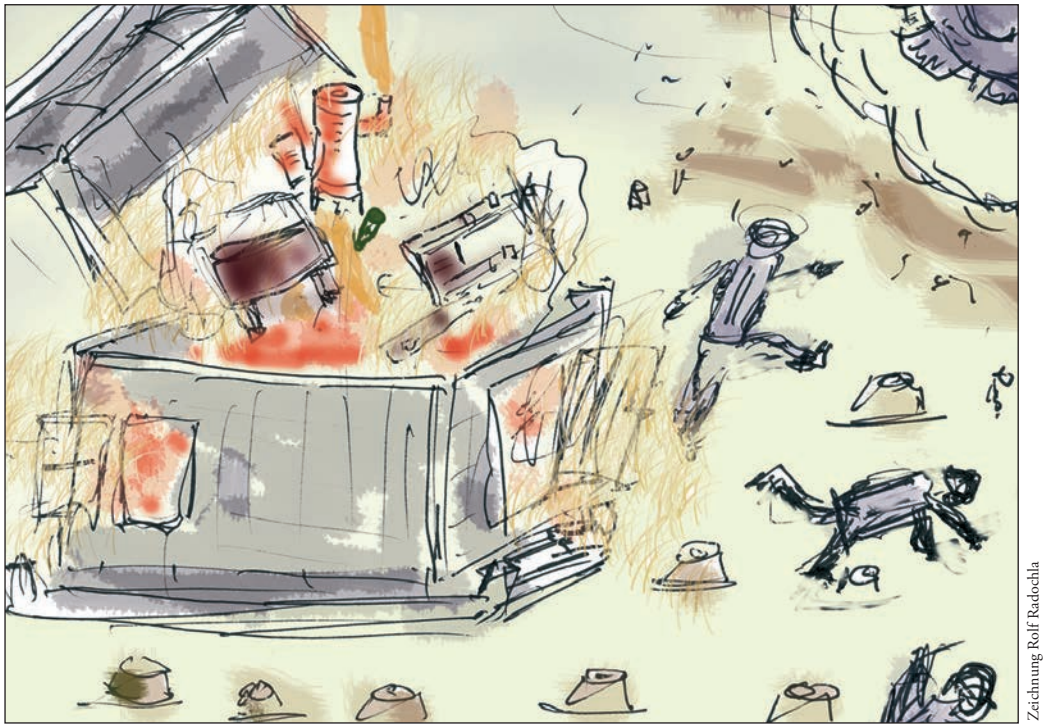
„Vielleicht sogar hier,
mitten unter uns,
am Nacktbadestrand …“

„Sieh mal, der Dicke dort, der mit dem Bart –
das könnt’ er sein …“

Noch gemerkt und Glück gehabt

Walter Karge, Traditionsverein Braunkohle Senftenberg e.V.

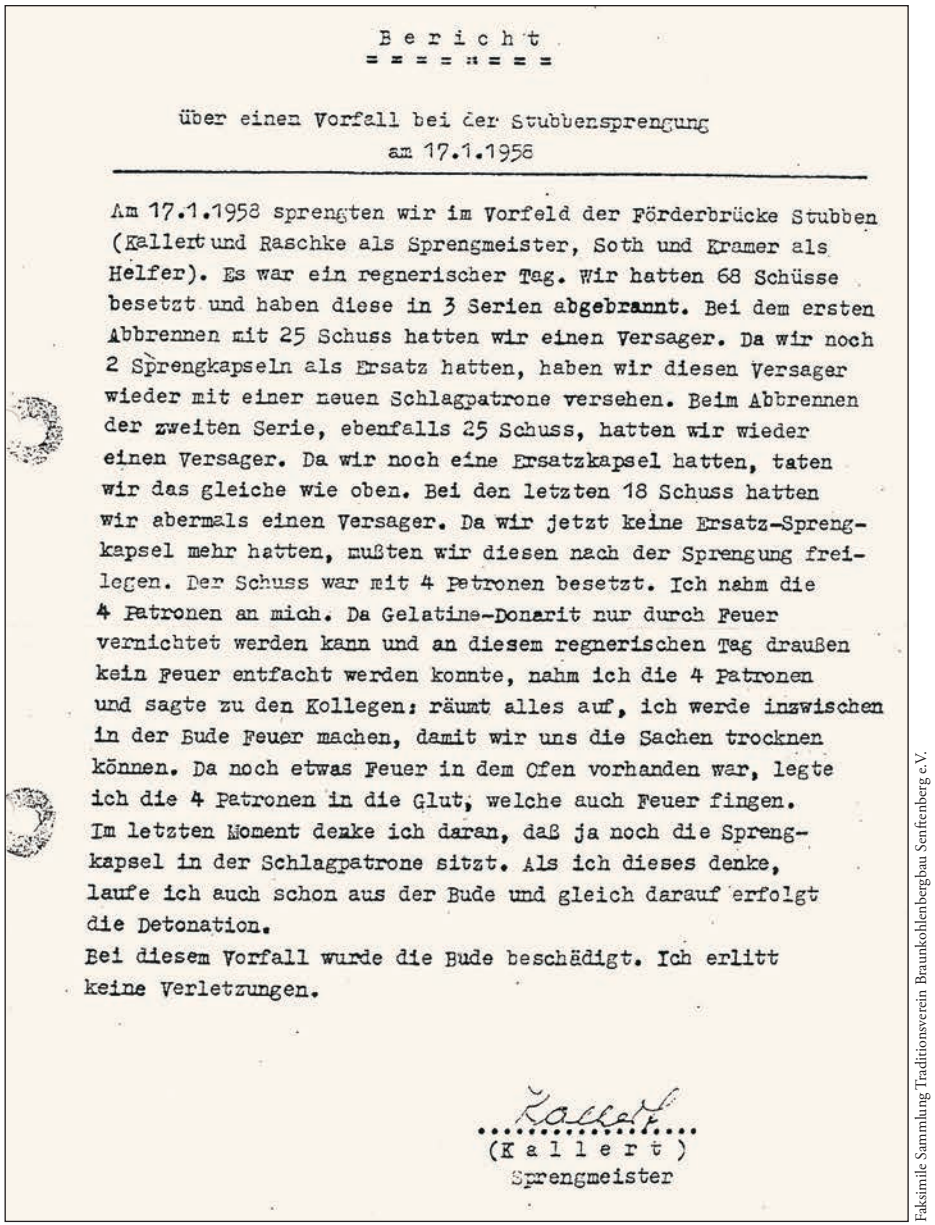
Die Abraumförderbrücke des Tagebaues Niemtsch war aus der Ausgangsstellung im Feld Niemtsch in das Hauptfeld mit dem Drehpunkt in Großkoschen eingefahren. Im Vorfeld zwischen Großkoschen und der bereits überbaggerten Bahnstrecke von Senftenberg nach Kamenz standen umfangreiche Kiefernwälder an. Diese waren vom staatlichen Forstbetrieb gefällt worden. Die tiefen Pfahlwurzeln der Kiefern verblieben im Boden und verursachten am Eimerkettenbagger D 650 des Verbandes erhebliche Störungen, meistens durch Zusetzen der Übergabestellen der Bandanlagen und Schäden am Graborgan. Aus diesem Grund musste das Vorfeld von den Wurzeln beräumt werden. Geräte zum Ziehen der Wurzeln standen noch nicht zur Verfügung. Sie wurden gesprengt, indem mit einer Schappe mit einem Durchmesser von etwa 50 mm das Erdreich neben und unter dem Stubben ausgebohrt wurde. Danach ist Reihe um Reihe mit Sprengstoff besetzt und gesprengt worden. Die Sprengbrigade organisierte ihre Arbeit so, dass zirka ein bis zwei Stunden vor Feierabend die Sprengungen abgetan waren. Das richtete sich nach der Dauer des Marschweges zu ihrer im Vorfeld stehenden Unterkunft und der erforderlichen Nachkontrolle, ob auch alle besetzten Löcher hochgegangen waren. Es durften keine Versager im Vorfeld verbleiben. Bei der Unterkunft handelte es sich um eine transportable Bude von etwa zwölf Quadratmetern Grundfläche, die auf einem Schlitten aus Gleisschwellen stand. Dadurch konnte die Unterkunft durch eine Planierraupe problemlos zu den Einsatzbereichen bewegt werden. Innen befand sich neben einigen Sitzgelegenheiten und einem Tisch ein selbstgebauter Kanonenofen. Der war aus Entwässerungsrohren selbst hergestellt worden. Dieser Ofen war für die Sprenger nicht nur zum Wärmen da, hier vernichte-



Zeichnung Rolf Radochla

ten sie auch ihren nicht verbrauchten Sprengstoff. Sie verbrannten ihn einfach im Ofen.

Vom Eimerkettenbagger Es 1500 aus beobachteten wir zum Schichtende sehr oft, wie die Sprenger im Gänsemarsch, der Sprengmeister als Letzter, der Bude zustrebten. Ihre Werkzeuge auf dem Rücken, dazu gehörten die Schappen, Schippen und Schaufeln sowie die Behältnisse für den Sprengstoff und die Sprengkapseln. Die Mannschaft verschwand an diesem Tag nacheinander in ihrer Hütte, um Augenblicke später panisch wieder herauszukommen, genauer gesagt, sie flogen wie ein Schwarm Sperlinge, die vor dem Falken flüchten. Nach wenigen Metern warfen sie sich flach mit dem Bauch auf die Erde. Wir konnten nicht richtig bewerten, was da eigentlich vor sich ging, hatten im Prinzip auch überhaupt nicht die Zeit, darüber nachzudenken, denn es gab eine Explosion, die die Bude zerlegte. Zuerst hob sich das Dach ab, dann klappten die Seitenwände um. Als Zuschauer sahen wir uns in einen dieser alten Stummfilme aus der „Rumpelkammer“ versetzt, ohne zu wissen, was zu der Explosion geführt hat. Als Erklärung dazu die recht harmlose Darstellung des Sprengmeisters zu seinem Missgeschick über den Tagesablauf und den Vorgang, der zur Sprengung des Ofens und der Unterkunft führte: Nach vielen Jahren fand man im Archiv seine nebenstehend abgedruckte Schilderung. Er hat tatsächlich in dem Augenblick sehr reaktionsschnell gehandelt und damit Schlimmes für sich und seine Kollegen verhindern können. Wie gesagt, sie hatten alle noch einmal Glück gehabt, und sehr eindrucksvoll den Hinweis bekommen, bis zum letzten Handgriff konzentriert ihre Tätigkeit zu verrichten. Das gilt insbesondere für Sprengmeister, die sich in ähnlichen Fällen in ihrem Leben nur einmal irrten.



Bericht

über einen Vorfall bei der Stubbensprengung
am 17.1.1958

Am 17.1.1958 sprengten wir im Vorfeld der Förderbrücke Stubben (Kallert und Raschke als Sprengmeister, Soth und Kramer als Helfer). Es war ein regnerischer Tag. Wir hatten 68 Schüsse besetzt und haben diese in 3 Serien abgebrannt. Bei dem ersten Abbrennen mit 25 Schuss hatten wir einen Versager. Da wir noch 2 Sprengkapseln als Ersatz hatten, haben wir diesen Versager wieder mit einer neuen Schlagpatrone versehen. Beim Abbrennen der zweiten Serie, ebenfalls 25 Schuss, hatten wir wieder einen Versager. Da wir noch eine Ersatzkapsel hatten, taten wir das gleiche wie oben. Bei den letzten 18 Schuss hatten wir abermals einen Versager. Da wir jetzt keine Ersatz-Sprengkapsel mehr hatten, mußten wir diesen nach der Sprengung freilegen. Der Schuss war mit 4 Patronen besetzt. Ich nahm die 4 Patronen an mich. Da Gelatine-Donarit nur durch Feuer vernichtet werden kann und an diesem regnerischen Tag draußen kein Feuer entfacht werden konnte, nahm ich die 4 Patronen und sagte zu den Kollegen: räumt alles auf, ich werde inzwischen in der Bude Feuer machen, damit wir uns die Sachen trocknen können. Da noch etwas Feuer in dem Ofen vorhanden war, legte ich die 4 Patronen in die Glut, welche auch Feuer fingen. Im letzten Moment denke ich daran, daß ja noch die Sprengkapsel in der Schlagpatrone sitzt. Als ich dieses denke, laufe ich auch schon aus der Bude und gleich darauf erfolgt die Detonation.
Bei diesem Vorfall wurde die Bude beschädigt. Ich erlitt keine Verletzungen.

Kallert
(Kallert)
Sprengmeister

Faksimile Sammlung Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.

Meine Lehrzeit im Kraftwerk Lauta 1961–1963

Hans-Hermann Schneider

Nach dem Abitur an der 1. EOS in Cottbus wollten wir kein praktisches und unbezahltes Jahr in der Produktion machen. Damals in der DDR war das die Voraussetzung für ein Hochschulstudium. Wir suchten nach einer Lehrstelle, wo wir nach verkürzter Lehrzeit den Facharbeiter machen konnten.

Der VEB Energieversorgung Cottbus bot diese Ausbildung zum Betriebsschlosser in eineinhalb Jahren Lehrzeit im Kraftwerk Lauta des VEB Kraftwerke „Artur Becker" Trattendorf an. Am 1. September 1961 begannen wir unsere Lehre.

Wir wohnten im Lehrlingswohnheim (LWH) „Albert Zimmermann", benannt nach dem Widerstandskämpfer gegen Faschismus und Krieg. Er wurde 1941 in das Alu-Werk Lauta dienstverpflichtet und baute dort eine Widerstandsgruppe auf. Nach seiner Verhaftung wurde er 1944 in Brandenburg-Görden hingerichtet.

Üblich war im LWH die Anrede mit Jugendfreund. Die Zimmer trugen alle den Namen einer der Bezirksstädte der DDR. Vier Lehrlinge bewohnten ein Zimmer. Der Heimleiter und ein Erzieher waren sehr kleinlich auf Ordnung und Sauberkeit bedacht, was ja im Prinzip auch nicht schlecht war. Aber die Art und Weise der Kontrolle erregte in uns Widerspruch. Jeden Tag gab es den A4 großen Durchschlag eines mit Maschine geschriebenen Protokolls, das die von der Heimleitung während des täglichen Zimmerrundgangs festgestellten und aufgelisteten Mängel enthielt. Da hieß es dann zum Beispiel: Bettenbau muss verbessert werden, Gardinen nicht aufgezogen, über dem zweiten Bett links Bild mit viel Fleisch, Kehricht aus dem Zimmer auf den Flur gefegt, unpassende Bilder über dem Bett links. Selten gab es ein „In Ordnung". Die

Sammlung (2) Hans-Hermann Schneider

Vorgaben missachteten wir absichtlich und nahmen das alles mehr oder weniger auf die leichte Art. Wir hängten natürlich unsere Bilder wieder an die Wand.

Die Ausbildung erfolgte in der Lehrwerkstatt und in den Unterrichtsräumen der Betriebsberufsschule (BBS). Wir hatten somit alles günstig vor Ort. Die Schlosserausbildung erfolgte durch unseren Lehrmeister, Herrn Pacholski (Pacho, wie wir ihn nannten), einem erfahrenen und praxiserprobten Ausbilder, bei dem wir viel gelernt haben, der aber auch seine Eigenarten hatte.

Wir mussten auch Sondereinsätze wie im Jahrhundertwinter 1962/63 machen. Bei strengem Frost von -22° C vielerorts (Cottbus mit -28° C) haben wir täglich mit Holzstangen die Eiszapfen an den hölzernen Kühltürmen abgestoßen. Da waren wir froh, wenn wir wieder in die warme Lehrwerkstatt oder die Zentrale Reparaturwerkstatt (ZRA) konnten, wo wir die betriebliche Praxis kennenlernten.

Besonders die etwa 100 Hängebahnwagen, die die Kohle vom Außenbunker zu den Kesselbunkern transportierte, begeisterten mich damals.

Neben der praktischen Ausbildung erfolgte auch der theoretische Unterricht. Wir hätten zwar nicht alle Fächer mitmachen müssen, aber wir wollten als Abiturienten keine Sonderbehandlung.

Vor Beginn des Unterrichts mussten wir über aktuelle politische Ereignisse diskutieren. Da 1961 in Berlin die Mauer gebaut wurde, kam es im Staatsbürgerunterricht unserer Klasse am Mittwoch, dem 20. Juni 1962, zu einem Vorfall. Selten wurde da diskutiert, aber diesmal ging es um den Vorfall an der Berliner Mauer. Der Grenzsoldat Reinhold Huhn wurde von einem Westberliner Fluchthelfer am Montag, 18. Juni 1962, bei einer Personenkontrolle erschossen. Der Fluchthelfer wollte Menschen durch einen Tunnel nach Westberlin bringen und erschoss dabei Huhn. Ein Lehrling meinte dazu, niemand weiß, wie viele Huhn schon erschossen habe. Ein anderer sollte seine Meinung dazu äußern und der sagte, die Vopos hätten von ihm auch einen Kumpel bei der Flucht erschossen. Das machte einen Riesenwirbel, nicht nur in der Schule. Bei einer extra dafür mit der FDJ-Prominenz von Cottbus erfolgten Versammlung im Kultursaal des Lehrlingswohnheimes (LWH) wurden fertige Fragen an die beiden Lehrlinge gestellt. Es kam aber keine richtige Diskussion zustande, und nach geraumer Zeit sahen die Verantwortlichen ein, dass eine weitere Diskussion sinnlos war.

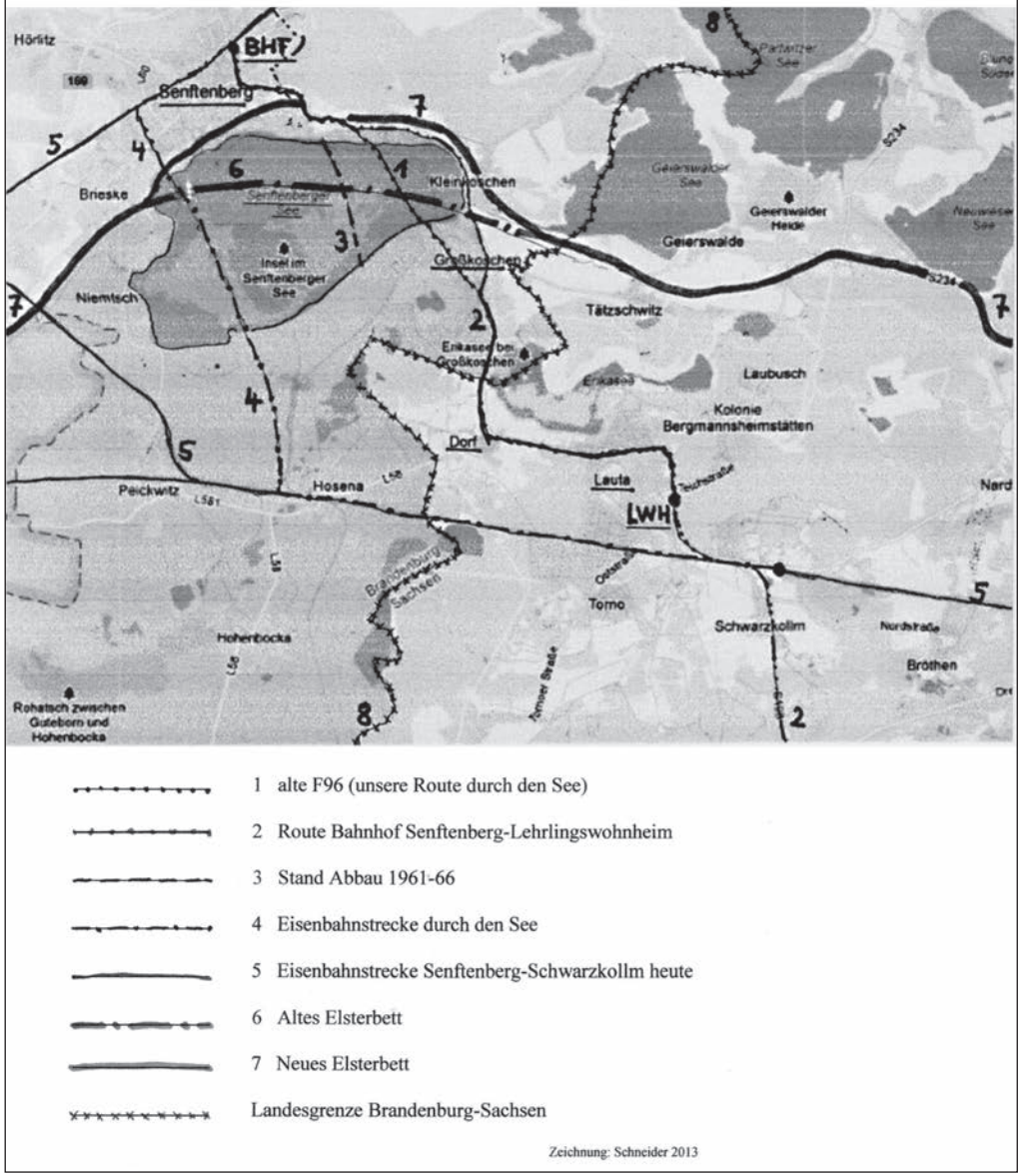
Sammlung Hans-Hermann Schneider

Unsere Klasse blieb das schwarze Schaf an der Schule und stand unter ständiger Beobachtung.

Hier war es nun der Lehrobermeister Herr Krüger, der ein ehrliches Gespräch über dieses Thema mit uns führte. Er war immer ansprechbar und organisierte sogar einen Theaterbesuch. Am 14. Dezember 1962 sahen wir im Theater der Bergarbeiter in Senftenberg die spritzige Operette „In Frisco ist der Teufel los“, mit der der deutsche Komponist Guido Masanetz einen Volltreffer für die Bühnen der DDR landete. Den Song „Seemann hast du mich vergessen“ habe ich heute noch drauf.

Damals war auch Annekathrin Bürger in der Vorstellung, die ja drei Jahre in Senftenberg engagiert war. Auch Rolf Römer und Alfred Müller, später bekannte DDR-Schauspieler, debütierten hier. Damals hieß es auch, das Theater soll nach Hoyerswerda, der im Aufbau befindlichen sozialistischen Großstadt, verlegt werden. Das ist aber nie geworden. Das Theater der Bergarbeiter wurde nach 1946 in einer umgebauten

Vergleich Karte Senftenberg–Lauta 1962–2013



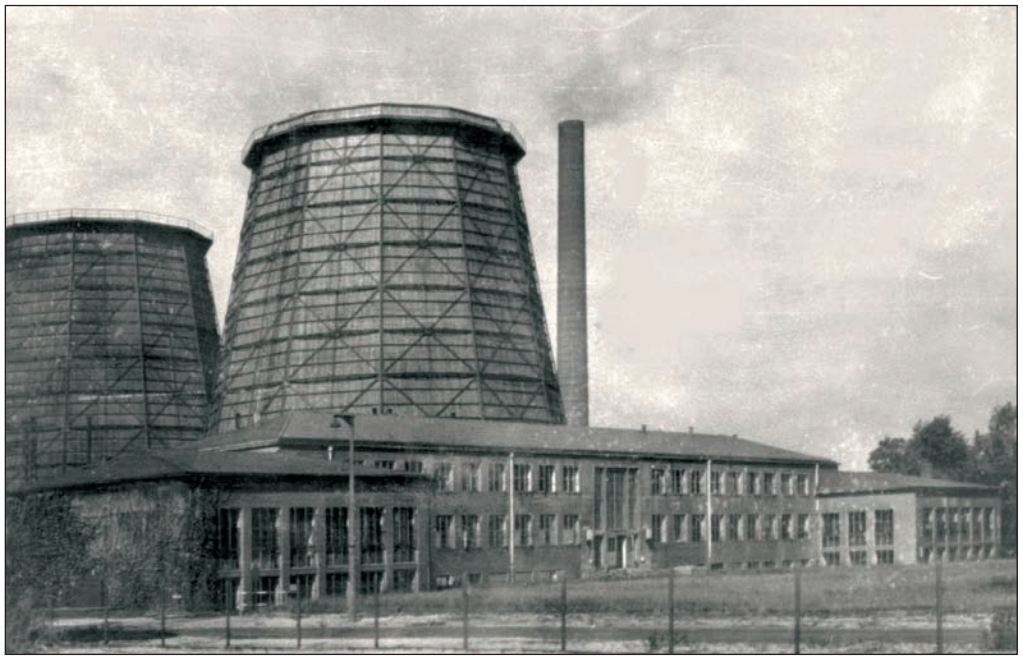
Zeichnung Hans-Hermann Schneider

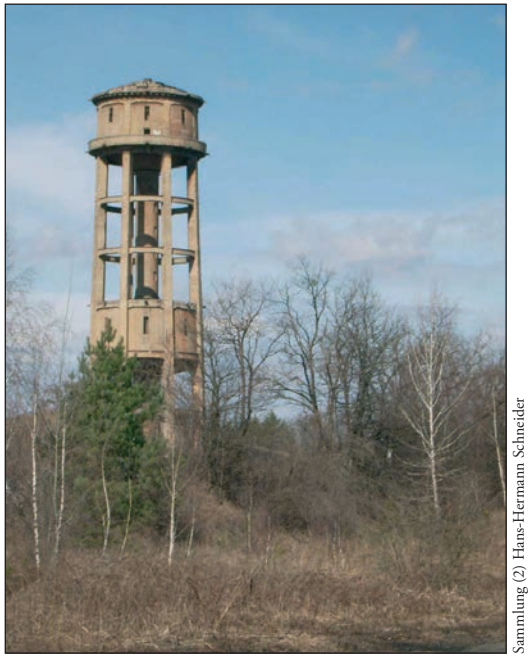
Schulturnhalle eröffnet. Heute bietet die *Neue Bühne* Senftenberg Musical, Operette, Schauspiel und Konzertangebote und besitzt auch eine Spielstätte in Großkoschen, das „Amphitheater am Senftenberger See".

Kino war abends ein gefragter Zeitvertreib. In den Regina-Lichtspielen in Lauta sahen wir solche Filme wie „Ein Leben in Leidenschaft", „Rocco und seine Brüder", „Der Bettelstudent" oder „Die schwarze Akte". Abwechslung gab es also immer. Am Sonnabend ging es mit dem Motorrad oder einer Arbeiterrückfahrkarte von Schwarzkollm über Senftenberg nach Hause. Sonnabend erst, weil damals noch bis Mittag gearbeitet wurde.

Meistens fuhren wir mit dem Fahrrad von Lauta nach Senftenberg und weiter nach Cottbus mit der Bahn und am Sonntag wieder zurück. Am Bahnhof konnten wir unsere Fahrräder am Wochenende überdacht abstellen. Die Reichsbahn hatte uns das Unterstellen erlaubt.

Das Senftenberger Bahnhofsgebäude beeindruckte mich innen und außen, weil es ja in Cottbus nur umgebaute Baracken als Bahnhofsgebäude gab. Innen die klare Gliederung eines Bahnhofes. Außen war das Bahnhofsgebäude mit den drei Eingangsbögen und dem Segmentgiebel mit der Bahnhofsuhr schon ein schmuckes Gebäude. Wir fuhren dann mit den Rädern über Buchwalde, Großkoschen, Lauta-Dorf nach Lautawerk zum Lehrlingswohnheim, das an der Abzweigung nach Laubusch lag.





Sammlung (2) Hans-Hermann Schneider

Die B 96 war damals noch nicht wegen des vorrückenden Tagebaus Niemtsch verlegt. Wir fuhren also nach heutigem Verständnis durch den Senftenberger See. Wenn wir dann die Schornsteine vom Lautawerk sahen, sehnten wir schon wieder das Wochenende herbei.

Hier noch ein Ehrenerweis an das Kraftwerk, damit die Erinnerung nicht ganz verloren geht. Das Kraftwerk wurde 1917 in Betrieb genommen und diente der Energieversorgung des „Lautawerks“. Im Aluminiumwerk wurde aus Bauxit bei hohem Energiebedarf Aluminium hergestellt. 1938 hatte das Kraftwerk eine Spitzenleistung von 173 Megawatt. Zu unserer Zeit, 1962, hatte das Werk nach Rekonstruktionsmaßnahmen noch eine Leistung von 116 Megawatt.

Am 15. März 1945 ist das Kraftwerk bei einem Luftangriff schwer beschädigt worden. 1991 wurde wegen des geringen Strombedarfs die Leistung auf 25 Megawatt reduziert. Am 30. April 1992 erfolgt die endgültige Abschaltung des Kraftwerkes.

Die drei 110 Meter hohen Schornsteine, die hölzernen Kühltürme, die Hochbunker, die Kessel- und Maschinenhäuser, die Eisenbahnbrücke über die B 96, untergeordnete Bauten und das Lehrlingswohnheim, wurden 1993 gesprengt oder abgerissen. Da war sehr viel Knochenarbeit dabei, weil die Technik nur schwer einsetzbar war und Schneidbrenner und Muskelkraft gefragt waren. 1995 war alles abgerissen.

Nur das Gebäude der Betriebsberufsschule (BBS) und der Wasserturm sind heute die einzigen Bauzeugen aus der 85-jährigen Betriebszeit des Kraftwerkes.

Heute befindet sich Lauta am südlichen Rand des Lausitzer Seenlandes und ist die einzige sächsische Stadt in der Niederlausitz. Sie liegt zwischen Senftenberg und Hoyerswerda.

Auf dem Kraftwerksgelände entstand zwischen 2002 und 2004 eine thermische Abfallbehandlungsanlage, die TA Lauta.

Die Niederlausitz und ihre 100-jährige Geschichte der öffentlichen Stromversorgung 1898 – 1998

Teil 2

Hans Kober

Der Braunkohlebergbau ist inzwischen überall aktiv

Kurz vor der Jahrhundertwende zieht generell die Elektrifizierung in den Braunkohlenbergbau der Niederlausitz ein. Sie wirkt nicht nur modernisierend auf die Produktionstechnologien, sondern auch Kosten mindernd. So gründet im „Senftenberger Revier“ 1888 in Senftenberg Dr. Hugo Kunheim aus Berlin die „Ilse-Bergbau-AG“(„Ilse“).

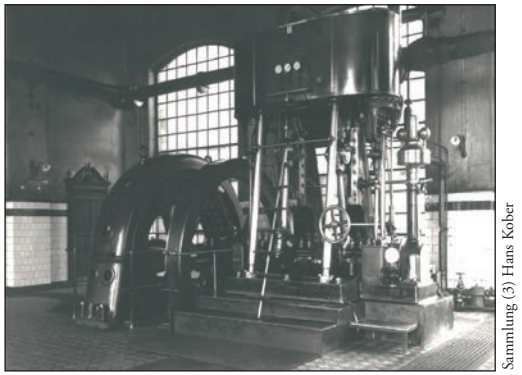
In den Kraftzentralen ihrer Brikettfabriken „Ilse I und II“ (erbaut 1880 und 1886/87) in Bückgen (später Großräschen-Süd) und „Renate“ (erbaut 1897) sowie „Eva“ (erbaut 1900) in Dobristroh (jetzt Freienhufen) erzeugt die „Ilse-Bergbau-AG“ mit modernsten Gegendruck-Dampfmaschinen und 500-kW-Drehstrom-Generatoren, Klemmenspannung 2 000 Volt, nun Elektroenergie und versorgt ihre Bagger, Kettenbahnantriebe und die Wasserhaltung in ihren Gruben.

Die überschüssigen Mengen der primär für die Elektrifizierung des *eigenen* Betriebes erzeugten Elektroenergie werden für die Versorgung des Lichtnetzes der umliegenden Orte zur Verfügung gestellt. Über Versorgungsspannungen von 2 000 und 110 Volt erschließt so zum Beispiel auch die „Ilse“ ihre Bergarbeitersiedlungen, meist Straßenrandsiedlungen mit Wohnungsgrundrissen für das Existenzminimum, auch „Kolonien“ genannt, in Bückgen, Dobristroh und später in „Anna Mathilde“ (bei Sedlitz). So demonstriert die Bergbauindustrie schon die Anfänge einer künftigen „Überlandversorgung“.

Die stark steigende Brikettnachfrage veranlasst 1906 die „Ilse-Bergbau-AG“ zum Bau der neuen Brikettfabrik „Marga“ zwischen dem Dorf Brieske und Senftenberg.

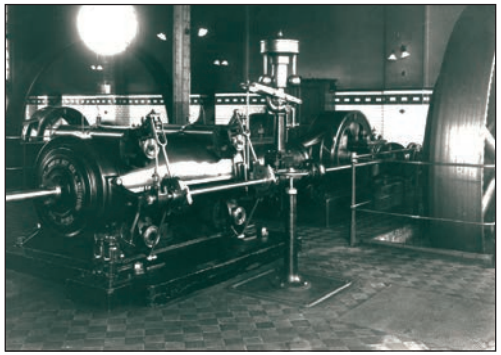
Kraftzentrale der Brikettfabrik „Renate“ der „Ilse-Bergbau-AG“ in Dobristroh (Freienhufen) um 1900

Der Berliner Chemiefabrikant Dr. Hugo Kunheim (um 1890)

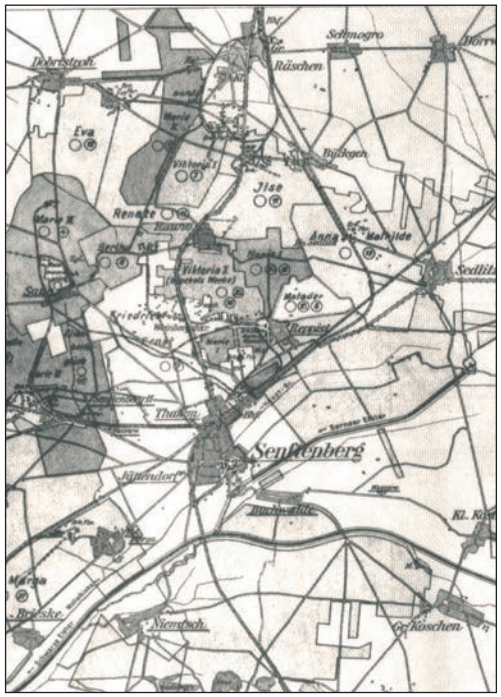


Eine stehende Gegendruck-Dampfmaschine in der Kraftzentrale „Eva“ der Ilse-Bergbau-AG (um 1900)

Sammlung (3) Hans Kober



Eine liegende Zwillings-Gegendruck-Dampfmaschine in der Kraftzentrale „Renate“ der „Ilse- Bergbau-AG“ (um 1900)

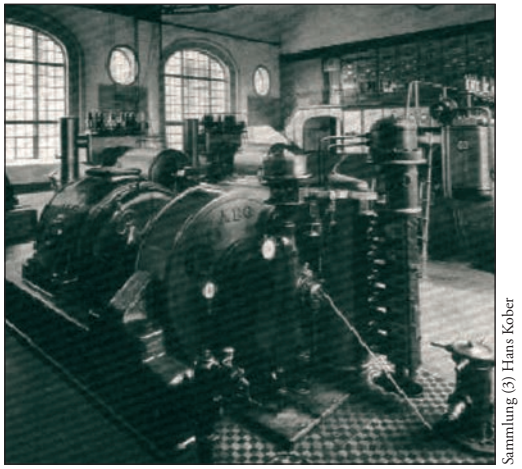


Bergindustrielle Karte des „Senftenberger Braunkohlereviers“ mit allen Standorten der in Betrieb befindlichen Gruben und Brikettfabriken (um 1900)

Mit 39 Brikettpressen gehört sie nach ihrer Fertigstellung 1910 zu den größten Anlagen in Deutschland. In der Kraftzentrale „Marga“ kommen nun auch zum ersten Mal in der Region sechs Gegendruck-Dampfturbinen zum Einsatz, die die Leistungsfähigkeit der „Ilse“-Kraftwerke von 2 574 Kilowatt im Jahre 1903 auf 10 444 Kilowatt im Jahre 1911 steigern. Die verfügbare „freie“ Leistung ist damit beträchtlich gestiegen, und man sucht nun in der Region lebhaft nach neuen Abnehmern. Man will bis 1916 hier die Erzeugerleistung gar noch auf 14 000 Kilowatt steigern.

Im Revier Lauchhammer entsteht weiter die vom Großindustriellen Fritz von Friedlaender (Berlin) im Jahre 1900 gegründete „Braunkohlen- und Brikettindustrie AG“ (später „Bubiag“). Bei Bockwitz (jetzt Lauchhammer-Mitte) entsteht schon 1898 die Brikettfabrik „Milly“ und bei Dolsthaida (jetzt Lauchhammer-Süd) 1901 die Brikettfabrik „Emanuel“, beide nun zur „Bubiag“ gehörend. Diese Fabriken erhalten 1900 beziehungsweise 1904 elektrische Kraftzentralen zur Elektrifizierung der Brikettproduktion sowie der angeschlossenen Tagebaue.

Die „Neuen Senftenberger Kohlenwerke“ errichten 1902 an der westlichen Grenze der Niederlausitz in Tröbitz die Brikettfabrik „Hansa“, die von Anbeginn aus ihrer Kraftzentrale direkt die Niederspannungsversorgung auch der Gemeinde Tröbitz übernahm, später mit drei Kilovolt die nahe gelegene Siedlung Eichwald (heute Schönborn-Siedlung), das Wasserwerk Tröbitz und das Forsthaus Weißhaus versorgt hatte. In unmittelbarer Nachbarschaft zur „Hansa“ hatten in Domsdorf schon 1882 die Brikettfabrik „Louise“ und 1899 die Fabrik „Wilhelm“ ihren Betrieb aufgenommen.



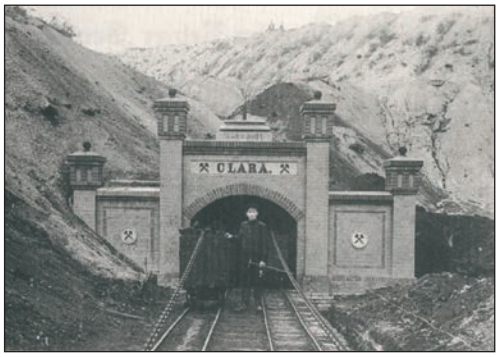
Sammlung (3) Hans Kober

Blick in die Kraftzentrale der Brikettfabrik „Marga“ bei Senftenberg (um 1911)

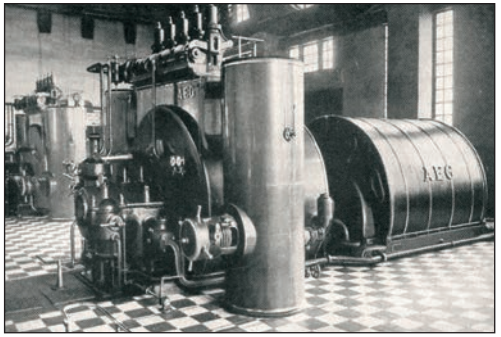
1887 werden von Joseph Werminghoff (Berlin) die „Eintracht-Braunkohlenwerke und Brikettfabriken AG zu Welzow“ („Eintracht AG“) gegründet. Diese nimmt 1896 ihre ersten Brikettfabriken „Mariannenglück“ bei Kausche und „Clara I“ bei Welzow in Betrieb, denen im Jahre 1900 noch die Fabrik „Clara II“ bei Welzow, „Clara III“ in Zeißholz bei Bernsdorf und „Clara IV“ bei Haidemühl folgen. In Kausche, Haidemühl und Zeißholz entstehen auch hier neben den historischen Ortslagen neue Bergbausiedlungen, die schon bald direkt mit Niederspannung aus

Der Berliner Unternehmer Joseph Werminghoff

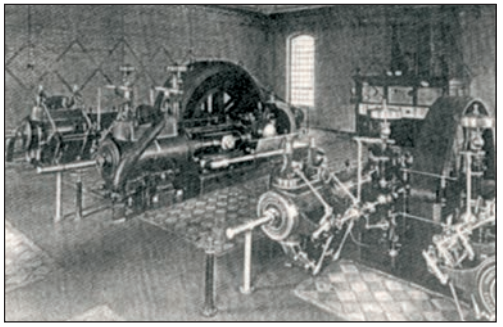
den Kraftzentralen der Brikettfabriken versorgt werden. Für die Ortslage Welzow mit ihrer Glasindustrie wählt man als Zwischenebene die Verteilerspannung sechs Kilovolt. Und auch in südöstlicher Nachbarschaft zu Hoyerswerda legt 1914 die „Eintracht AG“ bei Maukendorf den Grundstein für die Brikettfabrik „Werminghoff“ (später Knappenrode) und jetzt auch schon 1913 den ersten Spatenstich für die nahe gelegene Wohnkolonie. Bis 1918 entsteht hier ein neuer Ort mit zunächst 60 Wohnungen, Zechenhaus, Kauf- und Gasthaus. Für alle kommt schon ab 1917 der Strom aus der Kraftzentrale der



Das Stollenmundloch der Grube „Clara I“ bei Welzow (um 1906)



Dampfturbine in der Elektrozentrale der Brikettfabrik „Werminghoff“ (1935)



Die Kraftzentrale der Grube Viktoria bei Großräschen (um 1900)

im Bau befindlichen Brikettfabrik, wie diese überhaupt künftig auch für die Versorgung aller umliegenden Dörfer eine herausragende Rolle spielen wird.

Auch die kleinen Braunkohlenwerke bei Forst, Döbern, Triebel (Trzcebiel), Sorau (Żary) und Spremberg sind an den ersten zaghaften Versuchen einer öffentlichen Stromversorgung beteiligt. So versorgen die Kraftzentralen der Brikettfabriken „Providentia“ in Döbern und „Conrad“ in Groß Kölzig die nahe gelegenen Braunkohlengru-

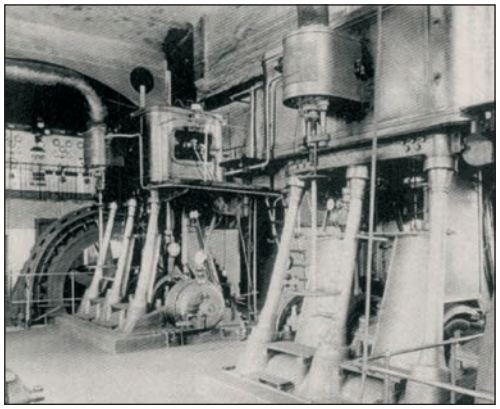
Sammlung (5) Hans Kober

Die Elektrifizierung der Wohnsiedlung „Werminghoff“ (Knappenrode) durch Monteure der Elektrowerkstatt der gleichnamigen Brikettfabrik (um 1920)

ben des Kreises Sorau sowie auch das Glaswerk der Fa. von Poncet in Friedrichshain sowie die meist werkseigenen Wohnsiedlungen.

Deutschlands elektrotechnische Entwicklung während des Ersten Weltkrieges

Am 1. August 1914 erklärt man in Sankt Petersburg im Auftrag des Deutschen Kaisers der russischen Regierung den Krieg. Alles hat sich nun zunehmend der Kriegswirtschaft unterzuordnen. In den folgenden Kriegsjahren erleben jedoch *die* Elektrizitätswerke und Überlandzentralen, die zu diesem Zeitpunkt schon über erste Versorgungsnetze verfügen, infolge des allgemeinen Petroleum- und Kohlenmangels eine gewaltige Anschlussbewegung. Obwohl man nun eigentlich bei der Elektrizitätswirtschaft darüber froh sein sollte, dass die Anlagen solch einen Zuspruch finden und viel Geld eingenommen wird, hat diese Bewegung leider meist auch zur Folge, dass Strombedarf und die Leistungsfähigkeit der Anlagen zunehmend in ein krasses Missverhältnis zueinander geraten. Und nun ist wegen Arbeitskräfte- und Materialmangels im Krieg weder ein Ausbau der Kraftzentralen noch der Netze in genügendem Umfang möglich, ja selbst in den vorhandenen Netzen werden bald auch noch die Kupferleitungen den Kriegszielen geopfert. So müssen in diesen Jahren die Überlandzentralen wohl vorrangig danach trachten, schon vorhandene, meist in Privathand befindliche und in der Regel schlecht bewirtschaftete Versorgungsanlagen in den Städten preisgünstig zu übernehmen.



Die stehenden Dampfmaschinen in der Elektrozentrale der Brikettfabrik „Bertha“ bei Rauno (Senftenberg) im Jahre 1920

Sammlung (3) Hans Kober

Den Wettstreit mit dem Petroleum gewinnt im Ersten Weltkrieg das elektrische Licht, 1915

Für Deutschland geht man allgemein davon aus, dass etwa ab 1915 die nächste Entwicklungsepoche der Elektrizitätswirtschaft, die „Epoche der Großkraftwerke und der Verbundwirtschaft“ einsetzt. Ihre Charakteristik besteht jetzt darin, dass nun die Ausdehnung der Stromlieferung auf die Großindustrie und zusätzlich die Verteilung von Wärmestrom an Haushalte, Gewerbe und Industrie bei grundsätzlichem Übergang auf eine Drehstromversorgung beginnt. Rasche Fortschritte macht der Bau großer Zentralen insbesondere durch die Einführung der Dampfturbine schon zu Anfang des Jahrhunderts. Ihr Anschaffungspreis ist durch den wesentlich kleineren Platzbedarf je Leistungseinheit bedeutend geringer, abgesehen vom grundsätzlich geringeren Dampfbedarf gegenüber den Dampfmaschinen. Beginnend mit Maschineneinheiten von wenigen tausend Kilowatt steigt die Leistung der Dampfturbinen zwischen 1910 und 1915 von etwa 15 000 auf 30 000 Kilowatt und erreicht um 1920 bereits die 50 000 Kilowatt. Der Sieg der Großkraftzentralen ist ihren außerordentlichen technischen und wirtschaftlichen Vorzügen zu verdanken. Gewaltige Leistungen lassen sich nun an wenigen effektiven Standorten mit ihren günstigen Brennstoff- und Wasserverhältnissen zusammenziehen und dank der modernen Hochspannungstechnik überall hin zu den Verbraucherschwerpunkten transportieren. Freilich entstehen durch das Herauf- und Herab-Transformieren und die Überbrückung großer Entfernungen kapitalintensive Übertragungsnetze.

Unter Bückgen freigelegt

Walter Karge, Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.

Im Bereich der Raunoer Hochebene stand das über 20 Meter mächtige Lausitzer Oberflöz an. Die älteren Bewohner der Region kennen auf der südlichen Senftenberger Seite den Raunoer Berg, auch Höhe 304 genannt. Hier wurde seit dem Mittelalter unter anderem Wein angebaut, über dessen Qualität recht unterschiedliche Aussagen bekannt sind. Auf der nördlichen Großräschener Seite befand sich der Ilseberg. Mit guter Kondition waren die Steigungen mit dem Fahrrad zügig zu bewältigen. Die Straße führte an den wiederbewaldeten Restlöchern der ausgekohlten Oberflöztagebaue vorbei. Bis zu deren Sümpfung nach 1968 waren es beliebte Bade- und Angelgewässer. Bei der Abfahrt nach Großräschen befand sich rechts die 1879 in Betrieb genommene Brikettfabrik „Ilse“, die nach 1945 in „Tatkraft“ umbenannt wurde. Die Industrie entstand aus den 1870 vom Berliner Unternehmer Kuhnheim gegründeten „Chemischen Werken“ zur Herstellung von Sauerstoff und Säuren. Bereits 1872 wurde eine Ziegelei in Betrieb genommen. Die anstehenden Tone waren für die Herstellung von Ziegeln und Schmuckelementen hervorragend geeignet. Gleichzeitig wurde der 1871 angemeldete Schacht „Ilse“ geteuft. Dazu wurden Territorien der Lepaksmühle und Petschmühle aufgekauft. Hier entstanden die Kolonie Bückgen, die Hauptverwaltung der 1888

Brikettfabrik „Grube Ilse“ und Ziegelei

gegründeten „Ilse Bergbau AG“und die „Brikettfabrik Ilse“. Das gesamte Territorium der Raunoer Hochebene zwischen Senftenberg, Hörlitz und Großräschen wurde im Zeitraum von 1960 bis 1999 für die Ausbeutung des Lausitzer Hauptflözes durch den Tagebau Meuro ein weiteres Mal in Anspruch genommen. Der Tagebau sollte bis an die ehemalige Apotheke geführt werden. Mit den Entscheidungen nach 1990 zum Auslauf des Tagebaus ist das Abbaufeld mit dem heutigen Böschungssystem begrenzt worden. In dem Restfeld befinden sich von den IBA-Terrassen bis zur Bahn noch circa 15 Millionen Tonnen Braunkohle.

Durch die bergbaulichen Aktivitäten entstand an Stelle der Hochebene der Großräschener See und damit die freie Sicht von Senftenberg nach Großräschen, von Großräschen nach Sedlitz und zum Lausitzring. Der weintaugliche Südhang wurde von Senftenberg nach Großräschen verlegt, der unterhalb der IBA-Terrassen bis zur Viktoriahöhe bereits mit Rebstöcken besetzt wur-

Hauptverwaltung der „Ilse Bergbau AG“

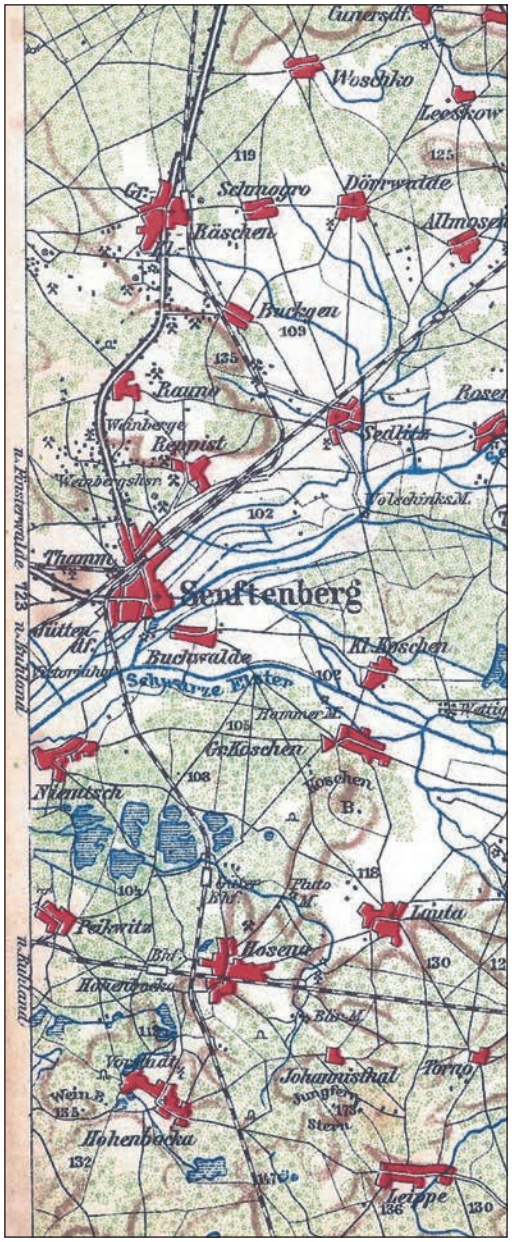
Sammlung (2) Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.

de. Der Weg mit dem Fahrrad ist auch nicht mehr so anstrengend wie früher, dafür aber etwas weiter. Um ihn wieder zu verkürzen, wäre eine Fähre von der Innenkippe zum Hafen Großräschen angebracht.

Den Bergleuten war bekannt, dass noch Oberflözkohle in Restpfeilern unter den Ortslagen Sauo und Großräschen-Süd und den Sicherheitspfeilern zwischen den Gewin-

nungsstätten des Oberflözes anstanden. Die vorhandenen bergmännischen Risswerke gaben darüber mit ausreichender Genauigkeit die notwendigen Informationen. Die Gewinnung der Vorräte von bis zu zwanzig Millionen Tonnen erfolgte entsprechend der technischen und technologischen Möglichkeiten durch Sonderbetriebe, dem Brückenverband und dem SRs 1500. Teilweise tauchte das Oberflöz bis in die Arbeitsebene des Brückenverbandes ab. Der Restpfeiler unter der Brikettfabrik „Tatkraft“ ist im Auslauf

des Tagebaus freigelegt und gewonnen worden, nachdem durch einen Sonderbetrieb der Bauschutt der Anlagen beräumt wurde. Die Belegschaft des Vorschnittbetriebes wurde auf diese Aufgabe vorbereitet, um zum Beispiel Schäden an Geräten und Bandanlagen weitestgehend zu vermeiden. Wir kannten die Lage der untertägigen Grubenbaue, aber nicht sehr präzise den Ausbau. Es war nicht im vollen Umfang bekannt, was zu erwarten war. Anfangs waren es die üblich mit



Holz ausgebauten Förderstrecken, auch die Spuren des Pfeilerbruchbaus waren noch zu erkennen. Erstaunlich war, dass das vor über 100 Jahren eingebaute Holz noch sehr kernig war und nach dem Rauben als Feuerholz Verwendung fand. Im Juli 1995 wurden dann, für uns überraschend und nicht in der Weise erwartet, sehr große und eindrucksvolle Streckensysteme freigelegt. Wir befanden uns in den Bereichen der Anfänge des Bergbaus mit den Schächten „Ilse“ und „Hugo“. Bei den freigelegten Bauwerken handelte es sich

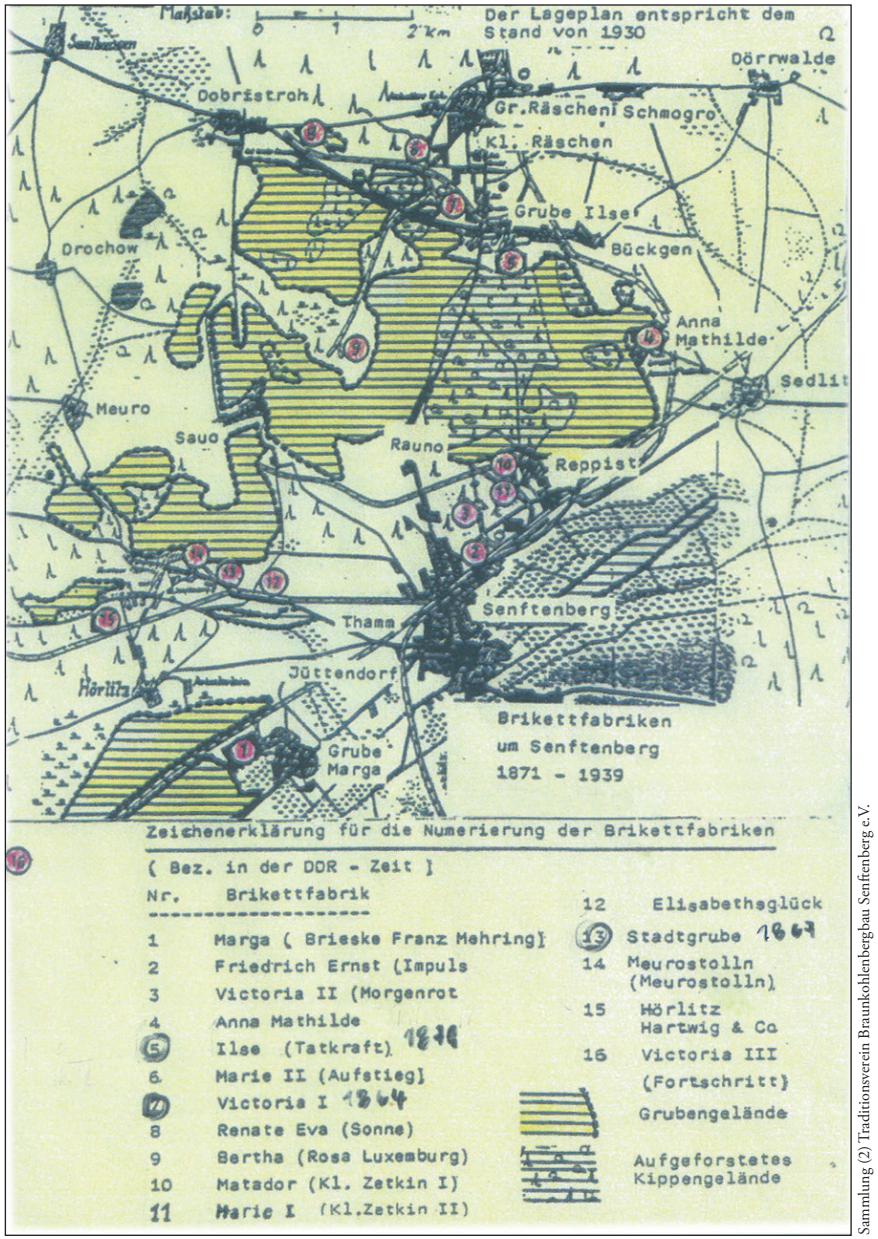
Sammlung (3) Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.

um die ehemaligen Hauptförderstrecken der Schächte, die später mit dem Übergang zum Tagebau und der Einführung der Kettenbahnen in der vorgefundenen Art ausgebaut wurden. Es waren tunnelähnliche Bauten, die von den Förderstellen des Baufeldes „Ilse“ über einige hundert Meter direkt zur Fabrik führten. Mit einer Firsthöhe von cirka vier Metern und einer Solbreite von über sechs Metern liefen hier zwei Kettenbahnen. In der Mitte befanden sich ein Schram für die Was-

serhebung nach über Tage und ein Laufgang. Besonders beeindruckend war die mit Klinkern und Formsteinen erfolgte Bauausführung der Tunnel und Nebengelasse wie Maschinen- und Pumpenräume. In den Gewölben der Kreuzungen fühlte man sich in eine Kathedrale des Mittelalters versetzt. Mit Staunen und Ehrfurcht vor den handwerklichen und gestalterischen Leistungen der Bergleute standen wir vor dem Bauwerk. Es ist für unsere Generation fast unverständlich, mit welchem Aufwand Bergleute diese ausschließlich zweckdienlichen Industriebauten ausführten.

Die Anlagen sind nach 1920 mit der Umstellung des Transportwesens auf den Zugbetrieb nicht mehr genutzt

worden. Für die Versorgung der Brikettfabriken sind Gleiszufahrten und Bunker für die Bevorratung mit Rohkohle gebaut worden. Ein markantes Bauwerk für die Umstellung war die Bunkerbrücke, die die Straße am Ilseberg vor der Kaiserkrone und dem Verwaltungsgebäude überspannte.



Sammlung (2) Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.

Das Kulturhaus in Plessa

Markus Kurth

Das Haus – Voraussetzung für seine Entstehung

Es war das Jahr 1953, als die „Deutsche Bauakademie“ in der DDR einen Schemaplan für Kulturhäuser publizierte, der eine Typisierung vorsah, welche einen kompakten axialsymmetrischen Baukörper in „würdiger, repräsentativer Gestaltung“ vorschrieb. Dieser Plan fügte sich damit in die Baudoktrin des Staates ein. Jene bestand in den 1950-Jahren darin, als Gegenstück zur im Westen idealisierten Moderne und Avantgarde, eine Architektur der nationalen Traditionen mit klassizistischen Stilelementen nach sowjetischem Vorbild zu errichten, jedoch auf deutsche Verhältnisse zugeschnitten und den ökonomischen Möglichkeiten Rechnung tragend.

Gesamtansicht

Das Haus – als Bauwerk

Auf der genannten Grundlage wurde der Bau des Kulturhauses Plessa vom VEB Kraftwerk Plessa als Bauherren und vom Architekten Erich Graf in den Jahren 1956 bis 1958 ausgeführt.

Nach seiner Fertigstellung hatte das Kulturhaus folgende Ausstattungsmerkmale: großer Festsaal, Foyer mit Garderobe

Eingangssituation

Fotos (3) Markus Kurth

für die Gäste, Gaststätte, kleiner Saal, drei Klubräume sowie diverse Nebenräume wie Kinotechnikraum, Garderoben für Künstler und sanitäre Anlagen. Das Haus wurde mit einem externen Bühneneingang ausgestattet. Dieser hatte mehrere Vorteile: Bühnenbilder konnten vorgefertigt angeliefert werden, Künstler und Politprominenz unbehelligt vom Publikum das Gebäude von hinten betreten und wieder verlassen.

Symbole im Brüstungsfeld

Die äußere Gestaltung entsprach der schon erwähnten Normung von Kulturhäusern, jedoch wurde bei der künstlerischen Fassadengestaltung auf lokale Gegebenheiten Rücksicht genommen. Dies geschah auch aus ideologischen Gründen, um den Besuchern eine Identifikation mit dem Haus zu vermitteln sowie eine regionale Wiedererkennung zu erreichen.

Die in den Brüstungsfeldern des Eingangsrisaliten eingelassenen Bergbau-

Figürliche Sgraffitos am Ostende des Nordflügels

Fotos (2) Markus Kurth

und Industriesymbole bringen dieses zum Ausdruck. Ein weiteres künstlerisches Fassadenelement befindet sich am Ostende des Nordflügels in Form von figürlichen Sgraffitos.

Die Innenausstattung, vor allem die des Foyers und des großen Saals sowie des Treppenhauses, sollte pompös und eindrucksvoll sein. Das wurde durch Lampen, Kronleuchter, Säulenformen, Treppengeländer sowie Vorhänge bewirkt, um nur einige Details zu nennen. Um die Wichtigkeit des Bauwerkes hervorzuheben, wurde ein exponierter ortsmittiger Standort gewählt.

Das Haus – gestern, heute und morgen

Auch wenn jeder einzelne Bewohner und Besucher der Region unterschiedliche Erinnerungen an Veranstaltungen zu „sozialistischen Zeiten“ hat, egal ob positive oder negative, auf jeden Fall sind sie persönlich und stellen somit einen Abschnitt des eigenen Lebens dar. Um diese Erinnerungen wach zu halten und auch um die Gegend nicht kulturell in einer Welt des Banalen und des oberflächlich Kommerziellen veröden zu lassen, engagiert sich eine Initiative von Bürgern im Plessaer Kulturverein e. V. für den Erhalt des Hauses. Durch die Arbeit des Vereins wurde ein Abriss des Gebäudes verhindert. Auch wurden dringende Erhaltungsarbeiten, die für einen kulturellen Weiterbetrieb nötig sind, in Eigeninitiative ausgeführt. Höhepunkt der Aktivität des Vereins war eine Konferenz zur Zukunft des Hauses am 18. November 2011. Das Echo dieser Veranstaltung war sehr nachhaltig und trug dazu bei, dass im Jahr 2012 die Deutsche Stiftung Denkmalschutz als Förderpartner gewonnen werden konnte. Dadurch wurde es nicht nur möglich zwei Außentüren originalgetreu zu ersetzen. Vor allem der denkmalschutzrechtliche Status des Gebäudes wurde neu bestimmt und offiziell nachbegründet. Dieses schafft bei einer jährlichen Nutzerzahl von 10 000 eine langfristige rechtliche Absicherung. Erwähnt seien auch die jährlichen Adventskonzerte des Künstlers Ludwig Güttler, mit denen er zum Erhalt des Kulturstandortes Plessa beiträgt. Bliebe den Plessaern und ihren Gästen noch viele kulturelle Veranstaltungen zu wünschen, frei nach dem Motto „Kulturhaus Plessa – ein Haus mit Zukunft“.

Foto Markus Kurth

Konferenz zur Zukunft des Hauses, am Rednerpult Pierre Wilhelm vom Plessaer Kulturverein e. V.

Quellen und Literaturhinweise

Hain, Schroedter, Stroux: Die Salons der Sozialisten, Kulturhäuser in der DDR, Christoph Links Verlag, Berlin 1996, ISBN 3-86153-118-6

Ulrich Hartung: Arbeiter- und Bauerntempel, DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre, Verlag Schelzky & Jeep, Berlin 1997, ISBN 3-89541-102-7

FAZ Feuilleton „Tanze mit mir in den Sozialismus hinein“ Rezension zu den erwähnten Sachbüchern, 03.12.1996, Nr. 282, Seite L16

Senftenberg, die einstige Bergarbeiterstadt – seit Jahrzehnten auch Fach- und Hochschulstandort

Jan Poppe

Die seit dem 19. Jahrhundert als Zentrum des Niederlausitzer Braunkohlenbergbau bekannte Stadt Senftenberg ist seit 1947 auch ein Standort der Fach- und Hochschulbildung. Zehntausende Männer und Frauen, darunter auch viele junge Leute aus anderen Staaten, haben seitdem in Senftenberg in den verschiedensten Fachrichtungen studiert und von hier aus den weiteren beruflichen Weg beschritten. Zu DDR-Zeiten waren es vor allem Betriebe und Kombinate der Kohlenindustrie, in denen die Absolventen tätig wurden.

Dort, wo zuvor noch Bauern ihre Felder bestellten und freie Flächen am Stadtrand für Bauvorhaben zur Verfügung standen, wurde etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts damit begonnen, das Hauptgebäude einer Bergbau-Ingenieurschule zu errichten und durch den Bau neuer Wohnhäuser entlang der damaligen Klettwitzer Straße Schritt für Schritt die Wohnbedingungen der Bevölkerung zu verbessern.

Im Laufe der Jahre hat sich nicht nur der Name der Schule mehrmals geändert, auch neu errichtete, moderne Lehrgebäude und

Die Tafel am Haupteingang der Hochschule Lausitz

Fotos (3) Jan Poppe

Altes und Neues sind auf dem Senftenberger Campus vereint. Hier der architektonisch gelungene Vorbau des Konrad-Zuse-Medienzentrums und das erste Gebäude des Schulkomplexes aus den 1950er Jahren

Labore, eine Mensa und Aula sowie Wohnheime für die Studenten trugen dazu bei, dass sich insgesamt die Bedingungen für das Studieren in Senftenberg zunehmend verbesserten.

In den 1990er- und 2000er-Jahren wurde auf dem Campus saniert und rekonstruiert, vor allem aber Neues gebaut. Hierzu zählen das Konrad-Zuse-Medienzentrum, das Biotechnologie-Laborgebäude und jüngst auch das Lehrgebäude für Physiotherapie und Medizintechnik.

In unmittelbarer Nähe des Campus befinden sich auch die 1959 als damals größte freitragende Mehrzwecksporthalle Europas errichtete *Niederlausitzhalle* sowie das 1966 fertiggestellte Senftenberger Planetarium mit seiner auffällig grünen Kuppel, die wie der kleine Turm der Schule besonders die Blicke auf sich lenkt.

Die Hochschule Lausitz an einem Frühlingstag im Jahre 2012. Das Anfang der 1950er-Jahre fertiggestellte Schulgebäude mit dem herausragenden Turm lenkt die Blicke ebenso auf sich, wie die zur selben Zeit entstandenen Wohngebäude und das 1966 eingeweihte Planetarium Senftenberg

Moderne Laborgebäude der verschiedenen Studienrichtungen bieten den Studenten bestmögliche Voraussetzungen. Hier zu sehen ist das Gebäude der Biotechnologie.

Fotos (4) Jan Poppe

Das Hauptgebäude – errichtet 1952 als „Bergingenieurschule Senftenberg“

Nachtrag: Am 1. Juli 2013 erfolgte die Neugründung der Brandenburgischen Technischen Universität mit den beiden Standorten Cottbus (bisherige Technische Universität) und Senftenberg (bis dahin Fachhochschule Lausitz)

Ein Großräschener Haus mit vielen Namen

Carmen Schulze

Hotel „Kunz“, Hotel „Huber“, Erlebnisgaststätte „Acksel“ und „Zur Altstadt“: viele Namen für ein und dasselbe Gebäude.

Ältere Großräschner wissen sicher sofort, wovon die Rede ist. Es befindet sich in der Rudolf-Breitscheid-Straße 10 und ist heute das Hotel und die Gaststätte „Zur Altstadt“. In seiner über 100-jährigen Geschichte wurde das Haus fast lückenlos als Hotel und Gaststätte genutzt.

1900 kaufte Robert Huber das damalige Hotel „Kunz“ in Großräschen und die Stehbierhalle „Rebuhr“ (heute Teppichhaus). Robert Huber war Fleischer und Kantinenwirt und später Hotelier in Rauno und Großräschen. Er lebte von 1879 bis 1929. Nach seinem Tode führte seine Tochter Charlotte Huber (verh. Socher) das Hotel nebst Gaststätte weiter. Sie ließ sich 1936 von Georg Socher scheiden und heiratete den Hutmacher Karl Acksel. Aus diesen beiden Ehen gingen die Söhne Gerhard Socher und Ulrich Acksel hervor. Karl Acksel fiel im Krieg. Nach dem Krieg war von 1945 bis 1948 die russische Kommandantur in diesem Haus untergebracht.

Nachdem diese das Haus 1948 verlassen hatte, verpachtete Charlotte Acksel das Haus und die Stehbierhalle an Stanislaw

Im Gasthaus Brzezicha. Bildmitte Stanislaw Brzezicha, rechts außen seine Frau

Ansichtskarte vom Hotel Kunz in Großräschen

Sammlung (3) Familie Brzezicha

Ansichtskarte vom Hotel Kunz in Großräschen

Brzezicha (genannt Stacho), welcher zusammen mit seiner Frau die Gaststätte 17 Jahre lang betrieb und dann in Rente ging.

Am 03. Oktober 1965 übernahm Ulrich Acksel gemeinsam mit seiner Frau Karin das gesamte Anwesen. Die Stehbierhalle verkaufte er in den 1960er-Jahren an die Familie Erich Böbel, die dort ein Farbengeschäft eröffnete.

Foto Rolf Radochla

Ulrich Acksel in Aktion bereitet ein brennendes Getränk vor, als am 8. Februar 1969 Schlosserlehrlinge des Braunkohlenwerkes gemeinsam mit einer Gruppe angehender Friseurinnen das Bergfest ihrer Ausbildung feierten

Ulrich Acksel aber schuf dort die erste und einzige Erlebnisgaststätte der DDR. Aus dem gesamten Land kamen die Leute mit Bussen angereist, um das außergewöhnliche Ambiente des Hauses Acksel, das selbst durch den Gastwirt dargebotene

Sammlung (2) Carmen Schulze

Ansichtskarten von der Erlebnisgastronomie des Gasthauses Acksel

Unterhaltungsprogramm und die ausgefallenen Speisen auf sich wirken zu lassen.

Dadurch wurde der Name Großräschen in der ganzen Republik bekannt. Um eine Karte für solch eine Abendveranstaltung zu erlangen, musste man fast zwei Jahre vorbestellen, so groß war der Andrang.

Sogar das DDR-Fernsehen mit dem „Außenseiter-Spitzenreiter"-Team stattete dem Gastwirt einen Besuch ab, um in der Sendung davon zu berichten.

Im März 1987 endete die Ära Acksel, bedingt durch einen Herzinfarkt des Gastwirtes. Ulrich Acksel zog danach in die Rosenstadt Forst. Das gesamte Anwesen wurde an den VEB Mikroelektronik „Robert Harnau" Großräschen verkauft, welcher es zu einer Betriebsgaststätte umbaute, die dann im Jahr 1989 eröffnet wurde.

Mit der Schließung des Werkes nach der Wende ging das Anwesen in den Besitz der Treuhand. Danach hatte es verschiedene Betreiber, seit 20 Jahren wird es aber von dem heutigen Gastwirt bewirtschaftet. Es wird nach wie vor als Gaststätte mit Hotel genutzt und bietet auch Räumlichkeiten für Vereins- oder Familienfeiern. Die Gästezimmer laden zu einem Besuch nach Großräschen ein, um vielleicht auch das neue Lausitzer Seenland zu erkunden.

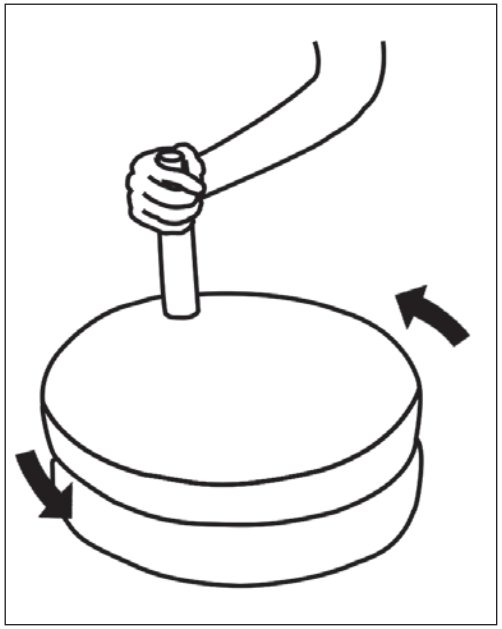
Foto Rolf Radochla

Abbildung aus dem Jahre 2013: Hotel „Zur Altstadt"

Glück zu!
Windmühlen in und um Senftenberg

Sandra Mähl

In der Lausitz beginnt die Geschichte der Mühlen, die eine Drehbewegung ausführen, bereits vor circa 3 000 Jahren, als die Menschen mit handbetriebenen Drehmühlen arbeiteten. Sie versahen dabei den sich oben befindenden Läuferstein mit einem Griff und bewegten diesen über den Bodenstein. Diese Erfindung bot nach dem mühevollen Hin- und Herreiben auf einer Handreibe eine deutliche Arbeitserleichterung.



Beispiel für eine Drehmühle (Grafik: Sandra Mähl)

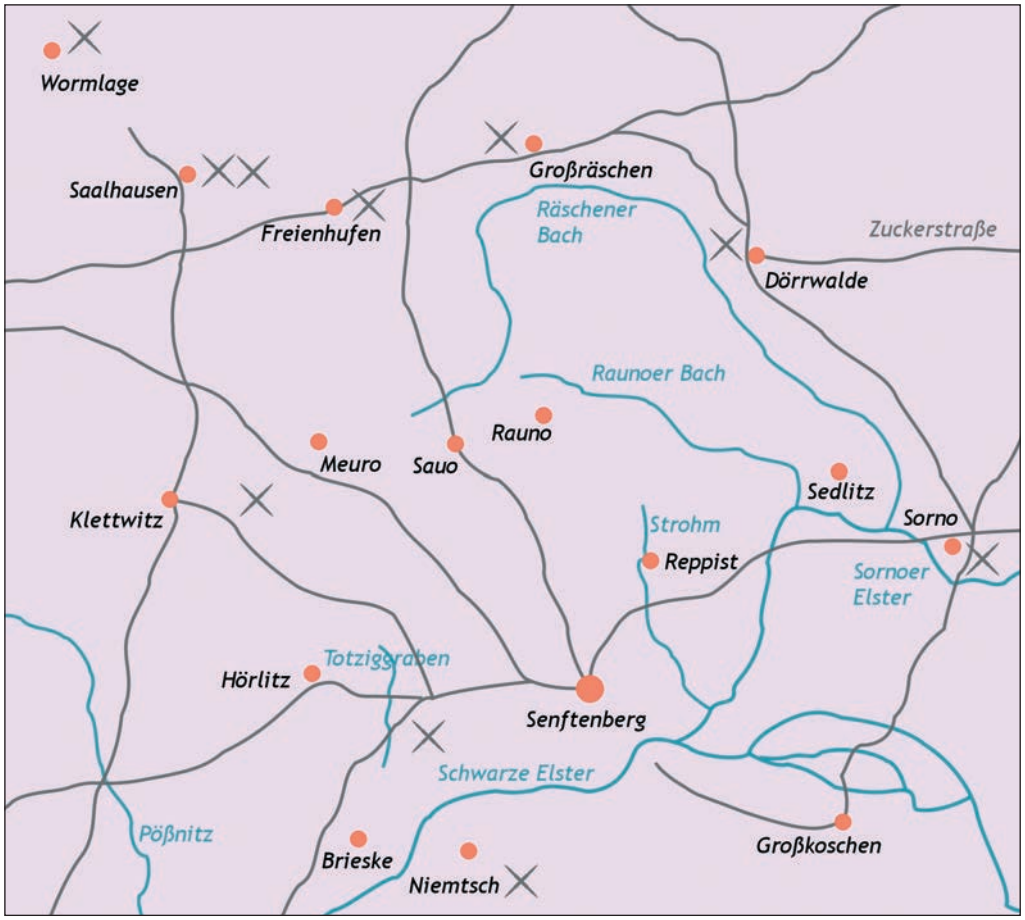
Vor rund 1 000 Jahren kamen die ersten Wassermühlen in das heutige Sachsen, ab dem Jahr 1144 sind sie auf dem brandenburgischen Gebiet und ab dem 13. Jahrhundert in der Elbe-Elster-Gegend nachweisbar. Die erste Erwähnung einer Wassermühle im Landkreis Oberspreewald-Lausitz datiert auf das Jahr 1403. Es handelt sich dabei um die noch heute existierende Alte Mühle in Zwietow bei Altdöbern. Im Gebiet um Senftenberg waren die Hammermühle bei Großkoschen sowie die Wettigmühle in Kleinkoschen, die 1408 bzw. 1410 erstmals schriftlich belegt wurden, die frühen Wassermühlen.

Im Vergleich dazu verbreiteten sich die hiesigen Windmühlen, wie auch in anderen Teilen Deutschlands, mit einiger Verzögerung. Die erste Vertreterin Brandenburgs stammt aus dem Jahr 1303 bei Jüterbog. Zur Klosterherrschaft Dobrilugk (heute: Doberlug-Kirchhain) gehörte 1373 eine Windmühle.

In der darauf folgenden Zeit entstanden nun auch Windmühlen im Amtsbereich Senftenberg. Haensel (1996) führt unter Verweis auf das Mühlbuch von 1609 über dreißig

Foto Sandrs Mähl

Holländerwindmühle Dörrwalde, erbaut Mitte des 19. Jahrhunderts (2013)



Stark vereinfachte Darstellung ausgewählter Windmühlenstandorte nahe Senftenberg im Jahr 1757 (Grafik: Sandra Mähl; nach Schenk (1757), mit freundlicher Unterstützung des Stadtarchivs Senftenberg

Wasser- und neun Windmüller namentlich an. Zu Letzteren zählten u.a.: „Hans Krüger zu Großreschen[,] Mattes Schloder von Dörrwalde[,] Windmüller zu Sedlitz, Metag genannt[,] Windmüller zu Meuro, Laux [Lucas, Anm. der Autorin] Schlomust[.]“ Zwischen 1711 und 1742 existierten insgesamt zehn Windmühlen im Amt Senftenberg. So verfügten unter anderem auch die heutigen Senftenberger Ortsteile Niemtsch und Sedlitz, der ehemalige Vorort Jüttendorf, die mittlerweile devastierten Dörfer Sauo und Wendisch Sorno sowie die Stadt Senftenberg selbst über diese umhausten Maschinen. Der Karte aus dem Jahr 1757 ist die weitere Entwicklung zu entnehmen. Die Zahl der Windmühlen ist kaum gestiegen.

In dem ehemaligen Kreis Calau, zu dem auch ein Teil des heutigen Kreises Oberspreewald-Lausitz zählt, gab es 1820 insgesamt 89 Wasser- und 64 Windmühlen. Bis zum Jahr 1860 war noch ein Anstieg der jeweiligen Zahlen auf 113 bzw. 71 zu erkennen. In der darauffolgenden Zeit nahm die Bedeutung der Mühlen infolge der Industrialisierung stetig ab. Oftmals übernahmen nun Dampfmaschinen und Motoren die Aufgabe des Windes. Demgemäß war nun ein wirtschaftlicher, vom Wetter unabhängiger und schneller Betrieb möglich. Anfang des 20. Jahrhunderts nutzten immer mehr Müller im Raum Senftenberg die Elektrifizierung für sich. Dies bedeutete jedoch auch, dass industrielle Großmühlen mit mehr Kapazitäten die Kleinmühlen langsam ablösten.

Während der beiden Weltkriege wurden in weiten Teilen Deutschlands Windmühlen zerstört. Der Brennstoff für das Betreiben einer Motormühle war knapp und die Stromleitungen und Transportwege teilweise abgeschnitten. Die Versorgung der Menschen musste daher aus der näheren Umgebung erfolgen. Zu diesem Zweck wurden bereits stillgelegte oder nicht funktionstüchtige Windmühlen wieder nutzbar gemacht. Allerdings stieg auch dadurch die Zahl der Windmühlen im Kreis nicht mehr an. Von 1937 bis 1940 sank sie von 15 Exemplaren auf acht. Zwanzig Jahre später gab es schließ-

lich nur noch drei Windmühlen. Im Jahr 2000 waren zwar noch vier Mühlen aktiv, wobei sie allesamt Wassermühlen waren.

Bisher konnten für den Landkreis insgesamt 269 Mühlen, davon 166 Wasser- und 103 Windmühlen ermittelt werden. Dabei ist zu bemerken, dass die Forschungen im Süden des Kreises noch nicht abgeschlossen sind, sodass sich das Ergebnis noch verändern könnte.

Aus diesem kurzen Einblick wird deutlich, dass die Zahl der Wassermühlen jene der Windmühlen um einiges überstieg. Obwohl die Niederlausitz mit ihrer ebenen Landschaft auch für Windmühlen geeignet war, nutzten die Menschen doch vielmehr das Wasser. Dafür bot der Standort Senftenberg mit der Schwarzen Elster und ihren Nebenflüssen wie der Pößnitz, dem Räschener Bach, dem Raunoer Bach, dem Totzig-Graben, dem „Strohm“ bei Reppist sowie der Rainitza sehr gute Voraussetzungen.

Quellen

Jentsch, Helmut: Die historischen Mühlen zwischen Spreewald und Niederlausitzer Landrücken. Der Blick in die Geschichte Heft 4, herausgegeben vom Kreismuseum Senftenberg. Zinnitz, Großräschen, 2000

Woitzik, Manfred: Wer zuerst kommt – mahlt zuerst. eine Kulturgeschichte der Mühlen im Landkreis Elbe-Elster. Begleitbroschüre zur Mühlenausstellung. herausgegeben vom Landkreis Elbe-Elster. Herzberg/Weimar (o. J.)

Haensel, Christoph: Wasser- der wichtigste Landschaftsgestalter der Lausitz. in: Förderverein „Bergbaufolgelandschaften Lausitzpark“ e.V. (Hrsg.): Stadt Wüste Land, Bergbaufolge-Landschaften, o. O., 1996

Fröde, Edelgard und Wolfgang: Windmühlen. Energiespender und ästhetische Architektur. Köln, 1981

Schon mal gesehn?

Heimatblicke von Hans Hörenz

Das Windrad am Lausitzring

2012 in Betrieb genommen, zählt die neue Windenergieanlage mit ihrer Gesamthöhe von 198,45 Metern zu den leistungsstärksten in Europa. Beeindruckend sind die Daten dieser modernen Anlage vom Typ E 126, die hier mit einem Kostenaufwand von rund 15 Millionen Euro errichtet wurde und eine installierte elektrische Leistung von 1,5 Megawatt hat. Während der unterste Ring des Beton-Turmes einen Durchmesser von stattlichen 14,50 Metern besitzt, verringert sich der oberste auf 4,50 Meter. Nur wenigen, vor allem den Spezialisten und Monteuren, ist es möglich, sich innerhalb des Turmes bis in die Nabenhöhe (134,95 Meter) zu begeben. Von dort kann man weit in das brandenburgische und sächsische Land blicken. Die Reisegesellschaften haben den Hinweis auf das bedeutsame Bauwerk längst in die Unterlagen für ihre Reiseleiter oder Omnibusfahrer aufgenommen. Dabei bleibt nicht unerwähnt, dass vor noch nicht allzulanger Zeit die hohen Schornsteine der Brikettfabriken, Kraftwerke und anderer Industrieanlagen das Gesicht des Lausitzer Reviers prägten, während jetzt zunehmend im Niederlausitzer Land Windkraftanlagen zu sehen sind.

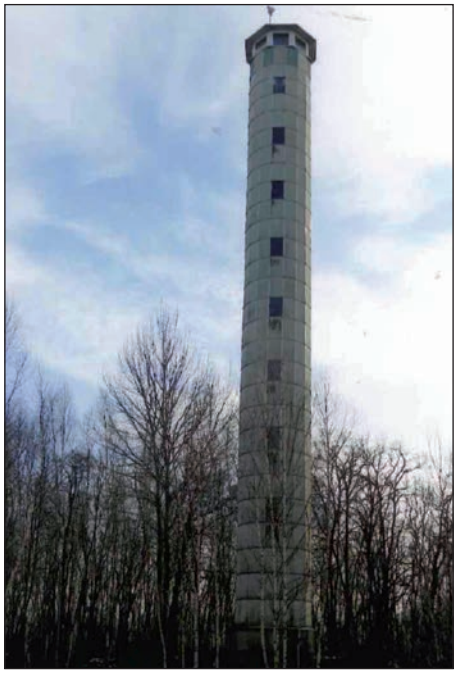
Foto Hans Hörenz

Die weltgrößte Windenergieanlage ihrer Art auf dem „Grünen Lausitzring“ Ein Wahrzeichen in der Senftenberger Region

Schon mal gesehn?

Heimatblicke von Jan Poppe

Der Feuerwachturm nahe Sedlitz



Seitdem vor einigen Jahrzehnten zwischen Reppist und Sedlitz, an den Eisenbahnlinien Senftenberg-Lübbenau und Senftenberg-Cottbus sowie dem damaligen Braunkohlentagebau Meuro der 32 Meter hohe Feuerwachturm errichtet wurde, hat sich die Landschaft ringsum wesentlich verändert. Ganz in der Nähe des Turms, wo ein großer Findling an die ehemalige Ortschaft Anna-Mathilde erinnert, füllt sich zusehends der Großräschener See mit Wasser.

Das wird reizvolle Gegend für Wanderungen, Spaziergängen und wassersportliche Betätigung. Zukünftig wird Sie immer mehr auf Bewohner der Region und Touristen anziehend wirken.

Ein Blick von dem in schmaler Gestalt emporragenden Feuerwachturm, von dem aus bei klarer Sicht der Hutberg bei Kamenz oder die aufsteigenden „Wolken“ des Kraftwerks „Schwarze Pumpe“ ebenso wie der Lausitzring, der Windkraftpark bei Klettwitz oder die IBA-Terrassen und die „Viktoriahöhe“ in Großräschen deutlich zu erkennen sind, wird aber weiterhin nur den Mitarbeitern der Forstwirtschaft vorbehalten bleiben.

Während hier noch vor reichlich einem Jahrzehnt bei Waldbrandwarnstufen die Forstwirte zum Einsatz kamen, beim Besteigen immerhin 140 Treppenstufen, dazwischen 11 Podeste, zu bewältigen hatten und Fernglas, Gradmesser und Telefon ihr unentbehrliches Arbeitsgerät waren, sorgen seit 2003 installierte Kameras und anderes elektronisches Gerät dafür, dass Brände und Feuer erfasst und die Bilder einer Zentrale der zuständigen Forstwirtschaftsbehörde weitergegeben werden.

Fotos (3) Jan Poppe

Alte Wege – Neue Kenntnis

Kirche, Dorfkrug und Dorfteich in Freienhufen, einst Dobristroh

Hans-Udo Vogler

Es ist der 21. April 1945. Die Soldaten der Roten Armee kommen auch nach Freienhufen. Ihr Befehl ist es: „Schnell zur Autobahn!“ Doch der Kommandant der Truppe ist ganz aufgeregt. Hat er den Weg verfehlt? Die Truppen sind nicht auf der heutigen Hauptstraße, der B 96, eingerückt, sondern auf der Parallelstraße, der heutigen Dobristroher Straße. Auch die Freienhufener hatten nicht damit gerechnet, dass die Russen diesen „Nebenweg“ nehmen. Auf der Karte der Russen dagegen war der Weg genau vermerkt, und die Soldaten hatten sich auch nicht geirrt. Dazu kam außerdem, dass sie sich in Freienhufen befanden und nicht in Dobristroh, wie es in ihrer Karte stand. Der Kommandeur konnte nicht verstehen, wieso dies so ist. Hermann Melisch, der damalige Bürgermeister, hatte alle Not, um der Truppe klar zu machen, dass sie schon richtig in Dobristroh seien, das aber jetzt Freienhufen hieße. Dazu wunderte er sich gar nicht so sehr, dass die Russen nicht auf der heutigen Hauptstraße eingerückt waren, sondern auf dieser Nebenstraße; denn das war doch die alte Handelsstraße, die ins Zentrum des Dorfes führte. Der russische Kommandeur hatte eine alte Karte und war mit seiner Truppe auf diesem einst so wichtigen alten Weg in den Ort gekommen.

Selbst eingesessene Freienhufener fragen sich bis heute, wieso kam die Rote Armee nicht auf der Hauptstraße? Dort hingen doch auch die weißen Bettlaken. Die Dobristroher Straße war jedoch durch Jahrhunderte gar keine „Nebenstraße“, sondern sie war eine alte Handelsstraße, die von Breslau über Sagan, Muskau, Spremberg, Räschen, Dobristroh, Sallgast, Finsterwalde, Dobrilugk, Torgau, Leipzig, Halle nach Lüneburg führte. Schon vor der alten Römerzeit gab es Handelswege zwischen Ost und West sowie Nord und Süd. Die Römer hatten zum Beispiel großen Gefallen am Bernstein. Daher haben sie auch eine Straße bis an die Ostsee zum heutigen St. Petersburg benutzt. Das waren die so genannten Bernsteinstraßen. Später spielte im Handel das Salz eine große Rolle. Von Lüneburg nach Nord, Süd, Ost und West wurde es gebracht. So bekamen die Wege einen neuen Namen: „Salzstraßen“. Sie führten – wenn sie auf eine Ortschaft trafen – in der Regel mitten hinein in das Zentrum des Dorfes. Die alten wendischen Siedlungen waren meist in Hufeisenform gebaut, und es gab nur einen Weg in die Mitte des Dorfes. So auch in Freienhufen. Die alte Handelsstraße, die heutige „Dobristroher Straße“, führt bis ins „Zentrum“, wo sich drei wichtige Punkte des Ortes befinden: die Kirche, der Dorfkrug und der Teich.

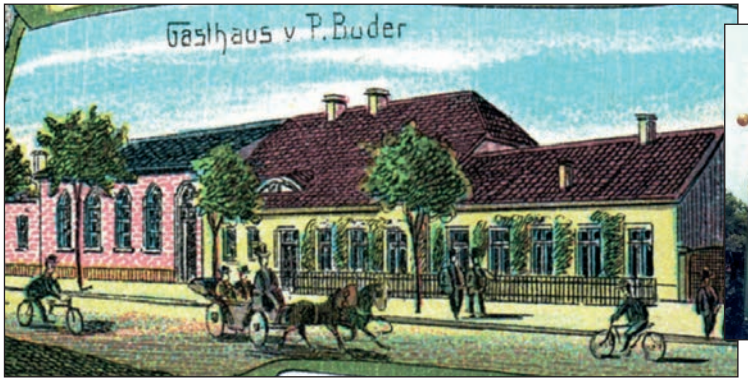
Dorfanger und Dorfstraße Dobristroh

Dorfteich mit Kirche Dobristroh

Sammlung (2) Hans-Udo Vogler

Alle drei Stellen hatten ihre entscheidende Bedeutung. Am Dorfteich konnten

sich die Gespannpferde erholen und ihren Durst löschen. Sie wurden zuerst versorgt; denn es galt der alte Grundsatz: „Erst das Pferd und dann der Reiter!“ Aber auch die Menschen hatten vom Teich ihre Vorteile. So wurde später zum Beispiel im Winter das Eis aufgeschlagen und in den extra dafür angelegten Eiskeller beim Krug gebracht, mit viel Stroh bedeckt, sodass man im Sommer Kühlung für leicht verderbliche Speisen hatte. Ansonsten löschten natürlich die Fuhrleute ihren Durst im Dorfkrug und fanden Ruhe und Verpflegung dort. Selbst auf Übernachtungen war man eingestellt. Der Dorfkrug war nicht aus Holz gebaut, wie die anderen Häuser im Dorf, sondern aus Stein und hatte nebenbei Stallungen und kleine Scheunen. Reste davon waren bis nach 1945 noch vorhanden. Der Dorfkrug war ein Mittelpunkt des Ortes. Man erfuhr Neuigkeiten und konnte selbst eventuell auch Waren kaufen oder eintauschen. Daher war auch der „Krüger“ eine besondere Person des Dorfes. Es fällt auf, dass Dobristroh relativ „wohlhabend“ war. So wurden in der Kirche kurz nach dem 30-jährigen Krieg zuerst ein wertvoller Schnitzaltar (1657) und etwas später eine Kanzel (1689) aufgestellt. Der Krüger des Dorfes stiftete eine Taufschale (1683), deren gravierter Rand bis heute erhalten und in die Abdeckung des Taufsteines eingearbeitet ist. 1602 kaufte sich der ganze Ort von den Hand- und Spanndiensten für das Kloster Dobrilugk frei. Dies wurde durch eine spätere Zahlung aus dem Jahr 1620 befestigt. 1663 wurden die Einwohner von Dobristroh und Barzig zur Rechenschaft gerufen, weil sie nicht zum Dienst bei der „hohen Jagd“ erschienen waren. Sie beriefen sich auf den Freikauf und stellten fest, dass sie dem Krüger, der die Jagdrechte im Ort hat, also die so genannte „niedere Jagd“ (Hasen, Füchse und so weiter), selbstverständlich ihre Dienste geleistet hätten. Der Krüger war also ein angesehener Mann, der unter anderem auch Jagdrechte besaß. Das kurfürstliche Amt in Meißen, zu dem Doberlug gehörte, legte aber den Freikauf so aus, dass dies nur die Befreiung von den Abgaben und Wirtschaftsdiensten sei, aber nicht die von der „Untertanenpflicht“ bei der „hohen Jagd“ (Hirsche und so weiter), die dem Landesherrn oder seinen Beauftragten zustanden. Die Dobristroher gaben klein bei und versprachen in Zukunft auch



Dorfkrug Dobristroh 1910 (Alte Postkarte)

Sammlung Norbert Jurk

Dorfkrug Freienhufen mit Zunpftzeichen

Sammlung (3) Hans-Udo Vogler

Stallgebäude am Dorfkrug Dobristroh

bei der hohen Jagd ihre Dienste trotz des Freikaufes zu leisten. Der Freikauf hatte aber noch einen anderen „Haken“. Solange ein Ort einer Herrschaft untertan war, mussten seine Einwohner Frondienste (Herrendienste) leisten. Im Gegenzug war aber die Herrschaft verpflichtet, für den Schutz der Menschen einzustehen. Dies geschah mehr oder weniger gut. An den alten Handelsstraßen bauten viele Ritter Burgen zum Schutz der Fuhrleute, aber auch zum Schutz benachbarter Dörfer. Sie stellten Begleitpersonal zur Verfügung, um vor Räubern und Überfällen zu schützen. Dafür erhoben sie dann „Geleitzölle“, die die dadurch entstehenden Kosten abdecken sollten, aber auch besonders dem Bau von Brücken auf diesen Wegen dienten. Es war also eine Art „Maut“, die erhoben wurde. Dobristroh hatte sich zwar von den Abgaben frei gekauft, aber jetzt musste der Ort für seine eigene Sicherheit sorgen und dafür bezahlen, jährlich 36 Thaler und 30 Scheffel Hafer.

Auch schon damals versuchten die Menschen die „Maut“ zu umgehen. So wurden die Ritter im Mittelalter schnell selbst zu „Raubrittern“, die Fuhrleute schlugen „Nebenwege“ ein, um dem Geleitzoll zu entgehen und einige Ortschaften kassierten „illegal“ die Fuhrleute ab. Auch der Krüger von Dobristroh scheint letzteres ausgeübt zu haben. Historisch lässt sich das für Freienhufen (Dobristroh) nicht eindeutig belegen, aber aus gewissen Bemerkungen in den historischen Unterlagen und aus der Tatsache, dass der Krüger des Ortes relativ wohlhabend und spendabel war, kann man es schlussfolgern.

Der dritte bedeutungsvolle Ort im Dorf, die Kirche, spielte eine doppelte Rolle. Einmal war sie natürlich ein Ort der Besinnung, des Gebetes und der Ausübung des Glaubens. Das Dorf bot also neben leiblicher auch „geistliche Nahrung“ an. Der Ort sorgte für Leib und Seele! Dann hatte aber die Kirche, gerade in Dobristroh, noch eine zweite und äußerst wichtige Bedeutung. Gerade weil das Dorf an einer Handelsstraße lag, war die Gefahr auch sehr groß, dass Diebe und Räuber die Einwohner überfallen, ausrauben und plündern konnten. Wie gesagt hatte die Herrschaft auch die Verpflichtung des Schutzes ihrer Dörfer und Menschen. Seit 1279 hatte aber das Kloster Dobrilugk die Herrschaft über Dobristroh. Wie sollten die Mönche des Klosters die Menschen in einem Dorf an einer Handelsstraße circa 30 Kilometer entfernt schützen? Ihr Auftrag war doch nicht Kampf und Gewalt. Es ist beachtlich, dass gleich nach dem Herrschaftswechsel des Dorfes vom Ritter zu Schlieben an das Kloster mit dem Bau einer Kirche begonnen wurde und bereits sechs Jahre später, also 1285, diese fertig erbaut war. Dann muss man sich die Mauern der Freienhufener Kirche nur ansehen: Meterdick! Die ursprünglichen Fenster waren klein und schmal, wie es noch am Turm heute zu erkennen ist. Die Kirche war nicht nur ein Gebets- und Meditationsraum, sondern eben auch ein Schutzraum. Sie war eine „Wehrkirche“, in der die Einwohner Zuflucht fanden, wenn Räuber und Plünderer die Straße entlang kamen. Die Häuser waren mit Schilf gedeckte Holzbauten; die Kirche aber war aus Stein und daher ein sicherer Zufluchtsort auch gegen Brandschatzung. Die Wehrkirchen zeigen, dass der christliche Glaube nicht nur eine geistliche und geistige Angelegenheit war, sondern auch eine ganz starke soziale und diakonische. So flüchteten die Menschen selbst mit einem Teil ihrer Habe, wie Bettzeug, Gans, Ziege und ähnlichem in die Kirche, um zu überleben. Diese Kirchen sind ein Ausdruck der bekannten Liedstrophe: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ oder des Bibelwortes: „Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen!“

Foto Rolf Radochla

Kirche Dobristroh (Freienhufen)

Motorsport im Glückauf-Stadion

Joachim Pendziwiater

Nachdem wir im vorjährigen „Kippensand“ etwas über die Geschichte des Glückauf-Stadions erfahren haben, wollen wir uns einer Sportart widmen, die in einem Fußballstadion nicht alltäglich ist – dem Speedway, einer Bahnsportart, die auf flachen Ovalbahnen mit Spezialmotorrädern gefahren wird. Jeweils vier Fahrer treten im Punktesystem gegeneinander an. Der Sieger erhält drei Punkte, zwei und einen die Folgenden, keinen der Letzte. Es werden soviel Rennen gefahren, bis jeder Teilnehmer einmal gegen alle anderen Fahrer gestartet ist. Bei diesen Rennen sind Spezialmotorräder bis 500 Kubikzentimeter im Einsatz. Im Gegensatz zu den anderen Motorsportarten wird hier nicht mit handelsüblichen Kraftstoff sondern mit umweltfreundlichem Methanol gefahren.

Sammlung Joachim Pendziwiater

Die Siegermannschaft beim Weltmeisterschaftslauf von 1966 im Glückauf-Stadion: G. Schelenz (MC Meißen), G. Bülau, H.-J. Fritz (MC Güstrow), G. Uhlenbrock (MC Dynamo Rostock), J. Dinse (MC Meißen)

Weil auf den Bahnen immer linksherum gefahren wird, tragen die Fahrer am Stiefel des linken Fußes eine angeschnallte Stahlsohle, da dieser wegen des besonderen Fahrstils in den Kurven auf der Erde gleitet und für spektakuläre Driftwinkel sorgt. Zur besseren Unterscheidung für die Zuschauer werden die Helme der Fahrer, entsprechend der jeweiligen Bahn, mit einem roten, weißen, grünen und gelben Überzug gekennzeichnet.

Der motorsportliche Höhepunkt auf der Briesker Bahn war der Lauf zur Mannschaftsweltmeisterschaft am 31. Juli 1966, in der sich die DDR-Auswahl für die Zwischenrunde qualifizieren konnte. Der polnische Sportsfreund Libor war der letzte Sieger auf unserer schönen Speedway-Bahn. Speedway-Stimmung gab es noch einmal bei den Feierlichkeiten zum Jubiläum „100 Jahre Grube Marga“, als auf dem Markt in Brieske einige Sportfreunde auf original Speedway-Maschinen Demonstrationsrunden drehten. Mit dem Pro-Tec-Cup, einer populären Serie im Eisspeedway, wurde in der Region nach 39 Jahren wieder Werbung für diesen interessanten Sport betrieben.

Quelle: MC Senftenberg. Programmhefte

Senftenberger Kinogeschichte

Horst Zenzius

Es war einmal ...
In Senftenberg gab es die Familie Wilhelm Petsch, die im Dezember 1912 das erste Kino mit 350 Sitzplätzen eröffnete, das „Passage-Theater“. Sie hatte es selbst erbaut und auch die notwendige Energieversorgung dafür mit einem Generator geschaffen, denn erst 1919 erfolgte der Aufbau eines örtlichen Stromverteilungsnetzes in Senftenberg.

Damals gab es noch keinen Filmton, es war die Zeit des Stummfilms. Der wurde mit einer handbetriebenen Apparatur abgespielt, die später mit einem Hilfsmotor ausgestattet wurde. Aber die technische Weiterentwicklung nahm ihren schnellen Lauf und kostete den Kinobetreiber sehr, sehr viel Geld. In der Erinnerungen von Wilhelm Petsch wurden jene zwei Kinojahre jedoch als schön und erfolgreich bezeichnet.

Als der Erste Weltkrieg 1914 begann, mussten die Menschen jeden Pfennig umdrehen, auch die Senftenberger. Der Kinoeintritt betrug damals 0,50 und 0,80 Reichsmark. Doch im Kriegswinter genügten drei bis fünf Briketts als Eintritt, denn auch

Foto Horst Zenzius

Kino „Passage-Theater“ im letzten Zustand vor dem Abriss

Herr Petsch hatte Probleme, das Kino warm zu halten, da Geld knapp und später, durch Inflation bedingt, wertlos war.

1917 wurde die Universum Film AG (UFA) gegründet. Sie übernahm das Kinomonopol und gleichzeitig die Filmproduktion, den Verleih und die Musikverlage. Solche Filme wie „Es gab nur einen deutschen Rhein“ und die Wochenschauen wurden bereits damals als Kriegspropagandafilme produziert.

Nachdem der Erste Weltkrieg zu Ende war, musste eine weitere Durststrecke überwunden werden. Denn in der Filmtechnik wurde weiter an der Einführung des Tonfilms geforscht, der den Stummfilm ablösen sollte. Gleichzeitig entstand bereits zu dieser Zeit ein harter Konkurrenzkampf mit den USA. Der Stummfilm verteidigte durch Begleitmusik mit Klavier und Geige seine Position. 1924/1925 stiegen mein Vater Walter Zenzius und mein Onkel Fritz Zenzius bei Familie Petsch mit ein. Sie begleiteten die Stummfilme mit passender Musik auf Klavier und Geige. Der Besucherandrang steigerte sich, und alles lief auf vollen Touren. Das Interesse wuchs. Aus diesem Grunde wurde 1920 in Senftenberg ein zweites Kino in der Moritzstraße (heute Straße der Jugend), die „Unionslichtspiele“, eröffnet. Bereits 1923 eröffnete eine weitere Spielstätte als Saalkino ihren Betrieb mit circa 200 Plätzen in der Gaststätte „Weintraube“ in der Victoriastraße und 1925 in der Klettwitzer Straße 34 in

der Gaststätte „Reichsadler“, ebenfalls mit 200 Plätzen. In diesen Spielstätten wurde nur tageweise gespielt.

Zu diesen Kinospielorten gesellte sich 1928 ein weiterer moderner Kinoneubau am Neumarkt, das „Capitol-Kino“ mit 350 Plätzen, unter der Leitung von Wilhelm Plückhahn. Später wurde es von den Familien Bauer und Backhausen geführt. Damit begann ein harter Wettbewerb, wenn man bedenkt, dass Senftenberg zu dieser Zeit etwa 17 500 Einwohner hatte. Die Auswahl der Filme sowie Qualität und Service der Kinoveranstaltungen spielten also zu dieser Zeit schon eine Rolle. Damit war es in Senftenberg nicht langweilig, wenn man die Anzahl der vielen Kinos, Kneipen und Gaststätten mit einbezieht.

Es begann ein Kampf um die Tonfilmentwicklung. So wurden Filme wie „Die Fledermaus“ und tragische Streifen mit Henny Porten und Greta Garbo bereits mit Begleitmusik auf Schallplatten produziert.

Die Deutsche Wirtschaft war angeschlagen, dennoch setzte sich Ende der 1920er-Jahre der Tonfilm durch, was die Kinobesitzer dazu zwang, in die neue Technik zu investieren. Die ersten Tonfilme waren „Land der Liebe“, „Der unsterbliche Lump“, „Atlantic“ und andere. Bekanntere Produktionen in jener Zeit waren: „Die Drei von der Tankstelle“, „Der Kongress tanzt“ und „Ein Walzer für dich“. Im Jahre 1929 hatte sich der Tonfilm endgültig durchgesetzt. Zu dieser Zeit kam auch der erste Farbfilm „Frauen sind doch bessere Diplomaten“ zur Aufführung.

In dieser Zeit übernam die NSDAP die Macht in Deutschland, das sogenannte Dritte Reich brach 1933 an. Die Nazis setzten

Sammlung Rolf Radochla

die Wirkungen der Filmkunst zunehmend für Ihre Propagandazwecke ein. Die Spielpläne in den Kinos änderten sich. Filme wie „Blutsbrüder“, „Der große König“, „Hitlerjunge Queck“, „Bismarck“ und ähnliche wurden nun gespielt. Die UFA erreichte im Dienste der Machthaber einen weiteren Höhepunkt ihrer Entwicklung. Mit der Gründung der Reichsfilmkammer wurden die Filmindustrie und ihre Akteure „gleichgeschaltet“ und den filmpolitischen Zielen der braunen Diktatur untergeordnet.

Die Folge dieser Entwicklung ergab sich für Senftenberg, dass nur noch zwei Kinos, nämlich das „Passage-Theater“ und das Kino „Capitol“ übrig blieben.

Gezielt wurde das Kino im Zuge der antijüdischen Kampagnen und etwa seit dem Münchner Abkommen von 1938 in der unmittelbaren Kriegsvorbereitung eingesetzt. Es wurden Filme wie „Jud Süß“, die „Rotschilds“ und ähnliche produziert. Als 1939 der Zweite Weltkrieg mit dem Überfall auf Polen begonnen wurde, konzentrierte sich die Filmproduktion auf solche Streifen wie „Warschau in Flammen“, „Blitzsieg über Polen in 18 Tagen“, „Stukas“, „U-Boote westwärts“, „Kampfgeschwader Lützow“, „Über alles in der Welt“ oder „Reitet für Deutschland“.

Am 4. Februar 1942 hielt der Reichspropagandaminister Josef Goebbels eine Rede zur „Neuordnung des deutschen Films“. Er wollte die Besucherzahlen von 1933 mit 245 Millionen Besuchern und 1940 mit 834 Millionen weiter steigern. Deutschland befand sich mitten im Krieg, jedoch war die Zeit der „Blitzsiege“ vorbei. Immer mehr überschatteten die schrecklichen Kriegsfolgen, die zunehmende Zahl der Kriegstoten und Bombardements der Städte das Leben in Deutschland selbst. Um davon abzulenken, verlagerte Goebbels nun wiederum den Schwerpunkt der Filmthemen auf Unterhal-

tung, Frohsinn und Lachen. Weiterhin sollte die Reichfilmkammer den Filmtransport, der hauptsächlich per Bahn durchgeführt wurde, umorganisieren. Das hieß: Jedes Kino sollte je nach Einzugsbereich mit reichlich Filmen in der Reserve ausgestattet werden, da der Bahntransport durch die Luftangriffe immer schwieriger wurde. Filme wie „Der weiße Traum“, „Hab mich lieb“, „Cora Terry“, „Wir machen Musik“, „Maske in Blau“ und „Zirkus Renz“ bestimmten den Spielplan. Die Kinos in Senftenberg waren zu dieser Zeit immer gut besucht.

Der Krieg machte auch vor dem Senftenberg Gebiet nicht halt. 1943/1944 überflogen mehrfach amerikanische und englische Bomber die Stadt und griffen die „BRABAG“ in Schwarzheide, das Aluminium-Werk in Lauta und andere Ziele an.

Der Kinobesuch lief aber weiter, bis am 16. April 1945 Feindalarm ausgelöst wurde. Unsere Stadt wurde unter Feuer genommen. Der Krieg kam nun auch nach Senftenberg. Neben zahlreichen Häusern wurde auch das Kino „Capitol“ zerstört.

Nach dem 8. Mai 1945, der bedingungslosen Kapitulation, wurde ein sowjetischer Kreiskommandant mit dem Namen Soldatow eingesetzt, der die notwendigsten Dinge wie Stromversorgung, Wasserbereitstellung und andere notwendige Versorgungsstrukturen wieder in Gang bringen sollte.

Familie Petsch erhielt den Auftrag, im Kino die Spielfähigkeit wieder herzustellen, die Filmkopien zu sichten und zur Verfügung zu stellen. Im Laufe des Jahres 1945 hatte der Stadtkommandant mit Hilfe der Senftenberger Bürger einiges in die Wege leiten können. Auch das „Passage-Theater“ nahm eingeschränkt den Spielbetrieb wieder auf.

1946, so glaube ich, war ein Kulturoffizier mit dem Namen Enkelewski in der sowjetischer Kommandantur für das Kino zuständig. Er sorgte dafür, dass unser Kino wieder voll spielfähig wurde. Herr Petsch verlieh dann die vorhandenen Filmkopien auch nach Ruhland, Schwarzheide und Lauta.

Ab 1946/1947 übernahm der Sovexportverleih den Verleih von sowjetischen Filmen wie „Iwan der Schreckliche“, „Alexander Newski“, „Der Schwur“, „Kutusow“, „Liebe siegt“ und „Frühling“. Aber auch Märchenfilme kamen auf den Spielplan, unter anderem „Die steinerne Blume“, „Der Zauberfisch“, „Das Wunderpferdchen“ und „Das goldene Schlüsselchen“.

Das „Passage-Theater“ ging dann in Volkseigentum über. Strukturell wechselten die Verwaltungen vom „Kreislichtspielbetrieb“ in „VE Lichtspielbetrieb Cottbus“, danach in „Bezirksfilmdirektion Cottbus“ und ab 1990 in Ufa Theater AG Düsseldorf.

Fotos Horst Zenšius

Innenansicht vom „Passage-Theater“

Ich begann meine Lehrzeit 1952 als Filmvorführer im „Passage-Theater“ Senftenberg. Später wurde ich dort Theater-

leiter und danach Kreisfilmstellenleiter. Ich sorgte dafür, dass die Familie Petsch in ihrem ehemaligen Kino, an dem ihr Herz hing, wieder mitarbeiten durften. Als Kreisfilmstellenleiter betreute ich zwölf Kinos, drei Freilichtbühnen, die Landfilmbespielung und Kinoveranstaltungen in zwei Kulturhäusern.

Natürlich blieben auch zu dieser Zeit die Probleme nicht aus. Nach 1955 mussten nach und nach alle Kinos im Kreis auf Breitwand und Totalvision umgestellt werden. Der Kostenaufwand war beachtlich.

Von 1961 bis 1963 kam es zu einem Besucherrückgang. Es fehlte der Unterhaltungsfilm, denn viele Filme hatten noch immer mit der Aufbereitung des Zweiten Weltkrieges zu tun.

In den 1970er-Jahren kam dann die Aufgabe, alle Kinos zu rekonstruieren und moderner zu gestalten. Das Fernsehen setzte sich durch, und das Wohnzimmer zu Hause war moderner eingerichtet als das Kino.

Deshalb wurde 1973 das Passage-Theater im Zusammenhang mit einer neuen Straßenführung am Kino rekonstruiert. Auch die Außenfassade wurde moderner und ansprechender gestaltet. Damit änderte sich auf Grund der fehlenden Passage der Name des Kinos. Es erhielt den neuen Namen „Filmtheater der Freundschaft".

Die Auslastung in den folgenden Jahren lag zwischen 42 bis 80 Prozent, oftmals auch 100 Prozent, aber manchmal auch nur 10 bis 20 Prozent.

Das Ende des „Passage-Theaters"

RUNDSCHAU
Leserforum

Ein Kulturgut weg

Klaus Kiethe aus Hörlitz bemerkt zur letzten Kino-Vorstellung im Passage-Theater Senftenberg folgendes:
Die Lehrerin Marlene Zensius stand am 29. April aufgeregt vor dem Kinopublikum im Senftenberger Passage-Theater. Man spürte Wehmut in ihrer Stimme, als sie um 20 Uhr den letzten Film „Hard Rain" in diesem Haus ankündigte. Sie sagte, daß niemand von der Ufa-Filmgesellschaft bereit war, zum letzten Spieltag nach Senftenberg zu kommen, obwohl in Senftenberg eine fast 86jährige Kinotradition zu Ende geht. Mit dem Kinosterben geht ein Stück Kultur in der Kreisstadt Senftenberg verloren.

Sie stellte alle Mitarbeiter des Passage-Theaters namentlich vor. Jeder bekam einen Blumenstrauß. Ihr Ehemann Horst Zensius als Leiter des Hauses bekam von ihr zusätzlich noch ein Küßchen. Plötzlich stand ein Zuschauer auf. Er erzählte, daß er schon seit fast 50 Jahren in dieses Kino kommt. Als jugendlicher Kinobesucher kam er gern mit seiner kleinen Freundin in das Haus. Wenn es im Kinosaal dunkel wurde, dann wurde geküßt und Händchen gehalten. Er erinnerte an die vielen Kino-Höhepunkte, z. B. an die Filmfestwochen, die traditionellen Sommerfilmtage, Premieren und Gespräche mit Filmschauspielern. In herzlichen Worten dankte der Kinobesucher den Mitarbeitern des Passage-Theaters. Spontan standen alle Kinobesucher auf und spendeten den Mitarbeitern als letztes Dankeschön Beifall.

Ein vorbereitetes Schmuckblatt über die letzte Kinovorstellung erhielt jeder Besucher. Die Mitarbeiter gehen in die Arbeitslosigkeit.

Lausitzer Rundschau am 8. Mai 1998

Sammlung (2) Horst Zensius

Pro Jahr standen 120 bis 150 Filme zur Verfügung, dazu Reprisen aus den vorangegangenen Jahren.

1990 kam dann die Wende. Das Senftenberger Kino wurde neben anderen Kinos aus dem ehemaligen Bezirk Cottbus zum Schleuderpreis von der Treuhand an den Ufa-Filmbetrieb Düsseldorf verkauft und kurze Zeit danach an einen anderen Investor verpachtet. Dieser gab nach kurzer Zeit das Kino an die Ufa zurück. Die Ufa hatte danach vor, zwei weitere Zuschauerräume anzubauen. Es erfolgte eine entsprechende Zuarbeit von mir, die Stadtverwaltung unterstützte dieses Vorhaben und war bereit, angrenzendes Kommunelland abzugeben.

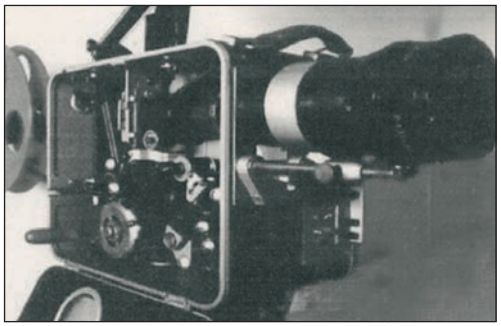
Seit 1990 war die UCI KINOWELT in Deutschland aktiv. Zwischenzeitlich entstand in Cottbus ein UCI-Kino mit neun Sälen und 2 200 Sitzplätzen. Kurzfristig wurden die bisherigen Kinos im Kreisgebiet und auch das „Passage-Theater" geschlossen. Keiner wurde vorher in Kenntnis gesetzt, nicht einmal die Stadtverwaltung. Am 28. April 1998 erfolgten die letzten zwei Vorstellungen mit dem Film „Hard Rain". Alle Mitarbeiter bekamen per Post die Kündigung.

Nach der Beräumung blieb das Kino lange Zeit leer stehen und wurde zur Ruine. Im Jahre 2002 erfolgte der Abriss. Genau 90 Jahre hat dieses Kino, das der Familie Petsch so ans Herz gewachsen war, die Stadtgeschichte mitgeprägt. Hätte es nicht den Titel „Kulturdenkmal" verdient?

Erinnerungen an die Landfilmzeit in Sauo und anderswo ...

Harry Bigalke

Wenn ein FRAMO (Universal Kleintransporter Frankenberg Motorenwerke) der Kreisfilmstelle Senftenberg durch unser Dorf Sauo fuhr und den großen Anhänger vor der Gaststätte abstellte, war es wieder so weit: heut gibt es Kino im großen Saal des Volkshauses. Manchmal sogar drei Vorführungen: Kinder-, Jugend- und Abendvorstellung.



Sammlung Harry Bilgalke

TK 35 – Tonkino-Koffer 35 mm vom VEB Carl Zeiss Jena

Wir Kinder waren immer mit dabei – oft schon lange vor dem Einlass. Mein Freund Franz Pfeiffer und ich waren sehr interessiert und halfen gern, die schwere Filmtechnik zu transportieren und aufzubauen. Das war gar nicht so einfach. Besonders die große Leinwand. Sie bestand, verschnürt in einem Beutel, aus vielen einzelnen Rahmenstücken, die zusammengesteckt werden mussten. Mit Seilen gut verspannt sollte sie – vier Meter breit – ja dann schön glatt sein und vor allem nicht umkippen Was allerdings schon mal vorkam. Das sorgte dann auch immer für viel Gelächter und „Sonderbeifall“ im Saal, weil die meist sehr langsam zu Boden fallende Leinwand sonderbare Bildverformungen reflektierte.

Doch wir beide, der Franz und ich, hatten uns als Helfer bald gut eingefuchst und fuhren später sogar in die Nachbardörfer, um unserem Filmvorführer behilflich zu sein. Auch sorgten wir für eine gute Reklame. Für jeden Spielfilm gab es schon Tage vorher verschiedene Plakate, die wir, mit Termin und Uhrzeit versehen, im Dorf verteilten und an Schaukästen und Bäume klebten. Der Saal sollte ja voll werden, schon der Einnahmen wegen. Auch konnten wir ab und zu so richtig Kinoluft im separaten Vorführraum schnuppern.

Der TK 35 (Tonkino-Koffer 35 mm), produziert bis in die 1960er-Jahre, bestand aus zwei schweren Projektoren, einem Schaltgerät, einem Verstärker und einem kompakten Lautsprecher. Alles war ziemlich schwer. Auch der Lautsprecher. Den konnte man aufklappen und neben oder hinter der Leinwand platzieren. Wir bewunderten immer den guten Klang. Richtig kribbelig wurde es aber, wenn der Klang des eingebauten Original-Kinogong dreimal lautstark den Beginn der Filmvorführung ankündigte. Damit auch der Raumton den jeweiligen Saalverhältnissen angepasst werden konnte, gab es den „Saalregler“. Das ist ein kleines Potenziometer mit Verbindung zum Verstärker im Vorführraum. So konnte man, im Saal sitzend, die Akustik regulieren und überwachen.

Die beiden schweren Projektoren standen im Vorführraum jeweils rechts und links neben Schaltgerät und Verstärker auf robusten Holzstativen. Alles war miteinander verkabelt. In zwei großen schwarzen Koffern lagen die großen Filmkassetten, Objektive und die Lampengehäuse. Die waren auch nicht gerade leicht. Und ein dritter hieß „Hebammenkoffer“. Zubehör waren Rückspuler, Klebeeinrichtung, Holzkufen für den Filmgleitschlitten, Masken für Normal oder Breitwand, Handkurbel als Einlegehilfe, Keilriemen, Ersatzlampen für Bild und Ton, Sicherungen, verschiedene Objektive für große und kleine Entfernungen zur Leinwand und anderes mehr. Später kamen noch zwei Vorsatzlinsen hinzu für Cinemascope-Filme (Totalvision), die das komprimierte Bild wieder auseinander zerrten. Das wiederum erforderte eine

Vergrößerung der Kinoleinwand von vier auf sechs Meter. Fazit: Mehr Steckrahmen und mehr Aufwand beim Aufstellen.

Das alles und die Kino-Atmosphäre hatten Franz und mich begeistert, und wir haben uns dann auch in den Landfilm so richtig verliebt. Trotz der schweren körperlichen Anstrengung machte es uns großen Spaß. Wir konnten uns nützlich machen, ein wenig angeben vor den Schulkameraden, vor allem vor den Mädchen, und hatten noch den Vorteil, die Filme mehrmals und umsonst anzusehen. Obwohl, die Eintrittspreise einschließlich Kulturbeitrag, lagen seinerzeit ja nur zwischen 25 und 75 Pfennigen. Bei Überlänge gab es natürlich einen Aufschlag.

Oft konnten wir uns auch künstlerisch präsentieren. Unser kleines Bergmannsdorf hatte, im Vergleich zu anderen, ungewöhnlich viele Sport-, Musik- und Interessengruppen. Die Vorführer organisierten gern vor und zwischen den Veranstaltungen kleine Kulturprogramme mit Kindern der Grundschule Sauo und Jugendlichen vom Dorfklub. Das war immer eine aufregende Angelegenheit. Besonders vor dem Abendfilm. Da waren ja auch oft Eltern, Freunde und gute Bekannte im Saal. Auch ich war manchmal dabei mit Blockflöte oder Akkordeon.

Die Filmvorführer waren erfreut über unser Interesse. Sie schenkten uns ihr Vertrauen. So durften wir dann auch schon mal bei den Nachmittagsvorstellungen die Einlasskontrolle übernehmen und natürlich während der Vorstellung den Saalregler bedienen.

Später konnten wir sogar in den Vorführraum, durften beim Umrollen helfen, haben das Filmeinlegen erlernt und konnten auch mal die Projektoren umschalten. Das sah alles viel einfacher aus als es war. Unachtsamkeit, zum Beispiel beim Rückspulen, konnte zur Folge haben, dass die große Filmrolle von der Halbspule oder vom „Bobby“ (kleiner runder Holzkern) rutschte, und die Katastrophe war da: Filmsalat!

Sammlung Rolf Radochla

Film „Die Feuerzangenbowle“ mit Schauspieler Heinz Rühmann (1944)

Das war eigentlich das Schlimmste, was dem Vorführer passieren konnte. Ein Filmriss wäre noch zu verkraften. Denn beide Hälften der Rolle bleiben quasi unversehrt und konnte wieder zusammengefügt werden.

Dabei musste jedoch alles genau stimmen: Schnitt an der richtigen Stelle, gründliches Entfernen der drei Filmschichten (bei Farbfilm), Aufrauen der Klebeflächen sowie gleichmäßiges Auftragen des Filmkitts (in der Regel Aceton) für glatte, blasenfreie Klebestreifen, die auch die nächsten Projektionen im Malteserkreuzgetriebe schadlos überstehen sollten.

Wichtig dabei war, dass beide Enden zu auch einander passte. Ein kleiner „Bildsprung“ war allerdings nicht zu vermeiden, denn mindestens ein Bild wird nach einem Filmriss immer fehlen. Andere Klebefehler verursachten zum Beispiel, dass die Bilder nach der Schnittstelle plötzlich spiegelverkehrt liefen, wenn Glanz- und Schichtseite verwechselt wurden. Oder der Ton fehlte, der dafür dann als Längsstreifen auf der Leinwand sichtbar wurde. Oder, im schlimmsten Fall: Bild und Ton liefen rückwärts! Spätestens dann musste der Filmvorführer in „Deckung“ gehen. Hatte er doch am Ende seiner Begrüßungsrede dem Publikum im Saal „Gut Bild und Gut Ton“ versprochen.

Die wichtigste Aufgabe für den Vorführer war das Einlegen des Films in das Laufwerk des Projektors. Die Präzision dieser Aufgabe spiegelte sich nicht nur auf der Leinwand wider. Neben Ton- und Bildstrichproblemen (schwarze Ränder oder balkengeteilte Bilder) konnte der seltene Fall eintreten, dass der 35 mm-Film nach dem Bildfenster längs in zwei Hälften aufgeschlitzt wurde. Bei einem Tempo von 24 Bildern in der Sekunde war der Schaden ziemlich hoch, wenn der Fehler nicht sofort erkannt wurde.

Soweit ein paar Erlebnisse aus der Arbeit mit der Landfilmtechnik.

Filmkopien wie „Der kleine Muck“, „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“, „Die Feuerzangenbowle“ oder „Der Augenzeuge“ (Vorspann bei jeder Filmvorführung) waren aufgrund hoher Laufzeiten in ihrer Stabilität besonders gefährdet. Eben weil diese Filme beliebt und stets gefragt waren, wurde sie beim Landfilm „gependelt“. Was das heißt? Ein Film wurde in mehreren Dörfern am gleichen Tag vorgeführt. Zeitversetzt! Der eigentliche Grund dafür war, die Filmkopie vom Progress-Film-Verleih hatte aus Kostengründen nur eine begrenzte Ausleihzeit. Deshalb kam man auf folgende Idee: Im Dorf A begann die Filmvorführung um 19:00 Uhr. Im Dorf B um 19:30 Uhr und im Dorf C um 20:00 Uhr.

In meinen Heimatorten Sauo, Rauno, Meuro und Klettwitz wurde das mehrmals praktiziert. Eine Filmrolle läuft rund 20 Minuten. Nach Ablauf der ersten Rolle starteten zwei Helfer mit einer 125er RT oder AWO, die Filmrolle fest in der Hand des Sozius, und ab ging‘s in den nächsten Ort. Übergabe – zurück, und alles begann von vorn bis zur letzten Filmrolle.

Ein normaler Spielfilm hat durchschnittlich fünf bis sechs Filmrollen. Sollte alles gut und reibungslos ablaufen, durften natürlich keine technischen Pannen bei Filmtechnik oder Kurierfahrzeug auftreten. Das konnte man aber nicht immer ausschließen. Und wenn? Keiner nahm‘s übel. Geduldig wartete man auf den „rasenden Kurier“ mit der nächsten Rolle. Die kleine Zwangspause wurde genutzt, der hübschen Wirtin an der Theke einen kurzen Besuch abzustatten.

Nie allein, immer in Bewegung, Menschen kennengelernt, Freude bereitet und empfangen, Schicksale geteilt, Freundschaften geschlossen, klüger geworden, besser geworden, leben und lieben gelernt.

Heimaterinnerungen auf DVD aus **Reppist**, **Rauno**, **Hörlitz** und **Sauo** aus dem Filmstudio Harry Bigalke

Ja, so war es – unvergessene Zeit! Sie tat gut, die Landfilmzeit. Mein Schulfreund Franz Pfeiffer machte später dann auch sein Hobby zum Beruf als Filmvorführer und Mitarbeiter der Kreisfilmstelle in Senftenberg.

Ich allerdings entschied mich für die Film-Kamera, ohne die ja nun mal kein Kino denkbar ist. Und nebenbei noch ein wenig volkstümliche Musik, der ich mit Gleichgesinnten bis heute treu geblieben bin.

Glückliche Umstände verschafften mir die Möglichkeit, als Kameramann, Cutter und Drehbuchautor in der semiprofessionellen Video-Film-Produktion gemeinsam mit einem Cottbuser Reiseunternehmen eigene TV-Magazine über einen längeren Zeitraum in Serie zu produzieren.

Auch zu den Heimattreffen in den 1990er-Jahren von Sauo, Rauno, Reppist und Hörlitz entstanden im Studio Filme mit dem Titel: „Heimaterinnerungen“. Heute von S-VHS auf DVD transferiert und archiviert.

Auch entstanden Dokumentationen über Görigk, Alt- und Neu-Kausche, 100 Jahre Brikettfabrik „Sonne“ sowie zum Abriss von Brikettfabriken im Senftenberger Revier. Damit bin ich gewissermaßen dem anfänglichem Landfilmkino ein wenig treu geblieben, wenn auch auf eine ganz andere Art.

Aber noch sind sie da, die guten, alten Streifen aus Zelluloid. Neu genutzt, machen sie in der Film- und Kinowelt noch immer von sich reden.

Und es klingt immer noch wie Musik in den Ohren, dieses Surren und Rattern der TK 35, wenn damit, wie alljährlich zum 1. Advent, auf dem Platz hinter der Klosterkirche in Cottbus der Filmklassiker „Die Feuerzangenbowle“ vorgeführt wird.
In diesem Sinne: „Gut Bild - Gut Ton“!

PS: das Dorf Sauo gibt es nicht mehr. Die Kohle gab uns Arbeit, Wärme, Licht, ein Zuhause – doch alles hat sie uns auch wieder genommen. In den 1970er-Jahren wurde das Bergmannsdorf Sauo überbaggert – der Kohle wegen.

Martha und der Landfilm

Waltraud Bigalke

Ein heißer Sommertag geht zu Ende. Martha sitzt auf der Bank vor ihrem Haus und genießt den Feierabend. Er ist kurz. Es dauert seine Zeit, bis das Vieh gefüttert ist, die Kühe gemolken sind und das Abendbrot gerichtet ist. Dann geht Paul, ihr Mann, noch in die Schenke sein Bier trinken, und ihr bleiben ein paar Minuten vor dem Schlafengehen, um über den Tag nachzudenken und den nächsten vorzubereiten. Mitte der 1950er-Jahre gibt es noch kein Fernsehen im Dorf. Im Sommer haben die Leute zu tun und wenig Verlangen nach Geselligkeit.

Nur einmal im Monat ist es anders. Da kommt der Landfilm. Marthas Blick geht über die Dorfstraße zum Gasthof. Am Fenster ist die Ankündigung für den morgigen Film zu sehen. Sie kann zwar den Titel nicht erkennen, aber das Plakat. Sie weiß was morgen gespielt wird: „Der Kahn der fröhlichen Leute".

Mal kein russischer Film, denkt sie, obwohl sie den auch ansehen würde.

Martha weiß, dass am Freitag die Filmapparatur gebracht und am Sonnabend der Film gezeigt wird.

Der Filmvorführer Günter Berg kommt nachmittags mit seinem Motorrad aus der nahe gelegenen Kreisstadt und bereitet alles vor. Bernd, ihr Enkelsohn, hilft beim Aufstellen der Leinwand. Dafür kann er den Kinderfilm, der um 16 Uhr gezeigt wird, umsonst sehen. Sie denkt noch kurz an ihre Enkelsöhne, die ihr viel Freude bereiten und geht dann ins Haus. Paul sitzt noch in der Schenke. Er kommt immer spät. Sie hat sich daran gewöhnt, ohne ihn ins Bett zu gehen und schläft sofort ein. Am Morgen beginnt der Alltag der Bäuerin.

Heute am Sonnabend muss alles eher fertig sein. Der Kuchen für den Sonntag ist noch zu backen, und gebuttert muss auch noch werden. Sie hat keine Hilfe, muss alles alleine machen, aber sie ist mit ihrem Leben zufrieden.

Der Abend naht, es ist noch hell draußen. Allmählich füllt sich die Dorfstraße, 300 Seelen zählt der Ort. Ihr Weg führt sie ins Dorfgasthaus. Hier im Saal läuft der Landfilm. Leider nur einmal im Monat. Einige Frauen haben Stuhlkissen unter dem Arm. Die Stühle im Saal sind nicht gepolstert. Die Plätze werden eingenommen. Jeder hat seinen Stammplatz.

Der Saal ist voll. Nun beginnt der Filmabend. Zuerst „Der Augenzeuge". Heute wird etwas von Landwirtschaft und dem Einbringen der Ernte gezeigt und was sonst noch so passierte.

Manchmal kommt noch „Das Stacheltier". Ein lustiger kleiner Beitrag, der in dieser Form kritisch bestimmte Unzulänglichkeiten anspricht. Heute allerdings nicht. Nach dem „Augenzeugen" beginnt der Film. Von jungen Leuten handelt er. Eine heitere Geschichte mit viel Musik und Liebe. Das ist so recht nach Marthas

Sammlung (3) Rolf Radochla

Geschmack. Sie summt die Melodie mit: „Komm, wir spielen, wir spielen, wir spielen Nummer 13 in der Liebeslotterie ...“ Noch lange hat sie dieses Lied im Kopf.

Der Film läuft noch. Na hoffentlich diesmal ohne Pannen. Es ist nämlich schon vorgekommen, dass der Filmvorführer vergessen hat umzuschalten, weil er sich mit seiner Freundin Christa zu intensiv befasst hat. Das weiß jeder im Dorf, dass die Christa die Freundin des Vorführers ist. Auch kam schon mal ein Filmriss vor, weil eine Klebestelle den Schlangenlauf im Projektor nicht überstanden hat. Oder eine Projektionslampe ist durchgeknallt. Herr Berg erklärte jedes Mal den Grund der Unterbrechung. Aber diesmal verläuft alles gut. Und schon kommt der Abspann. Der Film ist aus. Die meisten Filmbesucher gehen nach Hause. So auch Martha. Sie schaut sich zu Hause das Programm noch einmal in Ruhe an. Dann legt sie es zu den anderen in die Kommode. Martha sammelt Filmprogramme. Ein schöner Tag war das. Nur schade, dass der Landfilm nur einmal im Monat kommt. Die jungen Dorfbewohner bleiben noch in der Gaststätte, um ein Bier oder ein Potsdamer zu trinken.

Oft kommt es vor, dass die Wirtin noch eine Platte auflegt. Obwohl die Auswahl nicht gerade toll ist, reicht es zu einem Tänzchen. So klingt der Filmabend aus. Von der Vorankündigung weiß man, was nächsten Monat gespielt wird. Nun haben die Dorfbewohner einen Monat Zeit, sich auf den nächsten Landfilm zu freuen.

Chopin und sein Walzer in cis-Moll

Manfred Kuhnke

Aus unserem ehemaligen Jungenzimmer wurde der tägliche Wohnraum, Ullis Flottenbauprogramm wie auch unsere Kriegsspiele mussten ihr friedliches Ende finden, auch Muttis Klavier kam nun hier her.

Und bei einem besonderen Vorkommnis, so hätte man das später genannt, stand das Klavier im Mittelpunkt und Mutti auch.

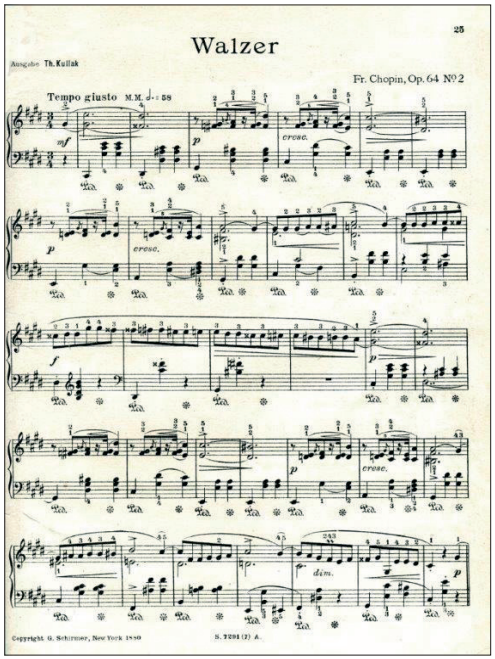
Da waren drei Russen zu uns gekommen, wie es überall jeden Tag geschah, sie klopften nicht, sondern standen plötzlich im Zimmer. Sie wollten meistens immer noch Uhren und Ringe und andere Wertgegenstände, besonders scharf waren sie auch auf Fotoapparate, sie suchten auch hier und dort noch nach Frauen, oft auch nur nach einem Sessel, einem Sofa, einem Radio, irgendeiner Bequemlichkeit für ihren Hauptmann, bei dem sie Bursche waren. Einer war mal kurz vor Mitternacht noch gekommen und wollte eingeweckte Tomaten für den Borschtsch, den er seinem Herrn Offizier kochen sollte. Der junge Soldat war freundlich gewesen, so wie er es auch in seinem Heimatdorf gewesen wäre vielleicht, er kam nicht als Räuber, sondern als Bittender, bot im Tausch gegen die eingeweckten Tomaten Petschinia an, das waren süße Kekse, über die wir Kinder uns sofort hermachten, Petschinia, eines der ersten fremden Wörter. Aber dieser kleine Tauschhandel blieb wirklich die Ausnahme, meistens brachten die unerwünschten und gefürchteten Besucher als Gegenwert für weggenommenes, geraubtes Gut nur Angst und Demütigung mit. Hauptsächlich waren sie in diesen ersten Tagen und Wochen auf Schnaps aus. Und wenn sie ihn nicht bekamen, wurde es oft genug sehr schlimm, wenn sie ihn bekamen, war es anders, aber auch schlimm.

Wir hatten keinen Schnaps, überhaupt keinen Alkohol, wir hatten Angst, riesige sogar. Betrunkene sind gefährlich, wenn es betrunkene Russen, Leute mit Gier und Waffen, Feinde sind, kann es ganz furchtbar werden. Davon war überall erzählt, in schrecklichen Einzelheiten berichtet worden.

Die da aber an einem frühen Nachmittag in unser Zimmer getreten waren, wollten weder Uhren, noch Schnaps und auch keine Frauen. Was sie eigentlich suchten, haben wir nie erfahren. Es waren Offiziere,

einer trug einen Ledermantel. Sie sahen Muttis Klavier und schon saß einer der schlanken Kerle davor und begann zu spielen, kein Volkslied, nichts zum Tanzen wie das berühmte Rosamunde oder La Paloma oder etwa Kalinka, das später bei uns jeder mitsingen konnte, nein, so etwas spielte er nicht, sondern, und das erkannten wir alle mit dem ersten Ton und hörten es nach Sekunden schon mit Erleichterung, den Türkischen Marsch aus Mozarts A-Dur Sonate. Das war nicht besonders schwer, aber der Russe spielte es ziemlich schnell und absolut fehlerfrei, einfach flott und elegant. Wir waren begeistert. Als er schwungvoll geendet hatte, drehte er sich um und sagte fast mit einer kleinen Verbeugung: „Gute Musik, serr gutes Klavier!“ Mutti war aus der Küche gekommen, sie lehnte in ihrer blauen Schürze in der Tür und lächelte jetzt. Der Russe sah sie über die Tasten an, und als Mutti nickte, gab er den Klavierhocker frei und bedeutete Mutti mit einer Handbewegung, als sei es vereinbart, dass sie jetzt spielen solle. Mutti band die Schürze ab. Sie setzte sich an ihr geliebtes Instrument und langte den Band mit Chopin aus dem offenen Notenschränkchen, stellte die Noten aufs Klavier und setzte sich die Brille auf. Mutti hatte eine randlose Brille mit feinen goldenen Bügeln, sie sah damit besonders jung und wundervoll aus. Das Album ging wie von selbst auf, es waren oft aufgeblätterte Seiten, Muttis Lieblingsstücke.

Die Angst, für die auch Mutti in diesen Tagen und Stunden genug Vorrat hatte, sie war für diesen Augenblick zwischen Mozart und Chopin im Nu verflogen. Mutti spielte, wenn auch ganz ungewohnt aufgeregt, ein wunderbares Nocturne von Chopin, und einen seiner Walzer gleich hinterher, vielleicht den im weichen sehnsuchtsvollen



cis-Moll. Alles stand reglos, und die drei Russen schienen ganz ergriffen zu sein. Und unsere gute Mutter auch, sie spielte so wunderbar und hingebungsvoll wie selten, als wollte sie alles vergessen und nur diese Musik sollte jetzt sein, wenn ich das überhaupt sagen kann, aber ich weiß es doch noch, dass wir alle irgendwie erstarrt waren. Und dann erhob sie sich wie eine brave Schülerin und freute sich und lächelte bescheiden, als die drei Fremden klatschten. Dabei waren es doch auch Russen, die unserer Mutter vor wenigen Tagen erst so furchtbar Gewalt angetan hatten!

Nun war nochmals der Fremde dran, und er war gar nicht mehr ein fremder Eindringling, sondern fast einer, den wir als Freund hätten haben wollen. Er zog seinen Ledermantel aus, warf ihn über eine Stuhllehne, war nun freier, setzte sich ans Klavier. Jetzt hieb er irgendwas in die Tasten, das wir nicht kannten, ein wuchtiges Stück mit schweren Akkorden und doch mit herrlicher sanfter Melodik dazwischen, und dann wieder die Schläge, von denen wir fast eingeschüchtert waren. Als wollte er uns zeigen, dass er mehr kann als diesen verspielten Mozart, sagte er nach dem gewaltigen Schluss nur: „Rachmaninow!“

Und dann verließen sie uns, so plötzlich, wie sie gekommen waren. Einer von ihnen, der die ganze Zeit sein ernstes Gesicht behalten hatte, reglos geblieben war, gab mit einer kurzen Handbewegung das Zeichen zum Aufbruch, und sie gingen ohne jeden Abschied einfach fort, und das passte wieder zu den russischen Soldaten dieser Tage. Aber in der Tür drehte sich der Klavierspieler nochmals kurz um: „Ich kommen zurück! Gutes Klavier! Serr gut“. Er kam jedoch nie wieder.

Die Entstehung des Senftenberger Fußballgaus

Gerhard Hartnick

Obwohl der Ausbruch des Ersten Weltkriegs Anfang August 1914 die weitere Entwicklung des Fußballsports in der Senftenberger Region nicht gerade begünstigte, gründeten sich sogar in dieser schwierigen Zeit weitere Fußballklubs. So entstand beispielsweise im Mai 1915 der Sportklub „Hertha Hörlitz“ mit Otto Beyer als erstem Vorsitzenden. Während des Krieges ruhte der offizielle Spielbetrieb im Bezirk Niederlausitz des Südostdeutschen Fußballverbandes (SOFV), der schon damals dem Deutschen Fußballbund (DFB) angehörte. Die Vereine waren weitestgehend sich selbst überlassen. Nur Senftenberg, Costebrau und Klettwitz bildeten weiterhin neue Mannschaften aus und ließen so den Fußballsport nicht ganz einschlafen. Da viele Fußballer sich als Soldaten im Krieg befanden, gab es nur vereinzelte Freundschaftsspiele. Die Vereine mussten sich so auf patriotische Unterhaltungsabende beschränken, deren Erlös den Familien der zum Kriegsdienst einberufenen Vereinsmitgliedern zu gute kam.

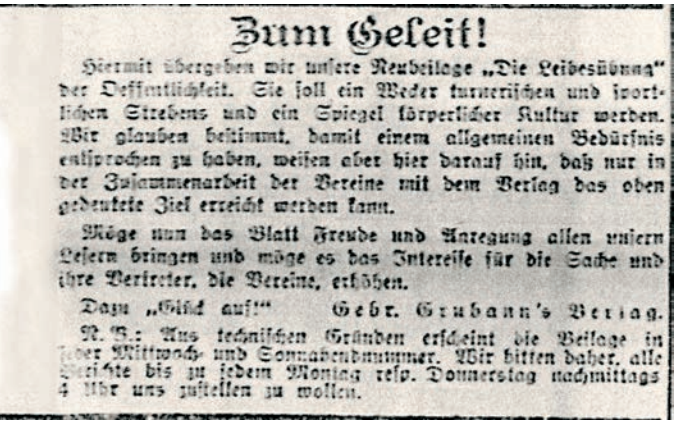
Sportklub Olympia, Klettwitz,
Hotel Germania (Alwin Schulze).
Obiger Verein veranstaltet am 1. Osterfeiertag einen
Unterhaltungs-Abend.
Zur Aufführung gelangt folgendes Programm: 1. Gute Kameraden. 2. Stammtischhelden. 3. Fürs Vaterland. 4. Soldaten-Minna. 5. Der Bursche als Ehestifter. 6. Die Kompagnie-Tante.
Eintritt 50 Pfg., der Reinertrag ist für eingezogene Mitglieder.
Um gütigen Zuspruch bitten 490
Der Vorstand. Der Wirt.

Sportplatz Hörlitz.
Sonntag, den 15. Juli, nachmittags
4 Uhr: Großes Entscheidungsspiel um den Lande-Pokal
des Gaues Senftenberg:
„Corona“-Neupetershain (Ligameister) gegen „Hertha“-Hörlitz. (Liga)
Das Spiel wird bis zur Entscheidung geführt.
Um zahlreichen Platzbesuch bittet Die Spielleitung.

Sammlung (3) Gerhard Hartnick

Die Geburtsstunde Senftenbergs als selbständiger Fußballgau schlug im Frühjahr 1922. Vom Bezirk Niederlausitz des Südostdeutschen Fußballverbandes wurde eine neue Struktur beschlossen, welche die Bildung von drei Gauen vorsah. So entstanden zum Beispiel FC Alemannia Großräschen, SV Hoyerswerda, Spielvereinigung Eintracht Welzow und SV Grube Marga zu verzeichnen. In Zschornegosda wurde unter Leitung des Bezirksvorstandsmitglieds Felix Fiekas der sogenannte Südgau (Gau = damalige Bezeichnung für Kreis) gebildet. Im September 1919 begannen die Punktspiele um die Südgaumeisterschaft. Der Fußballklub Viktoria Costebrau wurde im Frühjahr 1920 zum Südgaumeister gekürt, obwohl es gegen die junge Klettwitzer Elf nur zu einen 2:2-Remis reichte. Nun begann die Erfolgsära des VfB Senftenberg. In den beiden folgenden Spieljahren 1920/21 und 1921/22 sicherten sich die Senftenberger Fußballkünstler unangefochten den Titel.

die Fußballgaue Forst, Cottbus und Senftenberg. Erster Vorsitzender des Senftenberger Gaus war Felix Fiekas aus Welzow, sein Stellvertreter der in Senftenberg eine Gastwirtschaft betreibende Hans During. Bereits mit Beginn des Spieljahres 1922/23 wurde der eigenständige Spielbetrieb aufgenommen, und Corona Neupetershain hieß der erste Senftenberger Gaumeister. Pokalsieger wurde Hertha Hörlitz durch einen 4:2-(2:2)-Sieg nach Verlängerung gegen Neupetershain. Die nächsten Gaumeister waren dann 1923/24 erneut der VfB Senftenberg und Hertha Hörlitz (1924/25) sowie der VfB Klettwitz im Spieljahr 1925/26.



Zum Geleit!

Hiermit übergeben wir unsere Neubeilage „Die Leibesübung" der Oeffentlichkeit. Sie soll ein Weder turnerischen und sportlichen Strebens und ein Spiegel körperlicher Kultur werden. Wir glauben bestimmt, damit einem allgemeinen Bedürfnis entsprochen zu haben, weisen aber hier darauf hin, daß nur in der Zusammenarbeit der Vereine mit dem Verlag das oben gedeutete Ziel erreicht werden kann.

Möge nun das Blatt Freude und Anregung allen unsern Lesern bringen und möge es das Interesse für die Sache und ihre Vertreter, die Vereine, erhöhen.

Dazu „Glück auf!" Gebr. Grubann's Verlag.

N. B.: Aus technischen Gründen erscheint die Beilage in jeder Mittwoch- und Sonnabendnummer. Wir bitten daher, alle Berichte bis zu jedem Montag resp. Donnerstag nachmittags 4 Uhr uns zustellen zu wollen.

Zu einer generellen Veränderung in der Sportberichterstattung des „Senftenberger Anzeigers" kam es im Mai 1925. Zum erstenmal erschien ein zusätzliches Beiblatt unter dem Titel „Die Leibesübung" in der Ausgabe am 2. Mai 1925.

Quelle: „Senftenberger Anzeiger"

Die Geschichte vom „plon"

Irene Teichmann

Der sorbische Ethnologe Arnošt Muka (Ernst Mucke) durchwanderte in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die Lausitz, um sorbisches Leben und sorbische Bräuche festzuhalten. In seiner Monatsschrift für Unterhaltung und Belehrung „Łuzica" veröffentlichte er 1889 eine Sage, die ihm ein Fuhrmann aus dem Dorf Wendisch Sorno erzählt hatte:

„Ich gehe mal in der Abenddämmerung aus der Stube raus und komme auf den Hof und sehe so ein Licht und denke mir: Da muss irgendwo ein Feuer sein. Ich habe ein Weilchen gestanden und da kam so ein Drache [plon] geflogen und sah sich nach hier und da um. Aber ich ging rein und sagte: ‚Mama, hier ist so ein Tier durchgeflogen.' Aber sie sagte: ‚Junge, halt den Rand, das geht uns nichts an!'"[1]

Mich hatte diese Sage angeregt, eine Geschichte den „plon" zu schreiben und damit auch an das Dorf zuerinnern, das 1971 devastiert wurde.

Es war einmal ein „plon". Er lebte in einem Dorf, das einmal Žarnow, dann Sornaw, Sorno und einige Zeit auch Wendisch Sorno hieß. Abend für Abend, kaum war die Sonne untergegangen und die Leute hatten sich zum Abendessen in den Küchen niedergesetzt, schwebte er dort geräuschlos über den Häusern. Manchmal schaute er in die erleuchteten Fenster. Manchmal hüpfte er von Dach zu Dach. Klapperte irgendwo eine Haustür, verschwand er im nächsten Schornstein. Denn er fürchtete nichts mehr als das Licht.

Einmal in der Abenddämmerung trat Matthes, der Sohn des verstorbenen Dorfschneiders, aus dem Haus auf den Hof. In der Ferne sah er ein Licht und dachte: „Da muss irgendwo ein Feuer sein!" Noch ehe er einen anderen Gedanken fassen konnte, kam ein „plon" angeflogen. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um. Aber Matthes konnte er im Schatten des Hauses nicht sehen, und so tanzte er übermütig, sprang von Dach zu Dach und sprühte Funken. Der Junge schaute gebannt zu, denn so ein Lichterspiel hatte er noch nie gesehen. Das Wunder musste er unbedingt der Mutter zeigen. Er rannte in die Küche und stotterte

1 Zitiert nach Frank Förster, Verschwundene Dörfer: Die Ortsabbrüche des Lausitzer Braunkohlenreviers bis 1993, Bautzen 1996, S. 235.

aufgeregt: „Mama, komm schnell, da draußen, da tanzt ein Feuertier.“ Die Mutter schob eine Pfanne auf dem Herd hin und her und zischte nur kurz: „Junge, halt den Mund, das geht uns nichts an!“ Sie verbot ihm, noch mal auf den Hof zu gehen, und rief dann gleich zum Essen.

An diesem Abend gab es nicht nur Pellkartoffeln mit Stippe, sondern auch eine große Schüssel Quark, Buchweizenplinse dick mit Butter und Zucker bestrichen und einen Pott heiße Lorke. Matthes schlug sich den Bauch voll. Er ahnte nicht, dass er diese außergewöhnliche Fülle dem tanzenden Feuerdrachen zu verdanken hatte. Der lebte nämlich seit einigen Tagen im Haus, versteckt in der „Hölle“, wie die Bauern die Schornsteinsohle nannten. Er versorgte nun Tag für Tag Matthes und die Schneiderwitwe mit Kartoffeln, mit Butter, Zucker, Milch, Fleisch, mit allem, was sie brauchten. Als Lohn für diese Gaben musste die Mutter nachts Töpfe gefüllt mit leckeren Speisen auf dem Herd stehen lassen. Der „plon“ leerte sie bis auf den Grund, am Morgen waren sie blitzsauber.

Aber das bemerkte Matthes erst später. Er freute sich Tag für Tag über einen reich gedeckten Tisch. Er vergaß nicht nur, wie weh Hunger tun kann, sondern lernte auch Gerichte kennen, von denen er bisher nur gehört hatte. Denn die Mutter kochte am Sonntag auch einmal Hochzeitssuppe oder Rindfleisch mit Meerrettich, die es sonst bei den Nachbarn nur zu besonderen Anlässen gab. Wenn er die Mutter danach fragte, woher die guten Sachen kämen, antwortete sie nicht.

Anderer Leute Wohlergehen bleibt niemals lange verborgen, so war es auch in Sorno. Matthes war kräftiger geworden, das sahen die Leute, und er konnte auf dem Feld besser zupacken. Die Mutter klagte bei keinem mehr über die schlechten Zeiten, und ab und zu zogen auch seltene Wohlgerüche um das Anwesen. Das alles stachelte die Fantasie der Nachbarn an. „Wer wirbt da auf so sonderbare Weise um die Schneiderwitwe?“, fragten sie sich: „Kommt der Freier vielleicht sogar heimlich aus der Stadt?“ Nur, im Dorf war ihnen nie ein Fremder aufgefallen.

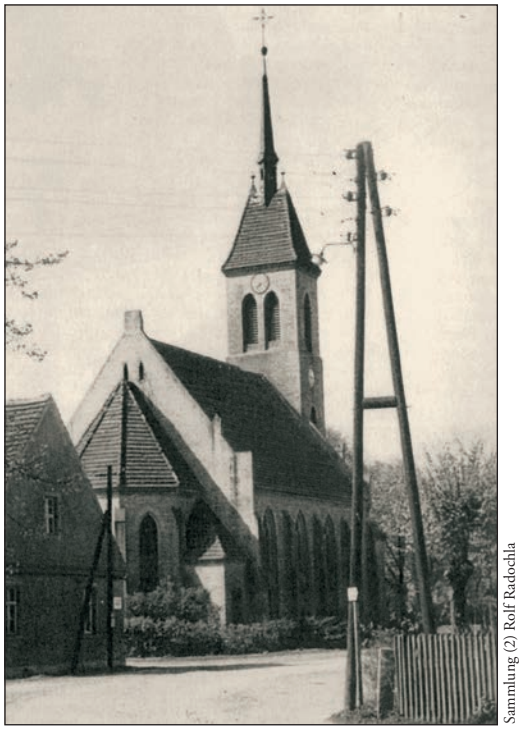
Zur gleichen Zeit ahmten die Mägde, wenn sie zum Wäschewaschen am Fluss, der Sornoer Elster, hockten, laut lachend ihre fluchenden Bäuerinnen nach, die in den unterschiedlichsten Tonlagen jammerten, dass aus den verschlossenen Speisekammern mal ein Ei, mal ein Klecks Sahne, mal ein Stück Schinken verschwand. Die Bauern diskutierten im Wirtshaus Abend für Abend lautstark, wo wohl die Heere von fetten Mäusen her kämen und hin gingen, denn die Kartoffel- oder Roggenvorräte schwanden und schwanden. Einmal war aus einem Keller auch ein Stück feinstes Rindfleisch verschwunden. Dafür musste ein Knecht bitter büßen, denn sein Herr verdächtigte ihn und jagte ihn vor den Augen des Dorfes davon.

Fotos Gerd Rattei, Rolf Radochla, Montage ederora historica

Der gute Drache „plon“ geht durch den Schornstein in ein historisches Holzblockhaus. Die abgebildete Handpuppe vom „plon“ wurde von der Gestalterin Regine Hermann gefertigt

Mit diesem Tag zogen Misstrauen und Missgunst in das Dorf. Die Bäuerinnen begannen, die Mägde zu verdächtigten. Die Mägde wiederum belauerten die Kinder ihrer Herrschaften. Die Bauern schliefen nachts recht und schlecht in den Scheunen oder Kellern und stritten am Tage, weil sie müde waren, mit ihren Frauen, mit den Knechten und den Kindern. Die Nachbarn bespitzelten einander. Es zankte jeder mit jedem. Denn irgendwo musste doch der Dieb stecken. Über das Streiten vernachlässigten die Bauern ihre Arbeit. An manchem Abend brüllten die Kühe in den Ställen, weil niemand kam, sie zu melken. Aber das alles schreckte den „plon“ nicht. Er flog, kaum war es dunkel geworden, von Haus zu Haus, bediente sich nach Herzenslust am fremden Eigentum und trug es in die Küche der Schneiderwitwe.

Auf der Rückseite dieser historischen Postkarte steht geschrieben: „Zum ew.[igen] Andenken an Fam. M. Mieth Wendisch Sorno bei Sedlitz NL im Januar 1921“



Die Kirche von Sorno. Reproduktion aus dem Buch „Der Kreis Calau“ 1937

Sammlung (2) Rolf Radochla

Sie hatte sich, wie Matthes auch, indessen an den bescheidenen Wohlstand gewöhnt und fürchtete nichts mehr, als ihn zu verlieren. Sie dachte, sie könne ihn nur bewahren, wenn sie der Neugier der Nachbar auswich. So blieb sie im Haus, legte sich eines Tages ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Sie war krank.

Wer sollte nun für sie, Matthes und den „plon“ kochen? Mutter und Sohn aßen vom Brot und vom Schinken aus der Speisekammer. Der Feuerdrache gab sich mit solcher Kost nicht zufrieden. So verließ er schon bald die „Hölle“ hinter dem Ofen, stob aus dem Schornstein und zog über dem Dorf einige große Kreise.

Der Zufall wollte es, dass gerade an diesem Abend auf einem Hof ein kleiner Junge stand. Seine Mutter hatte ihn erwischt, als er vom Pflaumenmus naschte, und ihn zur Strafe vor die Tür geschickt. Da er nichts mehr fürchtete als die Dunkelheit, freute er sich über das schwebende rote Licht am Himmel. „Mama, Papa, kommt schnell“, rief er begeistert, „hier draußen tanzt ein Feuertier.“ Die Eltern kamen gerannt, die Mägde und die Knechte auch, sogar die Großmutter humpelte herbei. Als sie das Ungeheuer am Himmel sah, schrie sie: „Das ist der ‚plon‘, es war der ‚plon‘ !“ Niemand verstand, was sie damit sagen wollte. Der „plon“ aber fürchtete nicht nur das Licht, sondern wollte auch seinen Namen nicht hören. So zog er über Sorno noch einen Kreis und suchte dann das Weite.

Aus der Sagenwelt

Die „Blaue Blume vom Koschenberg“ und ähnliche Sagen

Helmut Ruhland

Die an Heimatgeschichte interessierten Bürger kennen die Sage vom Koschenberg mit der blauem Blume.

Einst hütete ein Schäfer seine Schafe an den Hängen des Koschenberges. Nachdem er eine außergewöhnlich schöne, blaue Blume fand und sie sich an den Hut steckte, öffnete sich plötzlich mit einem Donner der Berg: Der Schäfer ging in den Spalt hinein und sah am großen Tisch kleine Männchen sitzen. Sie hatten einen großen Schatz von Gold und Silberstücke vor sich. Der Schäfer wurde aufgefordert, so viel wie möglich davon zu nehmen. Er hängte seinen Hut mit der blauen Blume an die Wand und steckte Gold und Silber in seine Taschen. Beim Verlassen des Raumes riefen die Männchen: „Vergiss dein Bestes nicht.“ Der Schäfer verstand es als Aufforderung, noch mehr vom Schatz zu nehmen, und steckte sich die Taschen noch voller. Beim Verlassen der Berghöhle riefen sie wieder: „Vergiss dein Bestes nicht.“

Der Schäfer dachte nicht mehr an seinen Hut und verließ den Bergspalt. Mit großem Donner schloss sich der Berg wieder.

Ein Schäfer bei der Herde saß
und in vergilbten Blättern las
vom Schatz, der tief verborgen war
im Berg seit vielen hundert Jahr.
Der blauen Blume Zauberwerk
hebt diesen Schatz am Koschenberg!
Des Schäfers Hund die Blume fand,
legt sie dem Alten in die Hand,
und grollend öffnet sich ein Spalt,
dass er den Schatz erblickt sobald.
Gebannt von Glanz und Zauberwerk
sieht er den Schatz am Koschenberg!

Mit gleißend Gold und Diamant
füllt gierig er sein weit Gewand,
mit vollen Händen macht er kehrt,
zu sehen, was ihm ward beschert.
Doch wo hat er das Zauberwerk –
die Blume blau vom Koschenberg?
Zu spät erst wendet sich der Greis,
denn sieh: der Felsen schließt sich leis!
Und als er steht im Sonnenschein
verwandelt sich sein Gold in – Stein.
Und nie mehr fand er Zauberwerk –
blau Blümlein blieb im Koschenberg!

Jetzt fiel ihm ein, dass er seinen Hut mit der Wunderblume vergessen hatte. Schnell kehrte er um, sie zu holen, aber er fand nichts mehr. „Schade drum“, sagte er. Von dem vielen Geld kaufte er sich ein Gut in der Nähe und nannte es Schade – Scado.

Eine ähnliche Version gibt es in „Sagen unserer Heimat – zwischen Spreewald und Elbe“, Lausitzer Rundschau,1987, versehen mit einer Grafik des bekannten Zeichners und Karikaturisten Peter Müller.

Zeichnung Peter Müller

Die Lehrer haben früher im Rahmen der Heimatkunde mit den Kindern jedes Jahr eine Wanderung auf den Koschenberg unternommen, um die „Blaue Blume“ zu finden. Auch wir taten dieses in den Jahren zwischen1946 und 1948 mit dem Lehrer Herbert Schaal aus Kleinkoschen.

Der Maler Erich Kappler aus Hosena hat eine Skizze und einen Bildentwurf über die

Sage vom Koschenberg angefertigt. Dieser diente als Vorschlag für die Bemalung eines Wandbehanges und ist noch in manchen Familien vorhanden.

Zum Dorffest 2001 in Großkoschen haben 32 LaienkünstIer die Sage von der „Blauen BIume“ als Theaterstück aufgeführt und am 24. August nochmals im Amphitheater gezeigt.

Foto Helmut Ruhland

Es gibt in anderen Gegenden auch einige andere Varianten dieser Sage, und es kommen darin andere Berge vor.

In der Wochenzeitung „Der Schlesier“ vom 5. Januar 2007 habe ich die Sage vom Schatz in der Landeskrone bei Görlitz gelesen. In dieser Sage hütete der Bauernjunge Jakob Böhme einst seine Schafe. Er trieb sie gern bis an die Landeskrone, die stolz aus der Ebene aufragte und gebieterisch über die Lande schaute. Eines Tages, der Knabe ließ seine Schafe auf dem Gipfel des Berges weiden, entdeckte er hinter dichtem Gebüsch eine großen Höhle im Fels. Sie war angefüllt mit einem unermesslichen Schatz von Gold und Edelsteinen. Da er die irdischen Reichtümer nicht anrührte, wurden ihm höhere Kräfte des Geistes verliehen. Der schlesische Handwerker, Philosoph und Gottsucher Jakob Böhme (1575–1624) habe durch seine lichte Glaskugel mehr Geheimnisse und Wunder gesehen als wir alle, so meinten seine Zeitgenossen.

Eine weitere Sage wird erzählt vom Löbauer Berg. Hier war es eine Frau mit Kind, die einen Spalt im Berg fand. Auch diese Berghöhle war mit Gold und Silber gefüllt. Die Frau setzte das Kind auf den Tisch und füllte ihre Taschen. Überwältigt von den Schätzen vergaß sie das Kind beim Verlassen der Höhle und ihr wurde nachgerufen „Vergiss das Beste nicht“.

In den Sagen öffnete die blaue Wunderblume demjenigen die Augen, der sie fand oder unversehens aufgesteckt hat, und so konnte er einen bisher verborgenen Schatz entdecken. In der Kulturepoche der Romantik wurde die „Blaue Blume“ ein zentrales Symbol für die Suche nach innerer Einheit, Heilung und Unendlichkeit, oder, wie die Dichterin Ricarda Huch später urteilt: nach Gott, Ewigkeit oder Liebe.

Einer der bedeutendsten Vertreter dieser Stilrichtung im 18. Jahrhundert war Friedrich von Hardenberg (1772–1801). Als Dichter nannte er sich Novalis. In seinem unvollendeten, postum von Schlegel herausgegebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen“ spielt die blaue Wunderblume eine wichtige Rolle. Novalis versuchte darin Leben und Poesie, Wissenschaft und Religion zu verschmelzen.

Im Branitzer Park bei Cottbus gab es im Juni 2002 eine Romantiknacht mit über 10 000 Besuncher. Hier wurde das Unmögliche möglich. Tausende sahen das wunderbare Licht der blauen Blume, das geheimnisvolle Sinnbild der Poesie.

Aus dem Schulalltag

Brigitte Lunghard (Geschichten)
Bernd Lunghard (Gedichte und Zeichnungen)

Der Eintrag

1959. Ich war acht Jahre alt und ging in die dritte Klasse. Sicher – ich war nicht die beste Schülerin, aber auch längst nicht die schlechteste. Was pinselte die dumme Kuh also so lange in meinem Hausaufgabenheft herum? Ich hatte überhaupt nicht gequatscht. Ich hatte mich nur umgedreht und Felix gefragt, ob er mit der Aufgabe schon fertig wäre. Endlich bekam ich mein Heft zurück: „Hier! – Und morgen will ich die Unterschrift sehen!“

Was? So ein langer Eintrag? Über eine halbe Seite rot bekritzelt! Nein, den zeigte ich bestimmt nicht zu Hause vor! Nie und nimmer! Nicht, dass ich Schiss gehabt hätte, aber ich wollte meine Großmutter-Mutter[1] auch nicht unnötig aufregen. Und außerdem hatte ich gar nichts gemacht! Nein, auf die Unterschrift konnte die Grüne lange warten, das stand fest!

„Na“, fragte mich Frau Grünlich am nächsten Tag, „hast du Mutti den Eintrag gezeigt?“

„Klar!“, sagte ich.

[1] Ich lebte bei meiner Oma, zu der ich Mutti sagte, weil sie mich aufzog und gut zu mir war.

„Dann gib mal dein Heft her!“

Ich reichte es ihr. Sie blätterte darin herum. – So was Blödes! Als ob es nichts Wichtigeres gäbe! – Endlich hatte sie die Seite gefunden. „Aber der ist doch gar nicht unterschrieben!“

Natürlich nicht, dachte ich und hob die Schultern: „Muss Mutti wohl vergessen haben ...!“

Auch am folgenden Tag hatte Mutti die Unterschrift vergessen.

Und am darauffolgenden.

Als ich schließlich noch behauptete, das Heft verbummelt zu haben, wurde es Frau Grünlich zu bunt. Sie sah im Klassenbuch nach, wer in meiner Nähe wohnte. Dann beauftragte sie Harry, nach der Schule mit mir nach Hause zu gehen und meine Mutti zu informieren. Das könnte der Grünlichen so passen! Ausgerechnet Harry, der Hänfling! Mit dem würde ich zehnmal fertig!

Natürlich latschte Harry nach der Schule treu und brav hinter mir her. Ich versuchte es zunächst auf die sanfte Tour: „Hör mal, Harry“, sagte ich, „du kannst ruhig nach Hause gehen; meinen Weg finde ich sehr gut alleine!“

Aber Harry reagierte nicht.

„Ich schenke dir auch meinen gelben Buntstift.“

Harry antwortete nicht.

„Und den grünen und den blauen noch dazu!“

Harry blieb stumm.

So ein sturer Hund! Jetzt reichte es! Ich schrie ihn an: „Entweder du verschwindest, oder ich schlage dich grün und blau!“

Harry sagte noch immer nichts, er wurde nur eine Spur blasser. Und er trottete weiter hinter mir her.

„Hast du nicht gehört?“, brüllte ich. „Ich mach aus dir Puppenlappen!“

Harry wurde noch blasser, wich aber nicht von meinen Fersen.

Schließlich standen wir vor unserem Haus. „Ich gehe da jetzt allein rein“, sagte ich.

Und ich versuchte, ihm die Haustür vor der Nase zuzuknallen.

Doch als ich die Treppe hoch rannte, hörte ich schon wieder hinter mir seine Schritte.

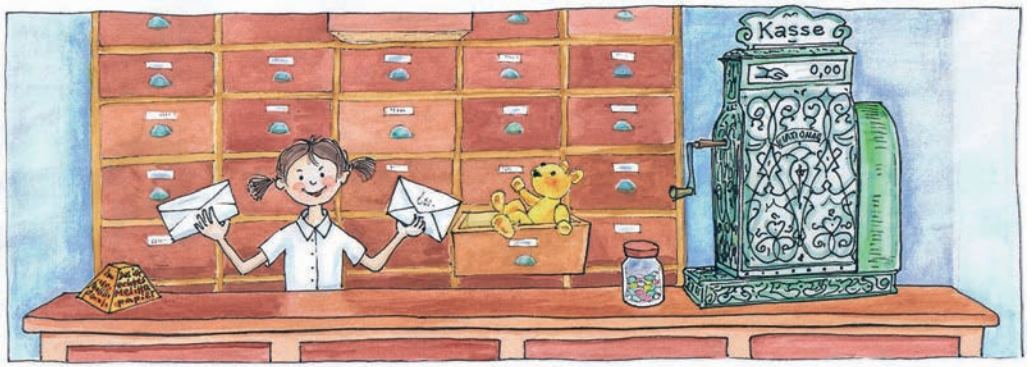
Erst als meine Mutter die Tür öffnete, brach Harry sein Schweigen: „Gitti hat einen Eintrag bekommen. Frau Grünlich will morgen die Unterschrift sehen."

„Na ja, ist ja nichts Neues!", sagte meine Mutti, nachdem sie ihn gelesen und unterschrieben hatte. Dann sah sie mich schmunzelnd an und fragte: „Und deswegen hattest du solche Angst, dass du gleich deinen Freund mitgebracht hast?"

Warum ich nicht Verkäuferin wurde

Als ich elf war, wollte ich unbedingt Verkäuferin werden. Das war mein sehnlichster Berufswunsch. Kein Wunder also, dass ich im benachbarten Schreibwarengeschäft bald ein und aus ging, nachdem ich mir zunächst tagelang die Nase an der Schaufensterscheibe platt gedrückt hatte. Faszinierende Dinge gab es in der Auslage zu sehen, verkauften die Dresslers doch neben den Schreibwaren noch manches andere: Bücher und Abziehbildchen, Ansichtskarten und Briefmarken, sogar Spielzeug. Kurz: Vom Buntstift bis zum Luftroller – in Dresslers Kramladen gab es alles!

Irgendwann rief mich Frau Dressler herein, oder ich betrat selbst den Laden. Ich wollte natürlich nichts kaufen, nur beim Verkaufen zusehen. Es dauerte nicht lange und die Dresslers kannten mich gut, rannte ich doch nun fast täglich nach der Schule in ihr Geschäft. Zu dieser Zeit war ich wohl häufiger bei ihnen als zu Hause. Anfangs stand ich meist still in einer Ecke und beobachtete interessiert, wie Frau Dressler die gewünschten Dinge aus den Wandfächern zog, sie den Kunden zeigte, mitunter anpries, oder wie sie die Kasse bediente. Bald jedoch wurde ich in das Verkaufsgeschehen einbezogen. Jedes Mal, wenn im Laden bestimmte Artikel nicht mehr vorrätig waren, schickte Frau Dressler ihren Mann ins Lager, um die fehlenden Sachen herbeizuschaffen. Dann sah er zu mir und fragte: „Willst mitkommen?"



Und ob ich wollte! Das Lager glich einem Wunderland. Es war zwar nicht groß, aber mit Regalen vollgestellt, die bis an die Decke reichten. Und die wiederum waren mit den schönsten Sachen vollgestopft, die ich mir nur vorstellen konnte. Da gab es Bälle und Luftballons, Puppenkleidchen und Puppengeschirr, Poesiealben und Zeitschriften, Lampions, Schaukelpferde, Schwimmringe und Dreiräder. Und zwischen den Regalen standen noch prall gefüllte Kisten. Nicht lange, und ich wusste genau, wo jedes Ding zu finden war – ja, ich fand die gewünschten Sachen oft schneller als Herr Dressler.

Selbst im Verkaufsraum durfte ich helfen. Mein Platz war nun nicht mehr in einer Ecke – nein, ich stand sogar hinter dem Ladentisch. Ich reichte den Kunden die Waren aus den Wandregalen, wusste ich doch auch hier längst, wo alles seinen Platz hatte. Ich entdeckte, dass auf harten Bleistiften ein großes H und auf weichen ein B aufgedruckt war, ich wusste, welche Umschläge auf welche Schulbücher passten und ob Radiergummis bloß schmierten oder radierten. Wenn einem Kunden ein Artikel nicht gefiel, zeigte ich ihm andere. Wirklich – ich durfte selbstständig beraten und bedienen! Bei Frau Dressler musste nur noch bezahlt werden, denn die Ladenkasse war für mich tabu, aber die interessierte mich auch nicht.

Ja, die Stunden in Dresslers Laden zählten damals zu den glücklichsten meines Lebens und das wäre sicher noch lange so geblieben, wenn es folgenden Vorfall nicht gegeben hätte: Wieder einmal stand ich hinter dem Verkaufstisch, hatte einer Kundin mehrere Sorten Briefpapier gezeigt, sie entschied sich für das gelbe, vielleicht weil bei diesem jeder Briefbogen rechts oben mit einem kleinen Katzenbild bedruckt war. Sie bezahlte und wollte gerade gehen, als sie sich plötzlich bückte und einen Fünf-Mark-Schein aufhob. Er muss irgendwo zwischen der Tür und dem drehbaren Postkartenständer gelegen haben, ich hatte ihn gar nicht bemerkt. Sie reichte ihn Frau Dressler, weil sie glaubte, dass ihn ein Kunde verloren hätte. Und obwohl ihr Frau Dressler nur flüsternd antwortete, ein paar Satzfetzen entgingen mir nicht. Deutlich hörte ich: „... absichtlich hier ..., ... Gitti ..., ... auf die Probe stellen ...“ Im selben Moment spürte ich, wie meine Knie weich wurden. Tränen schossen mir in die Augen. Dresslers zweifelten an meiner Ehrlichkeit. Sie trauten mir nicht! Warum? In der ganzen Zeit, in der ich im Laden half, hatte ich nicht ein einziges Stammbuchbildchen, nicht mal eine Büroklammer mitgehen lassen. Wieso fürchteten sie, dass ich sie beklauen könnte? Ich wollte die Waren doch nur anbieten, die Kunden bedienen. Einzig und allein daran hatte ich Freude.
Bis zu jenem Tag!

Schadenfreude

Unser Sportlehrer Herr Brauer
scheucht uns übern Hof.
Drum steht an der Schulhausmauer:
Brauer Gleichstrich DOOF.

Kommt die kleine Frederike
mal nicht übern Bock,
zieht Herr Brauer hoch die Brauen,
als bekäm' er einen Schock.

Heute hat Herr Brauer Rike
den Sprung vorgemacht.
Sprang zu hoch, fiel auf den Hintern.
Mann, hab'n wir gelacht!

Abschiedsbrief

Hallo, Kerstin!

Du bist meine Freundin nicht mehr.
Du hast mich nicht abschreiben lassen.
Du hast dein Heft vor mir versteckt
und gesagt, ich soll selbst aufpassen.

Silke gab mir sofort ihr Heft
und sogar ihren Füller dazu.
Und außerdem ist Silke auch
noch zehnmal hübscher als du!
Und darum ist es zwischen uns aus.

Viele Grüße!
Klaus

Von Bernd Lunghard bisher als Buch
beim REGIA-Verlag Cottbus erschienen:

Wie fühlst du dich?
Ein Kunstbuch für Kinder (2009)
ISBN 978-3-939656-80-7

Spinnefaxereien (2010)
44 Gedichte mit 26 farbigen Illustrationen des Autors
ISBN 978-3-86929-156-7

Hinter den Rosenhecken (2012)
45 Gedichte und 41 ganzseitige farbige Illustrationen
ISBN 978-3-86929-122-2

Gedichtbehandlung

Heut haben wir ein Gedicht durchgenommen.
Zuerst hat's der Lehrer vorgelesen,
da ist es noch sehr schön gewesen.

Dann sind fünf Schüler drangekommen,
die mussten es auch alle lesen;
das war recht langweilig gewesen.

Dann mussten drei Schüler es nacherzählen –
für eine Note; sie hatten noch keine,
da verlor das Gedicht schon Arme und Beine.

Dann wurde es ganz auseinandergenommen
und jeder Vers wurde einzeln besprochen.
Das hat dem Gedicht das Genick gebrochen.

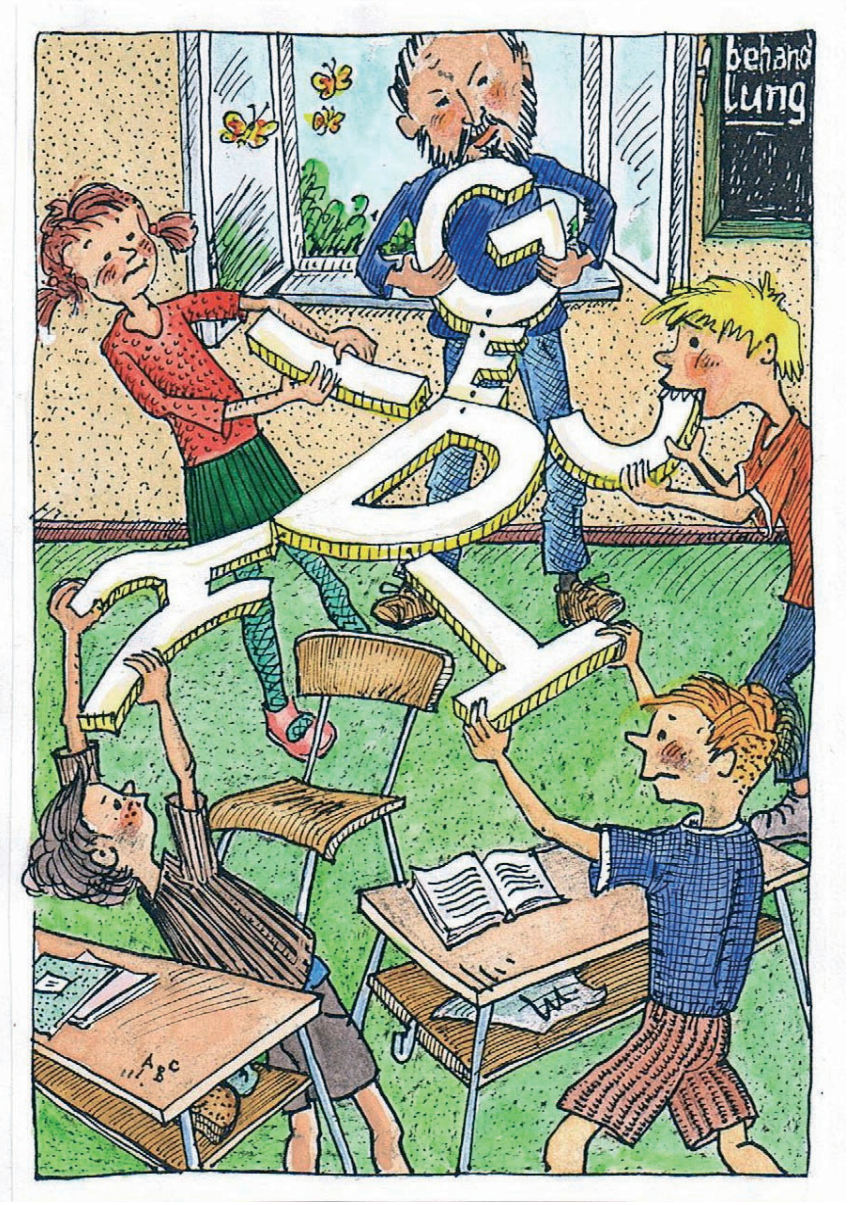
„Warum tat der Dichter dies Wort wohl wählen?
Warum benutzte er jenes nicht?"
Und schließlich: „Was lehrt uns dieses Gedicht?"

Dann mussten wir in unsre Hefte eintragen:
Das Gedicht ist ab Montag aufzusagen.
Die ersten fünf kommen Montag dran.

Mich hat das zwar nicht weiter gestört;
ich hab das Gedicht so oft heut gehört,
dass ich es jetzt schon auswendig kann.

Aber viele machten lange Gesichter
und schimpften auf das Gedicht und den Dichter.
Dabei war das Gedicht zunächst doch sehr schön.

So haben wir oft schon Gedichte behandelt.
So haben wir oft schon Gedichte verschandelt.
So sollen wir lernen, sie zu verstehn.



„In Sachen des Stadtmusikus Carl Ernst Schwahn wider die Dorfgemeinde zu Reppist“

Land- und Stadtgericht zu Senftenberg, bearbeitet von Rolf Radochla

Das Königliche Land- und Stadtgericht zu Senftenberg [hat] … für Recht erkannt:
daß Kläger mit seinem Antrage:
die verklagte Dorfgemeinde für schuldig zu erachten, bei Hochzeiten und anderen Ehrengelagen und Tanzvergnügen sich der allein von ihm – dem Kläger – zu verrichtenden musikalischen Aufwartung bei einer … Strafe von 5 Rt. und zu erweisenden Schadenersatzes zu bedienen, auch ihm die durch die am 26sten und 27sten November 1837 entzogene Musick in seperato zu ermittelnde Entschädigung zu gewähren,
wie hiermit geschieht abzuweisen, und die Kosten des Prozesses zutragen und resp. zu erstatten gehalten.
Von Rechts Wegen.
Gründe:

Der Kläger behauptet, daß ihm bei seiner Anstellung als Stadtmusikus hierselbst von dem hiesigen Magistrate das ausschließliche Recht, in den Kastendörfern, zu denen auch Reppist gehöre, die musikalischen Aufwartungen zu machen, verliehen sei, … und hat, da sich die verklagte Gemeinde der von ihm und dem hiesigen Königl. Rent- und Polizei-Amte erhaltenen Untersagung ungeachtet, dennoch am Kirmesfeste den 26sten und 27sten November 1837 anderer Musik bedient habe, klagend gegen sie angetragen:

Sammlung Rolf Radochla

Musikanten. Zeichnung aus: Heimatkalender für die Niederlausitz 1936, Beitrag Robert Behla – Hochzeitsfreuenden, Seite 35

Die Gemeinde zu Reppist für schuldig zu erachten, daß dieselbe sich bei Hochzeiten und anderen Ehrengelagen und Tanzvergnügen nur seiner musikalischen Aufwartung bei 5 Rt. Strafe und Schadensersatz zu bedienen, auch den durch die entzogene Musick gehabten Schaden zu ersetzen.

Die Beklagte hat dagegen die Abweisung des Klägers beantragt, indem sie zwar zugestanden sich an dem gedachten Kirmesfeste anderer Musick als der des Klägers bedient zu haben, aber das vom Kläger behauptete ausschließliche Recht zu musikalischen Aufwartung in Reppist bestritten hat.

Aus der Bestallung des Klägers als Stadtmusikus hierselbst vom 28sten Februar 1833 an sich, kann derselbe das beanspruchte Recht gegen die verklagte Gemeinde nicht herleiten …

Wenn man auf die Worte in der Bestallung: auch alle musikalische Aufwartung bei Hochzeiten und anderen Ehren-Gelagen in der Stadt und bei unseren Kastenunterthanen auf denen Dörfern gegönnet werden soll, dahin auslegen möchte, daß dem Kläger ein ausschließliches Recht zu aller und jeder musikalischen Aufwartung verliehen sei, und wenn man ferner die Verklagte Gemeinde zu den Kastenunterthanen des hiesigen Magistrats rechnen möchte, so müsste Kläger dennoch nach dem bekannten Rechtsgrundsatze: Niemand kann dem Andern mehrere Rechte übertragen, als er selbst besitzt, §. 108 der Einleitung zum Allgemeinen Land-Recht, zuvörderst

nachweisen, um aus der Verleihung resp. Abtretung ein Recht gegen die Verklagte zu erlangen, daß … dem Magistrat, das Recht zusteht, die persönliche Freiheit der Eingesessenen seine Dörfern unter anderen auch in der Wahl der Musikanten zu ihren musikalischen Verrichtungen beschränken zu dürfen und dies um so mehr, da die Freiheit der Personen rechtlich präsumiert [vorausgesetzt] wird.

Eine solchen Beweis hat Kläger jedoch nicht angeführt und er kann daher das qu.[alifizierte] Recht aus dessen angebliche Verleihung und Abtretung gegen die Verklagte nicht geltend machen.

Dasselbe Resultat folgt auch aus den eidlichen Aussagen des früheren Bürgermeister Hermann und der Wittwe Zschieschke, deren Wissenschaft überhaupt nur auf Hörensagen beruht. Denn … im Allgemeinen [wird] nur das documentiert was in der Bestallung … gesagt ist. Sie enthalten mithin in der Hauptsache nur Urtheile und lassen die Thatsache, daß und weshalb dem Magistrate das qu.[alifizierte] Recht zusteht, unberührt, auf welches Factum es hier gerade ankommt.

Aber auch das 2te Klagefundament – die Verjährung – hat Kläger nicht zu erweisen vermocht.

Der sonst erhabene Beweis documentiert, daß bei der verklagten Gemeinde auch andere Personen musikalische Aufwartungen verrichtet haben, nur nicht bei Hochzeiten und Kindtaufen, ohne dabei feindlich oder bittweise zu Werke gegangen zu sein oder den Stadtmusikus um Erlaubniß gefragt oder ihn entschuldigt zu haben.

Bei Hochzeiten hat, wie der Schullehrer Schwarz eidlich ausgesagt hat, nur der hiesige Stadtmusikus mit seinen Leuten gespielt und zwar in den Jahren 1785–1795. Denn aus dieser Zeit reichet die Wissenschaft des Zeugen überhaupt nur her.

Ferner hat die Wittwe Zschieschke, deren Ehemann von 1805–1815 Stadtmusikus hierselbst gewesen ist, und dessen Amt sie nach dessen Tode noch einige Jahre durch Gehilfen hat fortsetzen lassen, eidlich deponiert, daß ihr Mann selbst oder durch seine Leute in Reppist bei Hochzeiten und sonstigen Tanzvergnügen Musik gemacht oder hat machen lassen, wie sie von ihrem Mann oder dessen Leuten gehört habe.

Endlich hat der Musikus Bennewitz, welcher gegenwärtig 34 Jahr alt ist, eidlich erhärtet, daß sein Lehrherr Markgraf in Reppist hat Musick machen lassen.

Obgleich diese Aussagen einen vollständigen Beweis nicht liefern, indem Zeugin Zschieschke nur von Hörensagen spricht, und Zeuge Bennewitz nun deshalb nicht vollkommen glaubwürdig ist, da er noch Gehilfe des Klägers, mithin bei der Sache interessiert ist, so ließen dieselben mit Rücksicht darauf, daß sie mit den Aussagen der übrigen Personen nicht im Widerspruche, vielmehr im Einklange stehen, die Verstattung des Klägers zum Erfüllungseide darüber, daß resp. Er oder seine Amtsvorgänger die musikalischen Aufwartungen bei Hochzeiten und Kindtaufen während der rechtsverjährter Zeit verrichtet haben, rechtfertigen, wenn durch die bloße Ausübung des Musikemachens ein dauerndes ausschließliches Recht die Musik auch fernerhin exerciren, überhaubt nur erworben werden könnte…

Kläger müsste also, um den Besitz des fraglichen Rechts darzuthun, nachweisen, daß die Verklagte nur ihn oder seine Vorfahren zu Hochzeiten oder Kindtaufen angenommen haben und nur annehmen durften, eventual.[iter] Letzeres thun zu müssen vermeinten, da er oder seine Vorfahren das zu verlangen berechtigt wären.

Eine solchen Beweis hat Kläger jedoch ebenfalls nicht geführt, er ist also nicht als Besitzer des qu:[alifizierten] Rechts zu erachten, und kann, da ohne Besitz keine Verjährung möglich ist, dasselbe deshalb auch nicht durch Verjährung erworben, weshalb es ihm auch in diesem beschränkteren Umfange nicht einmal zugesprochen werden konnte, er vielmehr mit seinem Klageantrage pure abgewiesen werden musste, welcher Umstand aber die Tragung resp. Erstattung der Kosten zur Folge hat.

Unterschriften: Hecht. Kobligk. Urkundlich unter des Gerichts größerm Insiegel und der verordneten Unterschriften ausgefertigt. Senftenberg den 31. August 1839.

Quelle: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 8 Stadt Senftenberg Nr. 2960/51

Vom Bergbauhaus zum Kreishaus

1924, vor nunmehr 90 Jahren, wurde es am Senftenberger Dubinaweg eingeweiht

Hans Hörenz

Seitdem vor 90 Jahren, am 16 Mai, auf einem Grundstück am Dubinaweg Nr. 1 in der Stadt Senftenberg ein ansehnlicher Verwaltungsbau, das Bergbauhaus, eingeweiht wurde, sind hier Bürgerinnen und Bürger hunderttausende Mal ein- und ausgegangen. Nur 23 Jahre hatte das Gebäude seinem Bauherren, dem Niederlausitzer Bergbauverein gedient. Nach dem verheerenden Zweiten Weltkrieg, bei dem es zuvor auch zu erheblichen Zerstörungen in der damaligen Kreisstadt Calau kam, wurde es 1947 notwendig, den Sitz des Landratsamtes nach Senftenberg zu verlegen. Das Bergbauhaus bot für den neuen Sitz des Landratsamtes und des Kreises, der erst 1950 auf Beschluss der brandenburgischen Landesregierung von Calau in Kreis Senftenberg umbenannt wurde, günstige Voraussetzungen. Durch die Verlegung des Kreissitzes in das Zentrum des Niederlausitzer Braunkohlenbergbaues wurde gleichzeitig eine Absicht realisiert, die bereits 1931/32 ins Auge gefasst war. Während die Stadt Senftenberg seinerzeit schon mehr als 18 000 Einwohner zählte, waren es in dem kleinen Beamtenstädtchen Calau nur knapp 4000.

Obwohl das Gebäude am Dubinaweg in Senftenberg nun schon fast dreimal solange ein Kreishaus ist, erinnern sich die einstigen Bergleute aber immer noch daran, dass hier auch mehr als zwei Jahrzehnte lang Niederlausitzer Bergbaugeschichte geschrieben wurde. Deshalb gehört heute das Haus am Dubinaweg ebenso wie auch andere, so das frühere Knappschaftskrankenhaus, die Bergingenieurschule oder das ehemalige Verwaltungsgebäude der VVB Braunkohle in der Laugkstraße zu den bergbauhistorischen Gebäuden in der Stadt.

Als 1924 das Bergbauhaus an Senftenbergs Stadtrand der Bestimmung übergeben wurde, war das Umland bei weitem nicht so, wie es sich heute darstellt. Zwar waren der Schlosspark und die Amtsmühle damals in unmittelbarer Nähe, aber von einem Tagebau Niemtsch, aus dem der rund 1 300 Hektar große Senftenberger See mit dem heute über Ländergrenzen bekannten

Fotos (4) Hans Hörenz

Erholungsgebiet entstanden ist, war noch nicht die Rede.

Das Bergbauhaus am Dubinaweg präsentierte sich von 1924 bis 1945 in der Gestalt, wie es auch heute noch die Blicke auf sich lenkt. Mit seinen Büro- und Sitzungsräumen bot das Geschäftshaus für

Als Erdmann Schülke Fuhrparkleiter und Cheffahrer der Niederlausitzer Wassergesellschaft am Dubinaweg war, fungierte er zugleich eine Zeit lang als Wehrleiter der Freiwilligen Feuerwehr von Jüttendorf. (Schülke rechts im Bild)

die damalige Zeit außerordentlich gute Arbeitsbedingungen für die Mitarbeiter des Niederlausitzer Bergbauvereins und des Arbeitgeberverbandes des Niederlausitzer Bergbaus sowie der Niederlausitzer Wasserwerksgesellschaft, die ebenfalls Nutzerin des Hauses war. Erwähnenswert ist auch, dass im Bergbauhaus die damals in unserer Region bekannte Ostelbische Treuhandgesellschaft für Bergmannssiedlungen, die Redaktion der Werkszeitung „Der Niederlausitzer Braunkohlenbergmann“, die Revierrettungsstelle und auch ein Braunkohlenmuseum ihren Sitz hatten. So gesehen war der Dubinaweg, der in den früheren Straßen- und Einwohnerverzeichnissen der Stadt Senftenberg als Verbindung zwischen der Dresdner Straße bis Feldmark Jüttendorf ausgewiesen wird, mit dem Gebäude Nr. 1 von Beginn an ein Anlaufpunkt für Bergleute und viele Bewohner des Kohlereviers, aber auch für Bedienstete der Behörden und Mitarbeiter von Einrichtungen und Institutionen. Durch die seinerzeit am Gebäude vorbeiführenden Reichs-, später Fernverkehrsstraße 96 in Richtung Hoyerswerda war zugleich eine günstige Erreichbarkeit des Verwaltungssitzes gegeben.

Als 1947 das Landratsamt Calau seinen Sitz nach Senftenberg verlegte, umfasste das Kreisgebiet die Städte Calau, Drebkau, Lübbenau, Senftenberg und Vetschau sowie 128 Gemeinden. Die Räumlichkeiten in dem verhältnismäßig großen Gebäude, aber dennoch kleineren im Vergleich zu Calau, reichten nicht aus, um hier alle Fachabteilungen und Mitarbeiter unterzubringen. Deshalb wurden mehrere auf dem Gelände des Dubinaweg Nr. 1 stehenden Verwaltungsbaracken, etliche Wohnungen im Haus sowie die dazugehörige Villa, in der eine zeitlang Bergassessor Hans Titze mit seiner Familie wohnte, für die landrätliche Verwaltung genutzt. Es war ein Vorteil für die neuen Hausherren, dass der im bisherigen Bergbau-Objekt wohnende und zuvor als Cheffahrer tätige Erdmann Schülke, der sich auf dem Komplex wie kein anderer ein- und auskannte, der erste Hausinspektor in der nach Senftenberg verlegten Kreisverwaltung wurde. Eine Enkelin von Erdmann Schülke, die seit Jahrzehnten in der Schweiz lebende Ursula-Renate Michel, nutzt Besuche bei Freunden in Senftenberg gern auch, um auf die einstige Wirkungsstätte ihres Großvaters und das Umfeld einen Blick zu werfen. Sie ist beeindruckt, wie

Sammlung (2) Hans Hörenz

Das Landratsamtsgebäude in Calau, das 1945 durch Kriegseinwirkungen schwere Schäden erlitt. Das Haus zeigt sich allerdings nicht mehr in dieser einst meisterhaften architektonischen Gestalt. Heute sind hier auch noch Bereiche der Verwaltung des Landkreises Oberspreewald-Lausitz untergebracht. Abbildung aus: Jahrbuch des Kreises Calau, 1937

sich hier alles verändert hat. Dennoch war für sie schon in ihrer Kindheit das Umland vom Dubinaweg ein schönes Fleckchen Erde zum Spielen und Zeitvertreib, woran sie sich gern erinnert.

Kaum zwei Jahre nachdem der Kreis Senftenberg aus der Taufe gehoben wurde, erfolgte 1952 durch eine umfassende Verwaltungsreform in der DDR die Bildung von Bezirken. Das brachte erneut Veränderungen in der Struktur der Kreise mit sich. Während beispielsweise Lauchhammer,

Ruhland, Ortrand und weitere Ortschaften dem Kreis Senftenberg zugeordnet wurden, war mit der Bildung eines Kreises Calau auch Calau wieder Kreisstadt geworden. Bis 1993 blieb sie das. Dennoch konzentrieren sich hier auch heute noch Behörden und Verwaltungsstellen wie kaum in einer anderen Kleinstadt im brandenburgischen Land. Im ehemaligen Landratsamt gehen beispielsweise die Mitarbeiter mehrerer Ämter und Sachgebiete der Senftenberger Kreisverwaltung ihrer Arbeit nach. Und auch das Finanzamt, das in Calau seinen Standort hat, ist 2013 durch die Eingliederung des Finanzamtes Finsterwalde ein bedeutendes Finanzorgan im Land Brandenburg geworden.

Seitdem 1947 die damalige Bergarbeiterstadt Senftenberg auch Kreisstadt wurde und von nun an das Bergbauhaus ein Kreishaus war, haben hier zwölf Landräte und Ratsvorsitzende ihres verantwortungsvollen Amtes gewaltet. Eine leichte Aufgabe war es für keinen. Karl Freter, der schon in der Weimarer Zeit sozialdemokratischer Landrat unseres Kreises war und nach der Machtergreifung durch Hitler im Jahre 1933 auch einige Zeit in Schutzhaft und Konzentrationslagern verbringen musste, war nach dem verheerenden Krieg der erste Landrat, dem diese Funktion übertragen wurde. Die größten Kriegsschäden zu beseitigen, das Leben der Bevölkerung in den Städten und Gemeinden zu normalisieren, tausenden Menschen, die ihre Heimat verloren und hier Wohnraum benötigten, Unterstützung zu geben, waren ebenso seine Aufgaben wie Industrie und Wirtschaft wieder anzukurbeln oder die Versorgung der im Kreis wohnenden Menschen mit Lebens- und Nahrungsmitteln zu gewährleisten. Für die zu DDR-Zeiten tätigen Ratsvorsitzenden, wie beispielsweise Hans Schmidt, Gerhard Reinsberg oder Günter Müller, gehörte die Verbesserung der Wohnbedingungen der Bevölkerung stets zu den wichtigsten Aufgaben. In einer Bilanz aus dem Jahre 1987 wurde ausgewiesen, dass sich durch Neubau, Modernisierung und Rekonstruktion von Wohnungen für 52 000 Bürgerinnen und Bürger des Kreises die Wohnverhältnisse verbessert hatten. Kritisch wurde aber gleichzeitig vermerkt, dass es in dem sei-

Foto Hans Hörenz

Blick auf einen Teil des Landratsamtskomplexes in Senftenberg. Von links nach rechts: ein Teil des Hauptgebäudes, dem 1924 als Bergbauhaus eingeweihten Gebäude, ein in den siebziger Jahren errichtetes Verwaltungshaus des damaligen Rates des Kreises (Bildmitte) und das neue Jugendamt (rechts im Bild), das mit seiner abgerundeten Fassade aus Glas und Stahl einen eigenständlichen Teil der landrätlichen Verwaltung am Senftenberger Dubinanaweg darstellt. Im Jahre 2012 begannen umfassende Sanierungsarbeiten, die insbesondere der Modernisierung der Brandschutzanlagen und der Schaffung barrierefreier Zugänge dienen. diese sollen im Jahre 2014 abgeschlossen werden

nerzeit fast 115 000 Einwohner zählenden Kreis noch 4 618 Wohnungssuchende gab. Diese Sorgen hat allerdings der derzeitige Kreisverwaltungschef Landrat Siegurd Heinze nicht mehr. Ihn bewegt vielmehr, dass seit der Bildung des Landkreises Oberspreewald-Lausitz im Jahre 1993 rund 43 000 Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder weniger bei den Einwohnermeldeämtern registriert sind.

Das war und ist auch jetzt noch mit einem erheblichen Wohnungsleerstand und dem Abriss tausender Wohnungen, insbesondere in der Kreisstadt, verbunden.

Seit 1947, als die Kreisverwaltung von Calau in das Bergbauhaus nach Senftenberg verlegt wurde, haben sich mehrmals die Kreisgrenzen verändert, sind Ortschaften den Gemeinden, Ämtern und Städten zugeordnet worden. Der Weg des kleinen Dorfes Niemtsch, ganz in der Nähe von Senftenberg, das bis Kriegsende zu Schlesien gehörte, führte vom sächsischen Kreis Hoyerswerda zum Kreis Senftenberg im Bezirk Cottbus, wurde später ein Ortsteil der Gemeinde Brieske, dann wieder eine eigene Gemeinde, die dem Amt Brieske zugeordnet wurde und ist jetzt wieder eine Ortschaft, für die Senftenbergs Bürgermeister als Verwaltungschef fungiert. Mit den Städten Calau, Großräschen, Lauchhammer, Lübbenau/Spreewald, Ortrand, Ruhland, Schwarzheide, Senftenberg und Vetschau, der amtsfreien Gemeinde Schipkau sowie drei Ämtern mit jeweils fünf bis sechs zugehörigen Gemeinden gehört heute der Landkreis Oberspreewald-Lausitz zu den bedeutenden im Land Brandenburg.

Der Verwaltungssitz am Dubinaweg in Senftenberg, auf dem neben dem Hauptgebäude weitere vier Häuser den Mitarbeitern zur Verfügung stehen, bietet günstige Voraussetzungen für die Leitung des derzeitig eine Fläche von 1 216,65 Quadratkilometer umfassenden Landkreises.

Das sich in den zurückliegenden Jahren veränderte ummittelbare Umfeld des Kreissitzes mit dem 2013 eröffneten modernen Stadthafen oder die Neugestaltung des Schloss- und Tierparks beeindrucken auch die Bürger, die im Landratsamt ihre Anliegen zu klären haben. Eine erneute Kreisreform, von der schon wieder die Rede ist, wird in den nächsten Jahren im brandenburgischen Land nicht ausbleiben. Möge es gelingen, Senftenberg als Kreissitz zu erhalten.

Fotos (2) Hans Hörenz

Das größte Hochhaus in der Stadt mit nahezu 300 Wohnungen, wie es sich 1995 präsentierte. (Foto vom Schlosspark aus). Die Ratsversitzenden beziehungsweise Landräte sowie Mitarbeiter hatten den Aufbau und wenige Jahrzehnte später schon wieder den Abriss an jedem Arbeitstag im Blick – nur etwa 200 Meter vom Kreishaus-Komplex entfernt

Radbot oder die Schlacht am Koschenberg

Rolf Radochla

Je mehr sich Deutschland aus den Überbleibseln des Frankenreiches unter der Herrschaft der Sachsenkönige, den Ottonen, zu lösen begann, rückte das heidnische Slawengebiet zwischen Saale, Elbe und Oder, damit auch die Lausitz, ins Blickfeld des sächsischen und thüringischen Adels. Der nach Karl dem Großen nächste Eroberungsstoß wurde vom Sachsenkönig Heinrich I. im Jahre 932 in unser Land geführt.

Volkskundler und Heimatforscher Ewald Müller zu dem Ereignis: *Heinrich I. hatte durch diese Kriegszüge gegen die Wenden … sie tributpflichtig gemacht, jedoch vollständig bezwungen hatte er sie nicht.*[1]

Im ganzen Land der Lausitzer entstanden die vielen kleinen Rundburgen, die nach der Meinung des Archäologen Felix Biermann, in einem Vortrag 2012 geäußert, von politischer Zersplitterung in kleine und kleinste Einheiten zeugen. Unter König Otto I. kam es dann, obwohl sich die Lausitzer wahrscheinlich die ganze Zeit friedlich verhalten hatten, zu einem Heerzug des berüchtigten Markgrafen Gero im Jahre 963 gegen die Lausitz. Die brachte die Lausitzer in die endgültige Abhängigkeit von den Deutschen, auch wenn nach der Jahrtausendwende die Lausitz zeitweise, zwischen 1003 und 1031, an den Polenkönig Bolesław Chrobry und seine nächsten Nachfolger nach Lehnsrecht fiel.

Wir wissen von den Ereignissen dieser lange zurückliegenden Zeit, weil Priester und Mönche, die Wissen, Fähigkeit und Zeit hatten, Annalen und Chroniken zu schreiben, wie der Mönch Widukind von Corvey[2] mit seiner Sachsengeschichte und der Bischof Thietmar von Merseburg mit seiner Chronik aus der Sachsenkönigszeit.

Natürlich haben sie sich auch als Volksüberlieferungen in Form von Legenden und Sagen erhalten. So scheinbar auch jene Geschichte, von der die oben genannten Autoren jedoch keine Nachricht hinterließen: der großen Wendenschlacht am Koschenberg. Dieser eignete sich als steiniger Fels in sandiger Umgebung schon jeher gut zur Legendenbildung und als Erzählungshintergrund.

In dem 1925 herausgegebenen „Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda“ schildert in einem vorderen Kapitel der Lehrer Georg Werchan aus Grube Erika unter dem Titel „Aus der Geschichte der Oberlausitz“ auch diese Schlacht (Seite 27 ff.) und beruft sich auf einen, von ihm leider nicht benannten Chronisten alter Überlieferungen. In der Paulitzchronik von Senftenberg wird sie als Sage erzählt, ebenso bei Werner Forkert in stark gekürzter Form.[3]

Werchan erzählt: *Daß die heidnischen Wenden in der Nähe des Koschenberges zwischen Tätzschwitz, Lauta, Koschen, Geierswalde, Hosena ihre Begräbnisplätze und Opferstätte hatten ist wohl durch die Ueberreste, die man öfters hier aufgefunden, klar erwiesen. Der Sage nach soll auch hier eine der furchtbarsten Schlachten zwischen dem Herzoge zu Sachsen, Kaiser Heinrich I., und den heidnischen Wenden am Koschenberg 923 geschlagen worden sein.*

Am Koschenberge hatten sich die Wenden unter ihren Anführer, Radbot, einer der Tapfersten, gelagert; sie hatten gen Süden die Sümpfe und die große Lausitzer Heide als Schutzmauer vor sich. Heinrich I. kam von den Bergen, wo später Kamenz erbaut wurde, mit seinem Heere und dem Grafen Dittmar von Wettin, und erwartete seinen treuen Gero; er kam mit Graf Friedrich und seine Scharen. Schon einige Wochen zuvor hatten die Wenden eine große Niederlage in der Schlacht östlich des Radegastberges erlitten. Mit erneutem Mute sollten sie hier abermals angegriffen werden. Die Wenden, die Glut der Rache im Herzen tragend, rückten im Sturmschritt vor, als sie die Deutschen kommen sahen; ihre Pfeile rasselten durch die Panzer der Ritter, ihre Speere suchten die Fugen der

Sammlung (2) Rolf Radochla, Maler Carl Hausmann, Druck in: „Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda“

Rüstungen, durch die sie die Todeswunde geben könnten. In der Mitte des Heeres, focht Heinrich selbst mit. Lange blieb der Kampf unentschieden; Flucht war von keiner Seite möglich wegen der umliegenden Sümpfe und großen Heiden.

Dumpfes Gebrüll der Mordlust und das Geröchel der Sterbenden erfüllte das Schlachtfeld. Furchtbar mähten die Waffen der Wenden unter den Christen, wie die scharfe Sichel des Schnitters unter dem Weizen. Jedoch das Los der Wenden war entschieden, sie mussten unterliegen, unterliegen durch das Weib des Wendenhäuptlings, der Chitava, und ihres Vaters Uleslav, die zum Christentum übergetreten waren. Der Mut der Wenden sank, als sie dieses im Schlachtgewühle hörten. Noch einmal wurde derselbe durch die kräftige Ansprache ihres tapferen Anführers Radbot gestärkt; von neuem entstand ein furchtbarer Kampf; die Wenden warfen Streitäxte und Schilde aus den ermüdeten Armen, um so behänder das Schwert führen zu können. Aber auch die Deutschen drangen mit erneuertem Mute vor. Es kämpfte Mann gegen Mann. Radbot schmetterte mit eigner Hand viele Deutsche zu Boden. Als er auch seinem Todfeind, den Gero, gewahr wird, dringt er wütend auf ihn ein. Doch dieser weicht geschickt dem Todesstreiche aus und schlägt seinem Feinde auf den Helm, daß die Spangen zerspringen, und der Drache, der ihn schmückte, klirrend zur Erde rollte. Das Haupt Radbots war entblößt. Jetzt reißt dieser den Dolch aus dem Gürtel, wirft ihn nach dem Gero, daß er im schnell vorgehaltenen Schilde stecken blieb. Doch in diesem Augenblick bohrt ihm Gero sein Schwert in die Brust, daß Radbot röchelnd unter einem Blutstrom zur Erde fällt. Noch einmal will er sich mit aller Kraftanstrengung erheben, doch da empfängt er den Todesstreich von Geros Hand, und hiermit war das Schicksal der Wenden entschieden. Da sie den Tod ihres Führers sahen, flohen sie.

Zwei kleine Bächlein, die das Schlachtfeld durchrieseln, waren vom Blute gerötet und von Leichen gedämmt. Eine Mühle, die später an

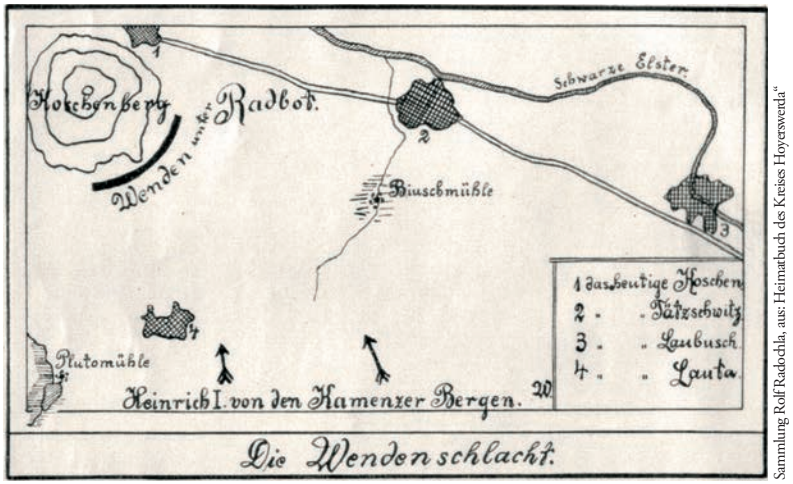
einem Bächlein erbaut wurde, erhielt den Namen Blut- oder Plutomühle, und bezeichnete die Stätte, wo einst so viele Tapfere verbluteten. Eine zweite Mühle, die an dem andern Bächlein erbaut wurde und Bjewoschmühle hieß, bezeichnete den Ort, wo wahrscheinlich der tapfere Radbot seinen Tod fand, denn in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fand der damalige Besitzer der Mühle in der Nähe derselben ein Goldgeschmeide, eine Art Stirnband, das man für einen Schmuck des Häuptlings gehalten hat. Die überwundenen Wenden wurden mit Gewalt zum Christentum bekehrt und an dem klaren Bächlein der Bjewoschmühle getauft, wo einst ihr Abgott gestanden, wovon ebenfalls Spuren gefunden wurden. Ihre Opferaltäre wurden verschüttet und Kreuze an diesen Stätten errichtet.

Am ersten Sonntag nach der Schlacht wurden Chitava und ihr Vater im Beisein Herzog Heinrichs und dessen Gefolge von einem Priester durch eine feierliche Taufe zu Christen geweiht

Im zitiertem Buch finden wir zwei Gemälde abgebildet mit den Titel „Wendenschlacht“ und „Wendentaufe“. Die Gemälde wurden von Carl Hausmann aus Dresden geschaffen. Leider kann ich nur auf die unscharfe, schwarz-weiße Buchillustration der Bilder zurückgreifen. Der zu den Bildern gehörende Untertext ist schwer lesbar und wird deshalb nochmals wiedergegeben:

Wendenschlacht: *Im Jahre 923 n. Chr. werden die Wenden unter König Heinrich* [hinten Mitte] *in der furchtbaren Schlacht bei Tätzschwitz endgültig besiegt, wobei der Markgraf Gero* [links] *den tapferen Anführer Radbot* [rechts liegend] *erschlug. Die deutsche Kulturarbeit faßte festen Fuß.*

Wendentaufe: *Es erzählt die Sage, daß an dem Bache der Bjewoschmühle im Beisein von König Heinrich* [rechts kniend mit Krone] *der besiegte Wenden-Häuptling Uleslaw und seine Tochter Chitava* [am Bach knieend] *nach der Schlacht getauft wurden. Es begann von nun an der Siegeszug des Christentums.*



Sammlung Rolf Radochla, aus: Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda“.

Zum Maler Hausmann habe ich bisher keine Hinweise gefunden, auch nicht, ob es die Bilder noch im Original gibt. Als Arbeitsthese würde ich die Malerei an das Ende des 19. Jahrhunderts stellen, schon wegen des „indianerhaft“ aussehenden Uleslaws. Jene Zeit war für „edle Wilde“ empfänglich.

Weiterhin lieferten die Autoren des Hoyerswerdabuches die abgebildete Kartenskizze von der Schlachtstätte, wiederum ohne Angabe des Autors der Zeichnung, woraus man auf Werchan selbst schließen könnte. Ihm unterstelle ich ebenso die doch sehr blutrünstige Ausschmückung und detaillierte Darstellung des Mordens. Seine Art, die Geschichte zu erzählen, mutet an, als wenn er das Libretto einer Wagner Oper im Auftrag habe. Ich stelle mir den Lehrer Werchan vor, wie er seinen Schülern in der Schule Grube Erika seinen Sagentext vorträgt – ein wirklich nicht leicht zu ertragender Gedanke. Als wenn er die Kinder das Fürchten lehren wollte.

Ewald Müller lieferte etwa um dieselbe Zeit eine Kurzvariante des Geschehens, in der alle möglichen Unsicherheiten getilgt sind und nur ein nüchternes Skelett übrig bleibt:

Am Wahlenberge bei Pulsnitz und darauf an der Blutmühle bei Lauta stellten die Wenden ihre Streitmacht dem Kaiser entgegen. Dieser aber brachte ihnen bei Tätzschwitz eine vollständige Niederlage bei. Von dieser blutigen Schlacht führt wahrscheinlich die nahe gelegene Mühle ihren Namen. Nunmehr wurden die überwundenen Wenden mit Gewalt zur Annahme des Christentums gezwungen.[4]

Vielleicht tut man Werchan auch Unrecht, und der Sagentext ist lediglich von ihm abgeschrieben. Jedenfalls stecken jede Menge historische Ungereimtheiten in dieser Schilderung:

(1) In der Wendenschlachtgeschichte von Werchan ebenso bei Müller wird Heinrich I. zum Kaiser. Tatsächlich war er als erster Nichtfranke und Sachsenherzog König des ostfränkischen-deutschen Reiches geworden, aber er war kein Kaiser. Die Kaiser-Würde holte sich erst sein Sohn Otto I. aus Rom ab, nachdem er in jahrelangen Bürgerkriegen zeitweilige Ruhe im entstehenden Deutschen Reich geschaffen hatte. Heinrich ist also eine reale historische Figur. Heinrich ist richtigerweise auch gegen die Lausitzer und das Bautzener Land gezogen.

(2) Die geschilderte Schlacht soll nach Werchan im Jahre 922 gewesen sein, bei Hausmann auf dem Bild steht 923, historisch bezeugt ist jedoch lediglich der Heerzug Heinrichs im Jahre 932 in die Lausitz.

(3) Fraglich auch die zwei mit ihm ziehenden Grafen Friedrich und Dittmar von Wettin, von denen der erste wegen fehlender weiterer Angaben nicht identifiziert werden kann, und der zweite historisch als Markgraf Dietrich und erster Wettiner erst 200 Jahre später zur Wirkung kam.

(4) Auch der berüchtigte Markgraf Gero, welchen man auf dem Schlachtfeld erwartete, bevor das Gemetzel begann, war um diese Zeit noch gar kein Markgraf. Erst 937 betraute König Otto I. ihn zunächst mit der so genannten Legation, einer Vorstufe zur Markgrafschaft, einer Art Oberbefehl in den Grenzmarken im Kriegsfall und erst ab 941 wird er als „marchio“ bezeichnet. Natürlich könnte Gero als kleiner Gaugraf am Zug Heinrichs teilgenommen haben – alt genug war er damals – doch war er wohl noch nicht der Wenden „Todfeind“ sondern wird seinen erschrecklichen Ruf unter den Wenden als Markgraf erst noch erwerben.

(5) Unabhängige Informationen zu einem wendischen Anführer Radbot gibt es nicht, in der Geschichte und der Sage jedoch kommt ein Friesenkönig Radbot vor, der mit den Franken 150 Jahre früher im Kriege kämpfte. Dieser Figur folgend gibt es eine Zeche in Hamm, eine Kokerei, eine Dampflok, eine Siedlung und anderes mehr, die seinen Namen tragen im deutschen Nordwesten. Ein anderer Radbod war Erzkanzler und -bischof in Trier, ein weiterer war ein Graf und der erste Habsburger. Sorbische, wendische oder slawische Radbots waren nicht zu finden.

(6) Bleiben noch die auftretende Radbot-Frau Chitava, die legendäre Gründerin von Zittau und ihr Vater Uleslaw. Beide scheinen pure Fantasiefiguren zu sein. Immerhin schafft es „Frau Zittau“ zur Romantitelheldin eines im Jahre 1830 erschienenen Ritterromans von Dietrich, in dem auch eine Wendenschlacht am Wahlenberge nahe Pulsnitz und eine andere an einer Blutmühle eine Rolle spielen.

Bekannte Heimatgeschichtsforscher wie Karl Liersch (Cottbus) und Fritz Bönisch (Großräschen) halten die Wendenschlacht am Koschenberg ebenso für Werke der Fantasie, jedoch verweisen beide auf unterschiedliche Schriftsteller. Den Schwindler Abraham Hoseman[5] meint Liersch als Initiator der Geschichte zu erkennen, Bönisch sieht darin eher das Werk der Romantiker[6].

Foto Rolf Radochla

Die sogenannte Blutmühle gibt es tatsächlich - bei Hosena, 2013

Anmerkungen und Quellen

1 Müller, Ewald, Das Wendentum in der Niederlausitz, Reprintdruck, REGIA, Cottbus, 2011
2 Widukind von Corvey, Res gestae Saxonicae / Die Sachsengeschichte, Stuttgart 2006; Thietmar von Merseburg; Chronik, Darmstadt 2011
3 Paulitz, Gottlieb, Chronik der Stadt und des Amtes Senftenberg, Dresden 1892, hier angebracht nach Bönisch, Fritz, Geschichtsbilder vom Koschenberg. In: Heimatkundliche Blätter, Museum Senftenberg 1/1998-Heft 36; SCHWARZE ELSTER, Nr. 444 1932; Forkert, Werner, Senftenberger Rückblicke, Band II, 2007; derselbe, Feste Senftenberg sicherte einst das Elsterland, in: Lausitzer Rundschau vom 10. Februar 2003
4 Ewald Müller. a. a. O.
5 Siehe auch Seite 117, Beitrag zu Hosemann
6 Liersch, Karl, Ein Geschichtsfälscher, in: Niederlausitzer Mitteilungen, Band 19/1930 S. 213-222; Bönisch a.a.O.

Der Fälscher aus Lauban

„Wer schreibt, der bleibt." Vielleicht galt diese Maxime bereits im 16. Jahrhundert, als ein Großteil der Europäer noch gar nicht lesen und schreiben konnte. Der 1561[1] als Sohn eines einfachen Schuhmachers in Lauban (heute Lubań) in Schlesien geborene Abraham Hosemann konnte dies. Sein Vater war weitsichtig und ließ den Jungen zur Schule gehen. Jedoch verschlechterte sich die Lage der Eltern. Die Schuhmacherei des Vaters fiel einem Stadtfeuer zum Opfer – das kam damals in den meisten Städten alle paar Jahrzehnte vor. Wahrscheinlich weitere familiäre Unglücke und Geldknappheit zwangen den Vater, seinen Sohn aus der Schule zu nehmen, um ihn als Lehrling auf Pech und Ahle der Schusterei zu orientieren. Ein Leben als Schuster konnte sich der etwa 14-Jährige nach dem ersten Bildungsgenuss aber nicht mehr als seine Zukunft vorstellen. Der pfiffige Junge rückte aus und fand alsbald einen adligen Gönner, dem er in Jena diente und im Studium begleitete. Später förderte der Abt des Klosters auf dem Petersberg in Erfurt seine Studien.

Der Vater kam ihm jedoch auf die Spur und holte ihn zurück. Diese zweite Schustereizeit brach jäh ab, als der zwingende Vater verstarb. Abraham stürzte sich nun in das Leben eines Literaten und fand in historischen Geschichten eine Goldgrube.

Der Adel liebte lange Ahnentafeln, die von hoher Abkunft zeugten, Städte sonnten sich gern in der Altehrwürdigkeit ihres Stadtrechts und der Hoheit seines Verleihers. Um seiner tollen Geschäftsidee den nötigen Werbeschwung zu geben, verehrte er 1607 dem Kaiser, dem Habsburger Rudolph II., zwei Bände über österreichische Geschichte und führte dort den Ursprung des Habsburger Hauses mit enormer Dreistigkeit auf das Jahr 362 zurück, die er freilich selbst und freihändig erfunden hatte. Der hoch erfreute Kaiser verlieh seinem untertänigen Geschichtsgenie den Titel eines „Kaiserlichen Historiographen".

Infolge beehrte der titeltragende Abraham Hosemann, er nennt sich nun, der Gelehrtensitte nach gräzisiert, „Knemiander", reihenweise Stadtobere und eitle Adlige, vor allem in den beiden Lausitzen und Schlesien, mit konstruierten Geschichtsdaten, die er einer „Burgundischen Chronika des Doktor Mauritius Brand" entnommen haben will, die jedoch nur im Geiste Hosemanns existierte. Seine kreativen Zeugnisse waren so gefragt, dass er sich Vereinfachungen einfallen lassen musste: mehrfach verwendbare, vorgefertigte Texte, in denen er nur noch Städte- oder Adelsnamen, Jahreszahlen und ein paar Hauptdarsteller, manchmal nicht einmal diese, auswechselte.

Zweifler an Hosemanns erfundenen Ersterwähnungen und Stammbäumen gab es seit jeher, dennoch glaubte daran, wer daran glauben wollte, bis ins 20. Jahrhundert hinein. So entging die Stadt

Jubiläumsschrift
zur Feier
des 1000jährigen Bestehens
der Stadt Spremberg.
Herausgegeben vom Festcomité.
8., 9., 10. Juli 1893.
Spremberg
C. F. SAEBISCH.

Sammlung Rolf Radochla

Die Spremberger Jubiläumsschrift anläßlich der 1000-Jahr-Feier. Hosemann behauptete eine Gründung der Stadt durch Kaiser Arnulf hier auf einem Siegelbild

Cottbus im Jahre 1930, auch dank eines Liersch-Aufsatzes (s. Anm. 1) und des Protestes des Stadtarchivars Fritz Schmidt, der Blamage einer 1000-Jahrfeier im allerletzten Moment. Hosemann hatte einst den Cottbusern offeriert, dass Heinrich I.[2] (der Finkler/der Vogeler) im Jahre 930 in der Cottbuser Gegend ein Feldlager gegen die Ungarn aufgeschlagen hätte und aus diesem Anlass die Stadt gründete. Cottbus feierte auf dieser Grundlage 1730 und 1830 das 800. und 900. Stadtjubiläum. Spremberg feierte 1893 das Stadt-Millennium, die Hoyerswerdaer erlagen Hosemanns Lügen ebenfalls. Noch Ewald Müller (1921) meinte, dass man „Kaiser" Heinrich I. mit Recht als den „Deutschen Städtebauer" benenne[3]. Für Senftenberg ist mir in punkto Hosemann-Story noch nichts bekannt geworden. Jedoch erscheint mir die angebliche Wendenschlacht am Koschenberg 923 sehr verdächtig. Die Fantasiefiguren Radbot, Chitava und Uleslaw, die Beziehung der Frau zur Stadt Zittau, die Heinrichzeit als Handlungszeit und das willkürliche Auftreten historischer Personen scheinen auf ein Hosemann-Produkt zu weisen. Für Liersch ist ganz klar, dass es sich um eine ganz und gar erfundene, auf Hosemann zurückgehende Darstellung im kitschigen Kolportagestil handelt.

Auch wenn Abraham Hosemann 1617 auf einer Reise erschlagen worden sei, taucht er immer wieder auf. Wie hier auch, führen seine Erfindungen in Büchern und Köpfen ein spukhaftes Leben fort (Liersch), sind somit also unsterblich geworden, trotzdem oder gerade weil ihm Heimatforscher bis heute wegen seiner Schwindeleien grollen: wer schreibt – der bleibt – auch wenn er der „verlogenste aller Zweifüßler" (Liersch) gewesen sein sollte. Hosemanns Erfindungen sind noch längst nicht alle enttarnt worden. Verquickt und vermischt mit allerlei literarischen Zutaten der letzten 400 Jahre wird es schwieriger, die unseriöse Quelle dahinter zu erkennen, werden auch späterhin noch Hosemann-Ideen als geschichtliche Tatsachen verkauft werden.

Rolf Radochla

Quellen und Anmerkungen

1 Die Details aus dem Leben Abraham Hosemann sind zum größten Teil dem Aufsatz „Ein Geschichtsfälscher" von Karl Liersch in: Niederlausitzer Mitteilungen, Band 19/1930, S. 213-222, entnommen.

2 Heinrich I, war der erste Sachse auf dem ostfränkisch-deutschen Königsthron.

3 Müller, Ewald: Das Wendentum in der Niederlausitz, Reprintdruck nach der zweiten Auflage 1921, REGIA Cottbus, 2011, S. 34.

Foto Rolf Radochla

Spannende Erwartung – knapp eine Stunde vor der Eröffnung des Koschenkanals durch die Ministerpräsidenten Platzek und Tillich am 1. Juni 2013. Der Kanal verbindet den Senftenberger und den Geierswalder See über die Landesgrenze zwischen Sachsen und Brandenburg hinweg

Früheisenzeitliche Siedlung an der Schwarzen Elster vor zweieinhalb Jahrtausenden

Archäologische Rettungsgrabung in der Trasse des Schifffahrtskanals bei Großkoschen

Jonas Beran

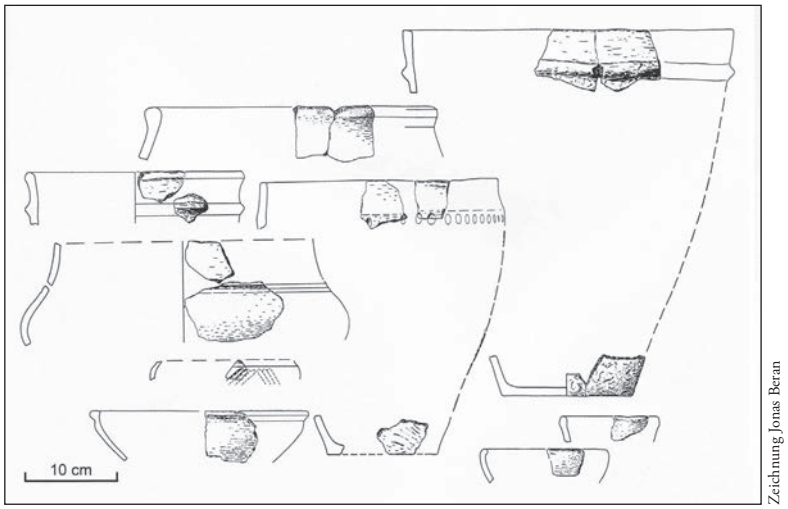
Die ältere Geschichte der Lausitz, wie etwa von Helmut Ruhland aus Kleinkoschen in „Kippensand“ 2013 geschildert, können wir für die letzten 1 000 Jahre mit Hilfe schriftlicher Überlieferungen einigermaßen überblicken. Detailreicher, mit Nachrichten auch über alle einzelnen Dörfer, wird es erst am Ende des Mittelalters um 1500, Abbildungen und Karten gibt es frühestens ab dem 16. Jahrhundert. Manche vermeintlich uralten sagenhaften Volksüberlieferungen wurden von übereifrig-patriotischen Heimatforschern im 19. und frühen 20. Jahrhundert um spärlichste einzelne Sätze alter Chroniken herum reich ausgeschmückt oder auch ganz frei erfunden.

Was wir inzwischen über die Zeit menschlicher Besiedlung vom Ende der letzten Eiszeit vor 12 000 Jahren bis zum frühen Mittelalter wissen, verdanken wir der seit etwa 200 Jahren gerade in der Lausitz engagiert und erfolgreich betriebenen archäologischen Bodenforschung.

Die Namen unserer stein-, bronze- und früheisenzeitlichen Vorbewohner werden wir nie mehr ermitteln können, ihre Geschichten und Lieder sind unwiderruflich vergessen. Über ihre Sprache können wir begründete Vermutungen anstellen, aber nichts sicher beweisen. Was wir aber in immer größerem Umfang und in immer mehr, häufig kuriosen und überraschenden Einzelheiten mit Hilfe aufgefundener und gedeuteter Lebensäußerungen ermitteln können, ist ihre Lebensweise, zum Teil sogar ihre Denkweise. Rational und emotional

Foto Archäologie Manufaktur

Nördlicher Bereich der angenommenen Hausstelle mit geschnittenen Befunden



Zeichnung Jonas Beran

Früheisenzeitliche Gefäßscherben aus dem Hausbereich, zeichnerisch zu von anderen Fundorten bekannten Gefäßformen rekonstruiert (aus Beran 2008)

kommen sie uns damit immer näher, wenn man sich dazu auch noch ins Gedächtnis ruft, dass jeder hier vor mehr als 2 000 Jahren lebende Mensch mit hoher statistischer Wahrscheinlichkeit mit jedem von uns meist in direkter Abstammungslinie blutsverwandt ist. In den skandinavischen Ländern ist man sich solcher Tatsachen sehr bewusst und sieht sich in jahrtausendelanger Tradition, in Mitteleuropa, wo immer die Völkerwanderungen hin und her gingen, bisher noch weniger.

Nun ist die archäologische Vorgeschichtsforschung im ostmitteleuropäischen Raum in Ansatz und Methoden nicht ganz einfach. Im Unterschied etwa zum Mittelmeerraum gab es kaum Steinbauten und steinerne Grabmonumente, deren Fundamente und Trümmer man finden und freilegen könnte. Alles was wir haben, sind im wesentlichen Flecke im Boden, die Spuren von Holzbauten und diversen Eingrabungen, die mit Erfahrung und Aufwand sichtbar gemacht werden müssen. Sie stecken fast überall in den oberen Erdschichten, meist nicht tiefer als einen oder höchstens zwei Meter, und bilden unser „Bodenarchiv". Jede Erdarbeit zerstört sie allerdings unwiederbringlich und in der Regel völlig unbemerkt. Daher gibt es inzwischen seit fast 100 Jahren Gesetze zu ihrem Schutz.

Wir hatten gesagt, dass gerade die Lausitz zu den Pionierregionen der Archäologie gehört, vor allem aufgrund der eigentlich zufälligen Tatsache, dass die Menschen der im 19. Jahrhundert hier definierten sogenannten „Lausitzer Kultur" der mittleren Bronzezeit bis frühen Eisenzeit (1200 bis 400 v. Chr.)

Pfostengrube zur Nord-Ost-Ecke des Hauses

Mit Auenlehm gefüllte „Grube", eher natürlicher Entstehung, vermutlich durch vom Hochwasser entwurzelte Bäume

Profilschnitte durch eine Abfallgrube östlich der Hausstelle, vielleicht Latrine

Fotos (3) Archäologie Manufaktur

ihren Verstorbenen besonders viele, große und kleine dekorative Tongefäße ins Grab legten, die natürlich schon früh auffielen und zum Gegenstand der Neugierde und des Sammeleifers wurden, nicht nur in der Nieder- und Oberlausitz, sondern auch in weiten Teilen Sachsens, Brandenburgs und Polens. Andererseits dürfte leider gerade die Niederlausitz den Weltrekord halten bei der Totalvernichtung des Bodenarchivs durch die Aktivitäten des modernen Menschen, in erster Linie durch den Weltrekord im großflächigen Abbau der Braunkohle. Diese besondere Tragik wird noch dadurch gesteigert, dass während und auch nach dem Ende des Kohleabbaus die Korridore zwischen den Tagebauen besonders intensiv bebaut und umgestaltet wurden. Um einen solchen Fall geht es hier.

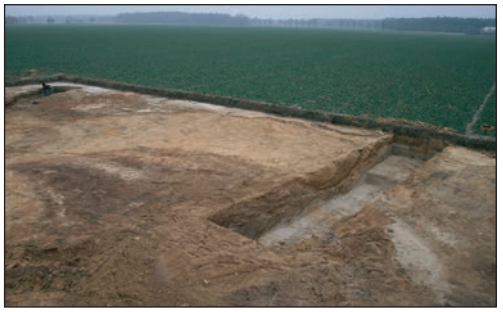
Archäologische Grabungen aus Neugier, später fast nur noch sogenannte Rettungsgrabungen, gibt es seit dem 17. Jahrhundert, zunächst vor allem die leicht erkennbaren Gräber betreffend, inzwischen vor allem Siedlungen und jegliche Aktivitätsspuren erfassend, einschließlich naturkundlicher Beobachtungen zur Landschaftsgeschichte. Punktuelle Rettungsgrabungen in den Tagebauvorfeldern begannen in den 1930er-Jahren. Seit den 1960er-Jahren wird um eine ganzflächige Betreuung und Erforschung der Tagebauvorfelder gerungen, bis 1990 durch das Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam, das Bezirksmuseum Cottbus und das Zentralinstitut für Alte

Geschichte und Archäologie, unterstützt von vielen weiteren Institutionen und Einzelpersonen, initiiert, geleitet und vorangetrieben von Günter Wetzel und Eberhard Bönisch (aus Großräschen). Der Verfasser ist seit 1982 regelmäßig dabei.

Mit dem Denkmalschutzgesetz von 1990 wurden neue Grundlagen geschaffen, die Arbeitsstelle Braunkohlenarchäologie des Landesdenkmalamtes in Calau setzt vor allem eigene Grabungsmannschaften ein, bei besonders aufwendigen Projekten und bei besonderem Zeitdruck, etwa der Ausgrabung der Dörfer Kausche und Horno, oder wie bei der nachfolgend beschriebenen Aktion, wird auch auf die Mitarbeit unserer Grabungsfirma „Archäologie Manufaktur GmbH“ in Wustermark zurück gegriffen, die sonst vor allem im nordwestlichen Brandenburg tätig ist.

Über die urgeschichtliche Besiedlung im alten Senftenberger Revier, einer heute bereits weit entwickelten Bergbaufolgelandschaft, war bisher vergleichsweise wenig bekannt, da die archäologische Begleitung des Braunkohlenabbaus bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts nur punktuell erfolgen konnte. Überregional bedeutsam war die Untersuchung der gut erhaltenen früheisenzeitlichen Burganlage in der Flussniederung der Schwarzen Elster nordöstlich von Senftenberg in den Jahren 1931 bis 1933. Etwa vier Kilometer flussaufwärts sind östlich der Ortslagen von Groß- und Kleinkoschen, nördlich und südlich des seit langem begradigten und kanalisierten Flusses, zwei Urnengräberfelder der Billendorfer Kultur bekannt. So benennt man seit 1903 die früheisenzeitliche Endphase der Lausitzer Kultur (800 bis 300 v. Chr.) in ihrem südwestlichen, Nieder- und Oberlausitzer Teilgebiet, nach dem Fundort eines Gräberfeldes östlich der Neiße (jetzt Białowice). Die Menschen der Billendorfer Kultur sind nicht die unmittelbaren bzw. einzigen Vorfahren später hier lebender germanischer Stämme und auch nicht der slawischen Sorben. Mit dem Ende der archäologischen Kultur spätestens um 200 v. Chr. sind sie aber sicher auch nicht ausgestorben.

Verfüllter Flusslauf im Profil an der Grabungsgrenze



Alte Flussschlinge in Planum und Profilschnitt

Fotos (2) Archäologie Manufaktur

Im Unterschied etwa zu den Tagebauen Welzow und Jänschwalde, wo in ehemaligen Waldgebieten vor ihrer Abbaggerung ganze vorgeschichtliche Siedlungslandschaften gut erhalten und zusammenhängend erforscht werden können, ist im alten Senftenberger Industriegebiet schon das meiste zerstört – zum Teil sind inzwischen frühe Industrie- und Bergbauanlagen schon wieder Gegenstand archäologischer Erforschung. Umso wertvoller ist jeder Fundplatz und natürlich auch jede noch unzerstörte Verdachtsfläche. Da in der Niederung der Schwarzen Elster zwischen den Orten Klein- und Großkoschen zur Förderung der touristischen Infrastruktur Ende 2007 unter der Regie der LMBV mit der Anlage eines Schifffahrtskanals zwischen dem Senftenberger und dem Geierswalder See und einer abermaligen Flussverlegung begonnen werden sollte, wurde entlang der 600 Meter langen und 80 Meter breiten Trasse von uns ab dem 17. September eine sogenannte „archäologische Prospektion“ zur Auffindung bisher unbekannter Fundstellen durchgeführt. Zunächst brachten 53 Handsondagen von Quadratmetergröße – ein ansonsten bewährtes Verfahren – keinen Nachweis urgeschichtlicher Funde oder Befunde. Der überwiegend angetroffene, nach spätsommerlicher Trockenheit verhärtete Auenlehm (an dem mehrere Spatenstiele zersplitterten) konnte kaum oder gar nicht nach Kleinstfunden durchgesiebt werden. Erfolgreicher war dann aber die Anlage von zehn langen Baggerschnitten.

Als Untergrund zeigten sich nacheiszeitliche, zum Teil wohl auch eiszeitliche, hellgelbe Sande, stellenweise auch lehmig oder kiesig, mit meist starken bis sehr starken Eisenhydroxid-Ausfällungen („Rost“), die teilweise schon die Qualität von Raseneisenerz-Lagerstätten erreichten. Rotbraune bis graubraune, lehmig-feinsandige, humushaltige Ablagerungen markierten die Ränder alter Flussläufe, die sich auch schon im Luftbild durch kräftigeren Pflanzenwuchs zum Teil deutlich abgezeichnet hatten. In anderen Bereichen befanden sich ausgedehnte Störungen, bei denen es sich um erst im 20. Jahrhundert mit braunkohlehaltigem, grauweiß-sandigem Tagebau-Abraum verfüllte Lehmentnahmegruben handeln dürfte.

In einem begrenzten, das Niveau der alten Flussläufe nur um wenige Dezimeter überragenden Bereich zeichneten sich im gelbsandig-rostfleckigen Grabungsplanum hellgrau bis mittelgrau verfärbte, orangebraun-rostfleckige, unscharf begrenzte, im Umriß ovale Befunde von einem bis eineinhalb Metern Durchmesser ab. In den Profilschnitten erschien eine Interpretation als urgeschichtliche Eingrabungen (kleine Abfallgruben oder große Pfostengruben) möglich. Wenige, aus diesen Befunden geborgene, schlecht erhaltene Scherben hätten nach ihren technischen Merkmalen von Gefäßen der jungsteinzeitlichen Trichterbecherkultur (3. Jahrtausend v. Chr.) oder der früheisenzeitlichen Billendorfer Kultur stammen können. Nach den Erfahrungen

Abbildung Kelvin Wilson

Rekonstruktionsbild eines früheisenzeitlichen Gehöftes mit Rechteckhaus und Speichern in einer Flussniederung aus einer niederländischen Publikation (Harsema 2005)

Grafik Frank Richter

Vereinfachter Übersichtsplan des wichtigsten Teils der Grabungsfläche

im Tagebau Greifenhain und neuen Funden früheisenzeitlichen Materials in der Ortslage Großkoschen waren im unmittelbaren Niederungsbereich am ehesten Siedlungsplätze der Billendorfer Kultur zu erwarten. Einige braun verfärbte Feuersteinabschläge hätten jedoch gut zur Trichterbecherkultur gepasst.

Bei der großflächigen Hauptuntersuchung wurden bis zum 21. Dezember 2007 auf 6000 Quadratmetern 181 Erdbefunde dokumentiert. Nach gegenwärtigem Erkenntnisstand, unter anderem auf Grabungserfahrungen im Havelland beruhend, handelt es sich allerdings wohl überwiegend um Baumwurzelspuren des hier vom Ende der Eiszeit bis zum Mittelalter wachsenden, mal mehr, mal weniger durch menschliche Aktivitäten aufgelichteten Auenwaldes. In den Hohlräumen, die durch Hochwasser mit Eisgang oder von Stürmen herausgerissene Baumwurzeln zurückließen, bildeten sich Aussackungen der (jetzt überwiegend in der Pflugschicht aufgearbeiteten) tonighumosen Auenlehmdecke. So entstand im Planum ein buntes Befundbild, das die Aussonderung wirklicher Spuren einer menschlichen Siedlung sehr erschwert, zumal einerseits jüngere Baumwurzelstörungen durchaus verlagertes urgeschichtliches Fundmaterial enthalten, andererseits Pfosten- und Abfallgruben auch ganz frei von erhaltenen Artefakten sein können.

Sichere Anhaltspunkte geben Befunde mit größeren, kaum verwitterten, offenbar nicht weit verlagerten Keramikgefäß-Fragmenten sowie eine Grube mit gebranntem Hauswand-Lehm. Die bisher erkennbaren Gefäßtypen (Wulstleistentöpfe und Schalen mit einziehendem, verdicktem Rand) gehören wohl der Billendorfer Spätphase an. Der Vergleich mit einem 2006 am Elbe-Havel-Kanal an der Wusterwitzer Schleuse untersuchten Fundplatz der etwa gleichzeitigen älteren Jastorf-Kultur legt nahe, dass auch hier über einige Jahrzehnte ein kleines Einzelgehöft mit einem Wohnhaus, kleinen Nebengebäuden (Speichern?) und daneben angelegten ovalen Abfallgruben bestanden hat. Bei einer Gruppierung solcher Gruben in einigem Abstand östlich des Hauses, also entsprechend der Hauptwindrichtung auf dessen „Lee-Seite“, könnte es sich um den Entsorgungsplatz geruchsintensiverer Abfälle handeln. Wie die Untersuchung der Innenflächen früheisenzeitlicher Burgwälle, unter anderem bei Senftenberg, gezeigt hat, war zwar in der Billendorfer Kultur der Pfostenbau durchaus üblich. Jedoch gelingt hier wie auch in anderen früheisenzeitlichen („hallstattzeitlichen“) Regionalgruppen des östlichen und südlichen Mitteleuropa bei neueren Grabungen kaum jemals eine überzeugende Rekonstruktion von Hausgrundrissen. Da allerdings für vorhergehende und nachfolgende Kulturgruppen jeweils große Rechteckhäuser, meist in dreischiffiger Bauweise, sicher nachgewiesen wurden, sind solche eigentlich auch für die ältere

Kleine Grube mit Teilen eines dickwandigen Topfes, dicht außerhalb der Südwestecke des vermuteten Hauses

Gefäßteil und Brandasche in einer kleinen Grube

Eine flache (links) und eine tiefe Pfostengrube zur Westwand des Hauses im Profilschnitt

Fotos (3) Archäologie Manufaktur

vorrömische Eisenzeit zu vermuten. Wahrscheinlich beruhte die Konstruktion der Außenwände nicht, wie etwa in der älteren

Foto Archäologie Manufaktur GmbH Wustermark

Bronzezeit oder der nachchristlichen germanischen Zeit („Römischen Kaiserzeit“), auf Reihen dicht beieinander stehender, eingetiefter Pfosten, sondern auf waagerechten Grundschwellen, von denen nur in günstigen Fällen die Streifenverfärbungen flacher Wand-Fundamentgräbchen oder in größeren Abständen zueinander liegende Spuren von Unterlegsteinen oder seitlichen Stützen erhalten sein können. Pfostengruppierungen, wie etwa in Forst-Eulo von Oliver Ungerath dokumentiert, gehören demnach eher zu dachtragenden Konstruktionen im Inneren des Hauses. Sie geben damit nur indirekte Anhaltspunkte zu dessen Umriss und Größe.

Nördlich des Siedlungsplatzes wurden am Rand der Untersuchungsfläche drei Mäanderbögen eines alten Flusslaufes in Planum und Profilschnitten erfasst. Die humosen Uferschichten enthielten wenige spätmittelalterliche Scherben (13. bis 15. Jahrhundert). Die Verfüllung der Rinne erfolgte durch natürliche Sandeinschwemmungen und zuletzt durch planmäßige Planierungen zur Ackerlandgewinnung wahrscheinlich erst in der Neuzeit. Auch die Ausbildung speziell dieses Flusslaufes könnte erst nach der Billendorfer Besiedlung erfolgt sein.

Literatur:

Beran, Jonas: Ein Gehöft aus der frühen Eisenzeit an der Schwarzen Elster. In: Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2007. Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg 20, Wünsdorf 2008, S. 147-156.

Bönisch, Eberhard: An Malxe, Spree und Schwarzer Elster - Fließtext zur Archäologie 2007. In: Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2007. Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg 20, Wünsdorf 2008, S. 7-19.

Brumlich, Markolf: Siedlung im Fluss. Funde von der Bronze- bis zur Neuzeit am Ortsrand von Großkoschen. In: Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2007. Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg 20 (Wünsdorf 2008) S. 157-165.

Brumlich, Markolf: Wie im Wilden Westen. Gräberfeld in der Flußaue bei Großkoschen, Lkr. Oberspreewald-Lausitz. In: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2007 (Stuttgart 2009) S. 43-45.

Brumlich, Markolf: Fluß voller Überraschungen. Archäologie in Deutschland 2009, H. 1, S. 49f.

Brumlich, M.: Alles im Fluss. Scherben und Perlen in einem Altarm der Schwarzen Elster bei Großkoschen. In: Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2008. Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg 21 (Wünsdorf 2011) 89-103.

Buck, Dietmar-Wilfried: Die Billendorfer Gruppe. Teil 1 – Katalog. Veröff. Mus. Ur- u. Frühgesch. Potsdam 11 (Berlin 1977).

Buck, Dietmar-Wilfried: Die Billendorfer Gruppe. Teil 2 – Text. Veröff. Mus. Ur- u. Frühgesch. Potsdam 13 (Berlin 1979)

Harsema, Otto: Boerderijen tussen de raatakkers. Nederzettingen op de noordelijke zandgronden. In: Louwe Kooijmans, L. P., P. W. van den Broeke, H. Fokkens, A. van Gijn (red.), Nederland in de prehistorie (Amsterdam 2005) S. 543-555

Herrmann, Joachim: Die früheisenzeitlichen Burgen von Podrosche, Kr. Weißwasser, und Senftenberg in der Niederlausitz. Veröff. Mus. Ur- u. Frühgesch. Potsdam 5, 1969 (1970) S. 87-108

Ruhland, Helmut: Als unser Gebiet noch „wendisch“ war. Kippensand 2013, Werben, S. 89-90.

Schopper, Franz, Detlef Dähnert (Hrsg.), Markus Agthe, Eberhard Bönisch (Red.): Archäologie in der Niederlausitz. Archaeology in Lower Lusatia (Cottbus 2012).

Ungerath, Oliver: Häuser und ein Brunnen aus dem Jahre 675 v. Chr. Grabungsergebnisse auf dem Umsiedlungsstandort für das Dorf Horno. Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2001 (Calau 2003), S. 117-129.

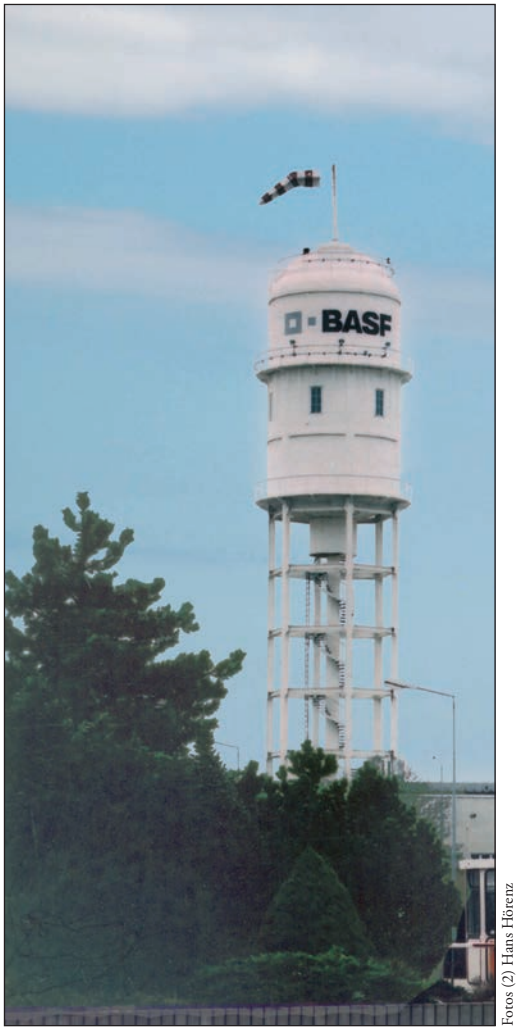
Schon mal gesehn?

Heimatblicke von Hans Hörenz

Wassertürme in Schwarzheide

Inmitten von Schwarzheide, jenem Ort im Landkreis Oberspreewald-Lausitz, dem wegen seiner wirtschaftlichen Bedeutung zu DDR-Zeiten das Stadtrecht verliehen wurde, lenkt der 36 Meter hohe Wasserturm als ein Wahrzeichen besonderer Art die Blicke auf sich. In den Kriegsjahren 1943/44, als die Produktion von synthetischen Treib- und Schmierstoffen in der damaligen „BRABAG“ auf Hochtouren lief, ist er von französischen Kriegsgefangenen gebaut worden. Der Plan, dass dieser Wasserturm der Bestandteil eines noch zu errichtenden Rathauses werden sollte, wurde allerdings nicht realisiert. Heute ist der 1958 stillgelegte Wasserturm das dominante Bauwerk im Stadtzentrum, nach dem schon seit Jahrzehnten die nahe gelegene „Wasserturm-Siedlung“ ihren Namen hat.

Auch in der damaligen BRABAG, auf die sich in der Kriegszeit konzentriert die Angriffe der alliierten Bomberflotten richteten und erhebliche Zerstörungen der Werkanlagen zur Folge hatten, wurde 1936 ein gleich großer Wasserturm errichtet – allerdings hier in einem industriellen Design. Heute sind auf diesem Turm die Buchstaben BASF aus weiter Ferne zu lesen, das weltbekannte Unternehmen, das nun der Eigentümer ist.



Fotos (2) Hans Hörenz

Abbildungsverzeichnis

Archäologie Manufaktur (A) 121, 122, 123, 125, 126
Jonas Beran (A) 121
Harry Bigalke (S) 93
Familie Brzezicha (S) 79
Jens Domann (A) 35, 36
Georg Fenger (S) 6
Matthias Gleissner (S) 51
Bernd Gork (A) 30, 31
Otto Harsema (A) 124
Gerhard Hartnick (S) 99, 100
Carl Hausmann (A) 116
Klaus Hirsch (A) 47
Hans Hörenz (A) 13, 14, 20, 21, 22, 28, 39, 83, 111, 113, 114 127
(S) 37, 38, 112
Norbert Jurk (S) 50, 52, 58, 86
Rosel Klebel (S) 6
Hans Kober (S) 67, 68, 69, 70
Anett König (A) 16, 17
Markus Kurth (A) 74, 75, 76
Manfred Kuhnke (A) 98
Bernd Lunghard (A) 60, 105, 106, 107, 108
Sandra Mähl (A) 81, 82
Michaela Michalke (A) 32, 33
Peter Müller (A) 103
Kreisarchiv Landkreis Oberspreewald-Lausitz
(S) 56
Joachim Pendziwiater (S) 88
Jan Poppe (A) 77, 78, 84
Edeltraud Radochla (A) 9, 12, 19, 36
Rolf Radochla (A) Titel, U1/2, 8, 9, 10, 11, 15, 18, 24, 34, 61, 80, 87, 101, 118, 119, 120
(S) 2, 5, 7, 42, 43, 90, 94, 96, 102, 109, 116, 117
Thomas Radochla (A) 18
Gerd Rattei (A) 101
Steffen Rasche (A) 21
Frank Richter (A) 124
Torsten Richter (A) 25, 26, 27, 49
Helmut Ruhland (A) 104
Martin Schertzbeerg (A) 23
Museum Senftenberg (S) 29, 30
Stadtarchiv Senftenberg (S) 55, 56, 58, 59
Traditionsverein Braunkohlenbergbau Senftenberg e.V.
(S) 62, 71, 72, 73
Traditionsverein Braunkohlenbergbau Lauchhammer e.V.
(A) 19
Hans-Hermann Schneider
(S) 63, 64, 65, 66
Carmen Schulze (S) 80
Irene Teichmann (A) 46
Hans-Udo Vogler (S) 85, 86
Kelvin Wilson (A) 124
Horst Zensius (A) 89, 91, 92